

DEUTSCHE RUNDSCHAU

herausgegeben von Rudolf Pechel

Aus dem Inhalt:

Rudolf Pechel Ein Sommer unseres
Mißvergnügens

Hans Jaeger Tschu-En-Lai

Reginald H. Phelps . . . Die Hitler-Bibliothek

Hans von Eckardt . . . Die Dramaturgie
der russischen Geschichte

Alfred Mohrhenn . . . Eduard Mörike

Hermann Uhde-Bernays Fontanes Briefe an Friedländer

80. Jahrgang · September 1954



VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU · BADEN-BADEN

INHALT

RUDOLF PECHEL		REGINALD H. PHELPS	
Ein Sommer unseres Mißver-		Die Hitler-Bibliothek	923
gnügens	873	ALFRED MOHRHENN	
HANS JAEGER		Eduard Mörike	932
Tschu-En-Lai	880	HERMANN UHDE-BERNAYS	
ALFRED FRISCH		Fontanes Briefe an Fried-	
Französische Parteien vor		länder	941
dem Schmelztiegel	887	EDUARD LACHMANN	
VIGOLEIS THELEN		Georg Trakl	947
Jede Blume erblüht sich den		GOTTFRIED R. TREVIRANUS	
Tod	894	Glückwunsch für Hermann	
HANS VON ECKARDT		Ullmann	951
Die Dramaturgie der russi-		RUNDSCHAU	
schen Geschichte	895	Suez (952) — Europäisches Studen-	
WALTHER TRITSCH		ten-Theater (953) — Sterbender	
Das Abendland durch die Brille		Wald in der Ostzone (954) — Chri-	
der Anderen gesehen	909	stoph von Schmid (956) — Die	
GERHARD NEUMANN		Bücher der Neunzehn (957) —	
Später Sommer	914	Wurst ohne Dämonen (958)	
KLAUS PETER SCHULZ		IRMGARD KERN	
Resolutionen und Realitäten .	915	Die Gräber am Walde	960
DIETRICH KOCH		HEINZ ALBERS	
Einem Freunde aus der Zeit		Begegnung im Eissalon . . .	965
der Gefangenschaft	922	LITERARISCHE	
		RUNDSCHAU	970

Redaktion: Stuttgart O, Haußmannstr. 38, Tel. 24 10 67. — Verlag *Deutsche Rundschau*, Baden-Baden, Schloßstr. 8. — Die *Deutsche Rundschau* erscheint monatlich, Einzelpreis: DM 1,80, vierteljährlich: DM 5,—, jährlich: DM 18,—, ermäßigter Jahresbezug für Studierende: DM 12,—, Zuzügl. Zustellgebühr. Bankverbindung: Städtische Sparkasse, Baden-Baden, Konto-Nr. 88. Postscheckkonto Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Karlsruhe Nr. 720 30. Gültig Anzeigenliste Nr. 3. — Die *Deutsche Rundschau* veröffentlicht nur Erstdrucke. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Rücksendung unverlangter Manuskripte nur bei Rückporto. — Herausgeber: Rudolf Pechel. Verantwortlicher Redakteur: Klaus Hoche.

Druck: Pressehaus Geisel & Co., Wiesbaden, Bahnhofstraße 33

Ein Sommer unseres Mißvergnügens

„April, April im Juni“ heißt es in einem der letzten, immer treffenden Schlagher von Günther Neumanns „Insulanern“ in Berlin, den Tröstern aller Berliner im westdeutschen Exil. Nun, den April kann man leider für alle Sommermonate prolongieren. Allgemein ist das Gefühl verbreitet, daß das für einen normalen Sommer völlig ungewöhnliche Wetter der herrschenden malaise entspricht, sie zwar nicht hervorgerufen, aber zweifellos verstärkt hat. Niemand ist mit den gegenwärtigen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zuständen in der Bundesrepublik zufrieden. Von der außenpolitischen Situation gar nicht zu reden. Denn seit der Berliner Konferenz und ihrer Fortsetzung in Genf ist das Stimmungsbarometer unter Null gefallen. Die malaise ist nicht unbegründet, wenn wohl auch manche Anlässe zu ihr übertrieben werden. Immer wieder ist man erstaunt, wie wenig die Bundesregierung und der Bundestag von den Stimmungen im Volke Notiz nehmen, geschweige denn ihnen Rechnung tragen. In solchen Zeiten häufen sich die Zuschriften, Telephonate und Besuche aus dem Leserkreis auf den Redaktionen, um den bedrängten Herzen Luft zu schaffen. Wir wissen aus der Weimarer Zeit, zu welchem Ende die Entfremdung zwischen dem Volk und der Regierung sowie dem Parlament führen kann. Deshalb erscheint es uns als Pflicht, eine kurze Zusammenfassung solcher Sorgen, die nicht alle auch die unseren sind, zur öffentlichen Kenntnis zu bringen — to whom it may concern.

Nach wie vor steht im Vordergrund unser Verhältnis zu Frankreich. Die meisten Deutschen glauben, daß von unserer Seite aus wirklich alles geschehen wäre, um zu einer endgültigen und freundschaftlichen Bereinigung aller Schwierigkeiten zu gelangen. Wer so urteilt, der trägt aber nicht genügend der französischen Mentalität Rechnung. Die äußeren und inneren Schwierigkeiten Frankreichs sind sehr groß. Ein Kabinett hat in schneller Folge das andere abgelöst, und der gegenwärtige Ministerpräsident — der zwanzigste seit 1945 — kämpft einen bewundernswerten Kampf, um außenpolitische Schwierigkeiten zu beseitigen und Frankreich einer wirtschaftlichen Gesundung entgegenzuführen.

Das Blutvergießen in Indochina ist durch einen für Frankreich opfervollen Abschluß vorläufig beendet worden. Die Sorgen um Tunis, Algier und Marokko, die im Zuge der antikolonialen Entwicklung der gesamten Weltpolitik gar nicht ernst genug genommen werden können, bestehen fort. Über das Schicksal des EVG-Vertrages wird wohl bei Erscheinen dieser Zeilen entschieden sein. Ohne Frankreich muß der Europa-Gedanke begraben werden. Wir können keine irgendwie geartete Achse zwischen

Bonn und einer andern Hauptstadt wünschen, wenn nicht die Einigung Deutschland-Frankreich hergestellt ist, die jede Achse überflüssig machen würde *).

Wir haben alle Veranlassung, Frankreich gegenüber, in dem die Wunden der Hitler-Besetzung weder wirtschaftlich noch seelisch vernarbt sind, auch bei nationalistischen Rückfällen in Deutschland es nicht sein können, auf die Gefühle der Franzosen jede nur mögliche Rücksicht zu nehmen. Immer wiederholte Enttäuschungen müssen wir mit Geduld hinnehmen. Jeder Versuch, Frankreich unter Druck zu setzen, ist ein schwerer politischer und moralischer Fehler. Hier hat der Bundeskanzler ein gutes Wort in London gefunden, als er auf die Frage, was er sich nach Erlangung der deutschen Souveränität wünsche, antwortete: „Ein starkes Frankreich.“ Die Geschichte sollte uns gelehrt haben, daß es Deutschland gut geht, wenn es Frankreich noch etwas besser geht. Die französische Regierung ist abhängig von den Imponderabilien, die in den Gefühlen des französischen Volkes liegen. Die Franzosen sollten aber bei ihrer Besorgnis vor einer deutschen Wiederbewaffnung damit rechnen, daß ein deutsch-französischer Krieg für alle Zukunft undenkbar ist und sie weit mehr Freunde in Deutschland haben, als manche französische Kreise annehmen. Wir halten den Ministerpräsidenten Mendès-France für klüger, als einige Deutsche, als daß er wie diese den immer wiederholten Erweichungsversuchen Moskaus Gehör schenken könnte **).

Bei einer tour d'horizon stoßen wir überall in der ganzen Welt auf Blutvergießen. Korea ist nicht befriedet, Indochina vorläufig, Indonesien ist unruhig, in Afrika ist die Mau-Mau-Bewegung nicht zur Ruhe gebracht, in Marokko, Tunis, Algier häufen sich die Gewaltakte, im Vorderen Orient gärt es weiter. Millionen von Menschen leben unter den Regimes Moskaus und Pekings, die noch unmenschlicher und grausamer sind als die Hitler-Diktatur. Deutschland bleibt ein Krisenherd, so lange nicht die Wiedervereinigung vollzogen ist. Wann kommt der Retter dieser Erde, der nicht mit Waffengewalt, sondern aus einer überlegenen großen Konzeption heraus eine neue Ordnung empfiehlt?

In Gedanken an unsere Brüder in Mittel- und Ostdeutschland sollte das Bemühen *aller* Deutschen im Westen in Einigkeit dahin gehen, alles in der

*) Einen interessanten und erregenden Beitrag zur deutschen Außenpolitik veröffentlichte Edmund Schopen unter dem Titel „Die Machtstellung Deutschlands in Europa“ in Heft 6 der Zeitschrift für internationale Fragen „Außenpolitik“.

**) Mit stärkstem Nachdruck weisen wir auf die dem Verhältnis zu Deutschland gewidmete Nummer Juni-September der französischen Monatsschrift „*Monde Nouveau Paru*“ hin, in der die Stimme klarer Vernunft in den Aufsätzen von François-Poncet, Robert Schuman, Bertrand de Jouvenel, Raymond Aron u. a. zum Ausdruck kommt. (Die Beiträge einiger deutscher Mitarbeiter erreichen nicht das Niveau der Franzosen.) Ebenso auf die Aufsätze der bekannten französischen Journalistin *Dominique Auclères* im „Figaro“ vom 7./8. und 9. August „La Conscience Allemande“, die als envoyée spéciale zur Bundespräsidentenwahl und den Gedenkstunden zum 20. Juli nach Berlin gekommen war und in einer unübertrefflichen Mischung rationaler Überlegungen und wahrer Humanität darüber berichtet.

Bundesrepublik so attraktiv für unsere Brüder unter sowjetischer Zwangsherrschaft zu gestalten wie nur möglich. Wer enge Fühlung mit den Deutschen in der Sowjetzone hält, hat mit Erschrecken feststellen müssen, wie sehr sich die Stimmung drüben seit dem 17. Juni vorigen Jahres verändert hat. Nicht, daß etwa eine Bereitwilligkeit bestünde, die kommunistische Herrschaft innerlich zu bejahen, aber wohl eine dumpfe Bereitschaft, sich mit dem gegenwärtigen Zustand abzufinden, ein Fehler also, den so viele Deutsche auch bei dem Hitler-Regime begangen haben. Jenseits des Eisernen Vorhangs wartet man, die Stimme des Herzens aus dem Westen zu hören, Pakete allein tun es nicht mehr, die Hingabe des ganzen Menschen ist not.

Aber wie sieht die westdeutsche Wirklichkeit aus? Partei-Gegensätze verschärfen sich von Woche zu Woche, und wir sind nahezu in allen Fragen uneiniger denn je. Hierzu melden sich die meisten Stimmen der Sorge, die meinen, daß Regierung wie Abgeordnete dem Fühlen des Volkes entfremdet sind. Es ist an der Zeit, ernsthaft zu prüfen, ob die Aufgabe jeder demokratischen Verfassung, die Gewichte so zu verteilen, daß der Wille des Volkes dem Staat die Richtung gibt, ohne daß die Stetigkeit der Regierungsführung von jeder beliebigen Volksstimmung in Abhängigkeit gerät, erfüllt ist. Genügt auch nur eine einzige der bestehenden Parteien der Forderung Friedrich Meineckes, daß sie ein „erstes Sammel- und Filtrierbecken der durcheinander wogenden Volkswünsche, erste Synthese der miteinander streitenden Interessen, gebildet auf dem Boden gemeinsamer politischer Ideale“ geworden ist? Wenn nicht, sollte man schleunigst daran gehen, die unvermeidlichen und nicht vermiedenen Geburtsfehler der Bundesrepublik zu beseitigen.

Die malaise beginnt mit der Kritik an dem Verhalten der Bundesregierung und des Bundestages. Man versteht in weiten Kreisen die Duldsamkeit nicht, mit der maßgebende Regierungsstellen und auch die Führung von Parteien frühere prominente Nazi ohne Widerspruch und ohne Besorgnis aufgenommen haben. Hand in Hand mit dieser Besorgnis geht die helle Empörung, daß ein deutliches Nachlassen nicht nur des Widerstands gegen das Wiederauftreten der Nazi, sondern auch des Wiedergutmachungswillens zu spüren ist. Es wird als skandalös empfunden, daß ehemalige Nazi bereitwillig Entschädigungen und Nachzahlungen von Gehältern in ungemeiner Höhe zugebilligt erhalten, während die vom Nationalsozialismus Verfolgten und Geschädigten und auch die ehemaligen Soldaten nicht das Entgegenkommen finden, auf das sie berechtigten Anspruch haben. Die so zuversichtliche Erklärung des Bundeskanzlers und die Übernahme einer Bürgschaft gegen die Wiederkehr der Nationalsozialisten in seiner letzten Rundfunkansprache haben die Besorgnisse nicht zum Schweigen gebracht, da die Sorgen durch exakte Zahlen belegt werden können.

Scharfe Kritik wird auch laut, daß Reisen von Ministern ins Ausland mit einem gewaltigen Gefolge unternommen werden zu Lasten der Steuerzahler, und daß man auch bei Empfängen im Lande selbst den Sinn für die richtigen Proportionen verloren hat.

Trotz der wirtschaftlichen Scheinblüte sind wir ein armes Volk, das unter einer mörderischen Steuergesetzgebung steht, so daß jede unnötige Ausgabe durch eine vorbildliche Haltung der Regierungen und der Abgeordneten vermieden werden sollte. Man unterschätze die Stimmung des Volkes nicht! Der neue Bundestag hat bisher das Vertrauen des Volkes sich noch nicht in wünschenswertem Maße erworben trotz aller Achtung, die der tüchtigen Arbeit mancher Ausschüsse gezollt wird. Aber grade hier wird es als Fehler empfunden, daß Abgeordnete, die keineswegs durch Sachkenntnis ausgezeichnet sind, einige Ausschüsse leiten, zu denen unbedingt Sachkenntnis gehört, und schwere Entgleisungen, gepaart mit einer schulmeisterlichen Belehrungssucht, nicht vermieden. Das Verlangen ist sicher unbillig, daß *jeder* Abgeordnete sich über Mittelmaß erhebt, aber lebhaftes Bedenken gegen die Auswahl der Volksvertreter werden geäußert, da in einer Notzeit wie der unsrigen schöpferische Köpfe — wir haben solche in Deutschland — besser am Platze wären als durchschnittliche Begebenheiten. Die Qualitätsminderung wird nicht voll ausgeglichen durch die — als einzige Vorlage — einstimmig angenommene Erhöhung der Diäten...

Viele bedauern die armen Rundfunksprecher, die Journalisten und die Nachrichtenbüros, weil sie nahezu jede Äußerung eines Abgeordneten oder auch eines Ministers — besonders in den gefürchteten Sonntagsreden — die so billig ist wie die Brombeerweisheit: „Wenn's regnet, dann ist's naß“, wiedergeben müssen. Das erinnert peinlich an die Zeit, als im Dritten Reich jede Rede eines Goldfasans als „grundlegend“ bezeichnet wurde.

Der schlichte Untertanenverstand begreift auch nicht, daß Verteuerungen der notwendigen Nahrungsmittel wie Milch, Brot, Fleisch und Obst sich in einem Prozentsatz bewegen, der weder notwendig ist noch jemals in früheren Zeiten zur Anwendung kam. Wenn Brot, Milch, Fleisch und andere Artikel — wir sprechen hier nicht von Luxuswaren — früher um Pfennige aufschlugen bei eintretender Teuerung, so ist die Steigerung heute gleich bis zu 40, ja manchmal bis zu 100%. Ebenso bei den Postgebühren!

Schade, daß die Undiszipliniertheit des deutschen Volkes es nicht gestattet, wie es die Schweizer Frauen ohne weiteres fertiggebracht haben, bei einer unverantwortlichen Verteuerung des Fleisches zu konsequentem Boykott zu schreiten, der s. Z. eine unberechtigte Preiserhöhung des Fleisches innerhalb von 8 Tagen erledigte.

Ein rapide anwachsender Reichtum in manchen Kreisen, verbunden mit einem widerwärtigen Luxus, welcher der Not und des Elends der Vertriebenen und Spätheimkehrer spottet und anscheinend einer entsprechenden Besteuerung sich zu entziehen weiß, ruft besondere Erbitterung hervor. Der Lebensstandard des deutschen Arbeiters hat sich Gott sei Dank erheblich gehoben, wenn er auch mit der Teuerung nicht ganz Schritt hält. Die ausgedehnte Streikbewegung, die man nicht ernst genug nehmen kann, findet nicht die Unterstützung der Öffentlichkeit, weil sie nicht mit der Teuerung, sondern mit dem neuen Evangelium von dem „expansiven Lohn“ begründet wird. Es gibt Kreise, die mehr Veranlassung zur Auflehnung hätten als die Arbeiter, aber nicht über das Mittel des Streiks ver-

fügen. Es war auch nicht sehr klug, daß der erste Streik der unpopulärste war, der Streik in Hamburg, weil grade die Ärmsten unter seinen Folgen mehr leiden als die Reichen. Die Gewerkschaften sollten doch die Ausführungen der sowjetischen Wirtschaftsexperten Podiljew und Grundensky mit größter Aufmerksamkeit lesen, von denen die Lohnkämpfe in der Bundesrepublik so lebhaft begrüßt werden, weil durch die „sich schnell drehende Lohn-Preisspirale“ die Bundesrepublik kurzfristig auf dem wirtschaftlichen Gebiet sturmreif für den Osten gemacht würde . . .

Unter der Decke des viel zu viel zitierten deutschen Wirtschaftswunders macht sich immer stärker ein dumpfes Grollen bemerkbar, das zu unübersehbaren Folgen führen kann, wenn nicht echte Abhilfe geschaffen wird. Was aber heute sich auf der Oberfläche der Bundesrepublik abspielt, dem gilt die bangste Sorge aller derer, denen an der Festigung der Bundesrepublik wirklich gelegen ist.

Einer der wenigen Lichtpunkte in diesem tristen Sommer war die Gedenkstunde zur zehnjährigen Wiederkehr des 20. Juli 1944. Bundespräsident Theodor Heuss fand bei seiner Wiederwahl und in der Aula der Freien Universität in Berlin Worte, die gebieterisch weiteste Verbreitung fordern. Er ordnete mit der ihm eigenen besonnenen, klugen und menschlichen Art die deutsche Widerstandsbewegung in den geschichtlichen Zusammenhang gültig ein. Auch der Bundeskanzler mit seinen Worten vor dem Mahnmal in der Berliner Bendlerstraße: „Ihrer gedenken wir in Liebe, Treue und Verehrung, die unsere Ehre retteten“, ebenso wie der Bundestagspräsident Ehlers haben sich in gleichem Maße wie Theodor Heuss verpflichtet.

Dann kam der grelle Abschluß der feierlichen Tage. Otto John, der Präsident des Bundesamtes für Verfassungsschutz, ging mit dem schlechten Beigeschmack einer Sensation nach dem Rezept einer Schmiere ausgerechnet am Abend des 20. Juli nach Ost-Berlin. Wer John, einen aktiven Widerstandskämpfer gegen Hitler, von früheren Jahren her kennt, kann seinen Schritt nur aufs tiefste bedauern. Das Band zwischen sich und den Trägern des deutschen Widerstands hat er für immer zerschnitten. Wenn sein angebliches Motiv, daß er nicht genügende Unterstützung in seinem Kampf gegen das Wiederauftauchen der Nazi finden könnte, auch nur einen Anschein von Berechtigung hätte, so hätte es ihm völlig unmöglich erscheinen müssen, aus diesem Grunde sich in Moskaus Arme zu werfen und der sowjet-deutschen Regierung sich zur Verfügung zu stellen. Denn grade dort trifft er nicht nur auf eine kompakte Masse von Nationalsozialisten in der Nationalen Front, sondern findet auch die Henker und Folterer seiner Kameraden vom 20. Juli und seines Bruders wieder, da der Leiter der Sonderkommission gegen die Männer des 20. Juli, der ehemalige Kriminalrat Leo Lange, sich heute in gleicher Funktion beim SSD der „Deutschen Demokratischen Republik“ befindet. John kennt die Mentalität und die grausamen Praktiken der ostzonalen Sicherheitsdienste. Anscheinend hat es bei dem innerlich zerrütteten und haltlosen Mann verschiedene geistige Kurzschlüsse gegeben, wie auch den, daß er in krankhafter Überschätzung der eigenen Bedeutung geglaubt hat, durch seinen Übertritt zur Wiedervereinigung des getrennten Deutschland beitragen zu

können. Er kann sich doch auch kaum darüber täuschen, daß sein Gefechts-wert für seine neuen Gönner sich von Tag zu Tag vermindert trotz der Rundfunkreden und Interviews, weil sie im Westen keine Resonanz finden als Äußerungen eines unfreien Menschen und nicht als eines Bekenners. Liegt der Schlüssel zu seinem Handeln in Belastungen aus seiner Lebensführung und seiner Vergangenheit, die ihn von dunklen Gewalten abhängig gemacht haben? Im Westen hätte er viele Helfer finden können im Kampf gegen den Rechtsradikalismus, wenn es ihm ehrlich darum zu tun gewesen wäre. So hat er nur sich selbst erledigt durch den Schaden, den er dem eigenen Volke durch die Erschütterung des Vertrauens der Deutschen in der Sowjetzone zum Westen und die Unterstützung der Feinde Deutschlands im Ausland zugefügt hat. Der traurige Einzelfall sagt natürlich nicht das Geringste aus über den deutschen Widerstand, an dessen sittlicher Rechtfertigung kein noch so lautes Gekreisch ehemaliger Nazi auch nur das Geringste ändern kann.

Aber sei dem, wie ihm sei, Johns Schritt bedeutet nahezu eine Katastrophe und den schwersten Schlag, den die Bundesrepublik seit ihrem Bestehen erlitten hat. Nur zu berechtigte Vorwürfe richten sich infolgedessen gegen die Bundesregierung, insonderheit gegen den in diesem Falle verantwortlichen Minister. Diesen Stellen war bekannt, daß John eine anormale Veranlagung hatte und dem Alkohol gegenüber nicht sicher war. Allein diese Kenntnis hätte zu seiner sofortigen vorläufigen Beurlaubung oder zum mindesten zu seiner strengen Überwachung grade in Berlin führen müssen.

Es kommt hinzu, daß mit einer geradezu unerklärlichen Ungeschicklichkeit versucht wurde, an der These des unfreiwilligen Übergangs Johns nach dem Osten unbedingt festzuhalten und daß man einen unbegreiflichen Fehler mit der Auslobung von einer halben Million D-Mark für die Aufklärung des Falles John gemacht hat, während man zu gleicher Zeit von den Alliierten verlangte, von Sowjetrußland die Zurückführung Johns nach dem Westen zu fordern.

Es ist sehr gefährlich, jetzt von einer Staatskrise zu sprechen, aber eine schwere Vertrauenskrise ist nicht mehr zu leugnen. In jeder Demokratie, die diesen Namen verdient, hätte der Fall John wahrscheinlich nicht nur zu dem selbstverständlichen Rücktritt des betroffenen Ministers, sondern wahrscheinlich zum Rücktritt des gesamten Kabinetts geführt.

Das Verlangen aller besorgten Patrioten geht dahin, daß ohne jede Rücksicht auf die in diesen Fall Verwickelten unserem Volke die volle Wahrheit über alle Hintergründe des Falles John schnellstens gesagt wird, so daß das Volk einer rücksichtslosen Säuberung sicher sein kann. Sonst wird der giftige Keim, der noch in der Entfaltung ist, zu Konsequenzen führen, die niemand wünschen kann. Der Bundestag steht vor einer schweren Bewährungsprobe, aber er hat die Möglichkeit, durch unerbittliche Feststellung aller Verantwortlichen für den Fall John seine demokratische Haltung zu beweisen und dadurch drinnen und draußen Vertrauen zu gewinnen.

Es bleibt nur zu hoffen, daß das Wetter sich doch noch zum Sommer bekennt, ehe seine kurze Zeit ganz vorüber ist, damit wenigstens diese

Verstärkung der allgemeinen malaise fortfällt. Wir wünschen uns wahrlich keinen „glorreichen“ Herbst oder Winter und glauben nicht an die Möglichkeit der Herstellung einer „heilen Welt“, aber verlangen, daß die erheblichen Schönheitsfehler auf ein erträgliches Maß beschränkt werden, Korruptionerscheinungen auch in Stadtverwaltungen völlig verschwinden, die Bürokratie auf ihre eigentliche Aufgabe nachdrücklich hingewiesen wird, saubere Integrität und menschlicher Anstand wieder zu Selbstverständlichkeiten werden. Es muß erreicht werden, daß bei wiederhergestelltem Vertrauen nicht nur die Bürger der Bundesrepublik keinen Anlaß mehr zu Klagen über Grundsatzfehler haben, sondern daß Westdeutschland weiter im Gefühl der ostzonalen Bevölkerung ein Vorbild bleibt oder wieder wird.

Aus Rot-China

Die Nr. 6/7 d. J. der schweizerischen Widerstandsschrift „Frei Sein“ bringt folgende bemerkenswerte Einzelheiten über den Blutterror im kommunistischen China:

Seit mehreren Jahren hat eine weitverzweigte chinesische Untergrundbewegung, die sich als „Demokratisch-Revolutionäre Liga“ bezeichnet, genaue Angaben über alle Gewalttaten der kommunistischen Regierung Chinas gesammelt. Sie beruhen teils auf Veröffentlichungen des kommunistischen Ministers für öffentliche Sicherheit, Lo Jui Tschings, teils auf Angaben des chinesischen Innenministeriums, des Sicherheitsdienstes, sogenannter „Bodenreform-Organisationen“ und Militärgerichte, sowie auf Berichten von Flüchtlingen aus allen Teilen des Landes. Nach dem den Vereinten Nationen vorgelegten Bericht wurden allein in den Jahren 1951/52 im Zuge der kommunistischen Bauernverfolgungen mehr als 4 970 000 Chinesen als „Großgrundbesitzer“ oder „Dorfreiche“ angeklagt, verurteilt und hingerichtet, weil man ihnen vorwarf, daß sie andere Menschen ausgebeutet hätten. Nahezu 3 000 000 Chinesen wurden im Anschluß an die großen Kämpfe von den kommunistischen Truppen als „Kuomintang-Reaktionäre“ ermordet, mehr als 2 500 000 — zumeist Angehörige versprengter nationalchinesischer Truppenteile — fanden als „Banditenagenten“ den Tod. Außer ihnen nennen die chinesischen Berichte 900 000 Kaufleute, Firmeninhaber und andere Gewerbetreibende, die als „verräterische Händler“ hingerichtet wurden, 230 000 Guerillas, die zusammen mit ihren Familienangehörigen getötet wurden, 22 000 „korrupte Beamte“ — bei ihnen handelt es sich hauptsächlich um unbequeme kommunistische Funktionäre und Angehörige der Kuomintang, die zu den Kommunisten übergegangen waren — 3000 „ausländische Spione“ — zu ihnen zählen die Kommunisten auch die ausländischen Missionare — 194 000 „Räuber und Diebe“ und 35 000 „unerwünschte Personen“, das sind Kranke, Arbeitsunfähige und andere sogenannte „Volksschädlinge“. Sie alle wurden in dem kurzen Zeitraum von 1950—1952 teils erschossen, teils in eines jener unmenschlichen Zwangsarbeitslager deportiert.

Tschu-En-Lai

Chinas Außenminister, Tschu-En-Lai, ist nicht nur eine der bedeutendsten Figuren des kommunistischen Regimes. Er hat es auf dem internationalen Parkett von Genf verstanden, sich in den Mittelpunkt zu spielen und damit die veränderte Stellung von China als Weltmacht sinnfällig zu machen. Da seine Laufbahn so verschieden ist von der Mao-Tse-Tungs, auf den bisher der Scheinwerfer der Weltaufmerksamkeit fast ausschließlich gerichtet war, ist es eine reizvolle Aufgabe, den Werdegang dieses Mannes zu betrachten. Er gibt gleichzeitig ein Stück neuerer chinesischer Geschichte.

Es ist nicht erheblich, ob es zutrifft, daß der Name Tschu erstmalig im Jahre 1027 vor Christo erwähnt wird und daß vor 3000 Jahren seine Ahnen über ein Reich in Nordchina herrschten. Jedenfalls dienten sie als Mandarine später den Mongolen- und den Mandschu-Kaisern. Tschu kann auf eine lange Vorfahrenreihe von Beamten und Gelehrten zurückblicken. Das hat sein Wesen, seine äußere Erscheinung, seine Umgangsformen und seinen Charakter so weit geformt, daß man ihn in Genf den „Gentleman-Kommunisten“ nannte. Auch der Vater war ein Beamter der alten konfuzianisch-kaisertreuen Tradition. Die Mutter war eine hochgebildete, belesene, literarisch interessierte Frau, die auf ihren Sohn einen großen Einfluß ausgeübt hat und ihn auf das Gebiet literarischer Tätigkeit zu lenken suchte.

Tschu-En-Lai wurde 1898 in einem Landhause in Huai-nan, in der Provinz Kiangsu, unweit Schanghai, geboren. Das war auch die Geburtsstätte einer langen Kette von Vorfahren, die stets im gleichen Wohlstand gelebt hatten. Der Geburtsort war ein kleiner Handelsplatz am Großen Kanal, in der nördlichen Ebene der Provinz. Die Eltern entschieden von Anbeginn, daß auch er die väterliche Beamtenlaufbahn einschlagen sollte, und gaben ihm eine entsprechende Erziehung. Die meiste Zeit seiner Kindheit verbrachte er jedoch in der Mandschurei, wohin die Familie übersiedelte, als der Vater eine Beamtenposition jenseits der Großen Mauer erhielt. Die chinesische Revolution von 1911, die dem Kaiserreich ein Ende bereitete, bedeutete einen Einschnitt. Die Familie kehrte wieder in das eigentliche China, jedoch nicht mehr in die alte Heimat zurück. Der Vater wählte Tientsin, den Handelshafen im Norden mit der großen ausländischen Konzession, als neuen Wohnsitz und zog sich aus dem Beamtendienst zurück.

1913 kam der Fünfzehnjährige auf die Mittelschule von Nankai. Das war eine Schule der amerikanischen Missionare von Tientsin. Dort lernte er Englisch, genoß nach dem Willen des durch die Revolution tief beeindruckten Vaters nunmehr eine westliche Erziehung und nahm so stark

westliche Elemente in sich auf, daß er noch heute vielen rein äußerlich einigermaßen westlich erscheint, zumindest gemessen an anderen. Aber Tschu blieb gleichwohl kritisch gegen den Westen, wenn auch der amerikanische Protestantismus Spuren hinterließ. Den jungen Chinesen erschien der Westen als der Feind, und der vom Westen gestützte Juanschi-kai, der nach innen, nicht nach außen, den starken Mann spielte, trug besonders dazu bei, den Westen verhaßt zu machen.

Da sich Tschu in der Schule auszeichnete, bekam er ein Stipendium für die Universität Nankai, wo er bald in den Strudel revolutionärer Tätigkeit gerissen wurde. Er war aktiv in den radikalen Studentenkreisen und nahm vor allem Teil an der „Gesellschaft der Erwachenden“ in Tientsin. Seine Schwägerin Ma-Shun-Yi, die heute als Anhängerin Tschiang-Kai-Scheks auf Formosa lebt, hat über diese revolutionäre Wendung von Tschu die kitschige Legende verbreitet, ein unglückliches Liebeserlebnis habe ihm das Herz gebrochen, und das sei der Grund seiner Verbitterung, seines Hasses auf die Welt, die Menschen und sich selbst. Er habe niemals eine friedliche Welt vor Augen gehabt und sich einer Doktrin in die Arme geworfen, die auf der gewaltsamen Zerstörung aller Gegner beruhte. Diese Erklärung ist einfältig und simpel. Tschu war in Wahrheit das Kind einer Übergangszeit, in der eine alte Welt zerfallen war, ohne daß man sich mit der künstlichen Einimpfung der neuen westlichen Werte abzufinden vermochte.

Tschu warf sich, von kurzem Studienaufenthalt in Japan zurückgekehrt, mit Feuereifer auf die Organisierung des Klubs, zu dessen Mitgründern er gehörte. Solche Klubs entstanden damals überall wie die Pilze aus dem Erdboden. Im nahen Peking gehörte Mao-Tse-Tung einem ähnlichen Klub an. Wahrscheinlich haben sich beide schon damals flüchtig kennengelernt. 1919 kam Tschu wegen Organisierung einer Studentendemonstration für sechs Monate ins Gefängnis. Dort lernte er die einige Jahre jüngere Studentin Teng-Ying-Chao aus der Provinz Hopei kennen, die weit mehr links stand als er selbst und auf ihn einen großen, stark radikalisierenden Einfluß ausübte. Nach der Haftentlassung trat sie dem gleichen Klub bei, dem Tschu angehörte. Diejenigen, die mit der Diogenes-Laterne selbst in der Geschichte nach Hollywood-Motiven suchen, gaben dem Beitritt die Deutung, daß sie es auf Tschu, der offenbar eine große Anziehungskraft besaß, abgesehen hatte. Jedenfalls erreichte sie ihr Ziel damals noch nicht, denn Tschu ging zu jener Zeit, 1920, nach Beendigung seiner Studien, nach Europa. Aber nach der Rückkehr wurde sie seine Frau. Sie ist gleichfalls eine führende Kommunistin und gehört dem Zentralkomitee der Partei an. Die Ehe, die kinderlos blieb, war offenbar recht glücklich.

Tschus Studium in Europa wurde durch die Organisierung eines Plans, der die Entsendung von Werkstudenten vorsah, ermöglicht. Der Urheber dieses Planes war niemand anders als Mao-Tse-Tung, der damals Bibliothekar an der Universität Peking war und selbst im Lande blieb. Tschu hörte von diesem Plan und griff zu. Er ging nach Deutschland und Frankreich. In Berlin gründete er bereits Ende 1920 eine chinesische sozialistische Jugendgruppe. Daß er eine Zeitlang im Ruhrkohlenbergbau arbeitete,

wird von anderer Seite bestritten. Er traf es nicht so schwer wie andere chinesische Werkstudenten. Denn er bekam offenbar Geld von seinen Eltern, und später soll er auch von der Komintern Zuwendungen gehabt haben. In Paris studierte er das „Kapital“ von Karl Marx, und im Sommer 1921 nahm er an der Gründung der Pariser Ortsgruppe der chinesischen Kommunisten teil. Das war kurz nach der Gründung der chinesischen KP. Einer seiner Pariser Genossen war der spätere Parteiführer Li-Li-San. Der verschiedene Standort war für die spätere Entwicklung nicht unwichtig. Man sprach von einer internationalen Gruppe, zu der eben diese beiden gehörten, zum Unterschied von der chinesischen Gruppe (Mao-Tse-Tung) und der sowjetrussischen Gruppe, die hundertprozentig unter dem Einfluß von Moskau stand. Tschu eroberte sich in Zusammenarbeit mit den französischen Kommunisten eine Position im Rahmen der Komintern. Man hat behauptet, daß er in aller Heimlichkeit für kurze Zeit ein militärisch-politisches Training in Moskau erhielt, und seine späteren Aktivitäten lassen diese Annahme glaubhaft erscheinen. 1923 weilte er auch einige Monate in England.

1924 kehrte Tschu nach China zurück und wurde Parteisekretär für die Provinz Kanton. Das war damals die politisch-militärische Basis des Kuomintang-Führers Tschiang-Kai-Shek. Daher befand sich Tschu auf einem wichtigen Posten. Von der Hauptstadt der von Sunyatsen proklamierten nationalen Revolution aus wurde der Befreiungszug durch das Land vorbereitet. In Kanton befanden sich damals der sowjetische Bevollmächtigte Borodin, dessen Sekretär und Dolmetscher niemand anders als der Annamite Nguyen-Ai-Quoc war, heute bekannt unter dem Namen Ho-Chi-Minh, und der sowjetische General Galen, der später unter dem Namen Blücher bekannt wurde und als militärischer Berater von Sunyatsen fungierte. So wie die Kommunisten damals auf Moskaus Befehl mit der Kuomintang zusammenzuarbeiten hatten, so bekam Tschu-En-Lai Befehl, Tschiang-Kai-Shek zu assistieren. Als dieser die Militärakademie in Whampoa organisierte, die finanziell von der Sowjetunion unterstützt wurde, mußte er, als Kommandant der Schule, Tschu-En-Lai als Leiter der Abteilung für politische Schulung akzeptieren. Tschiang-Kai-Shek war nicht sonderlich erbaut davon. Er liebte keine Einmischung von Zivilisten, die Einrichtung von Politikommissaren sagte ihm nicht zu, er fürchtete eine Beeinträchtigung seiner Autorität, war auf Tschu-En-Lai eifersüchtig und kam mit dem eigenwilligen Kommunisten nicht allzu gut aus. Dieser aber beeinflusste Hunderte von nationalistischen jungen Offizieren. Einer seiner Schüler war der ihm von Ho-Chi-Minh gesandte Pham-Van-Dong, der heutige Außenminister von Vietnam, der ihm in Genf zur Seite stand.

Im Juli 1926 begann von Kanton aus die große Kuomintang-Offensive. Tschu war politischer Kommissar der I. Armee. Er hatte nicht unbedingt Freude daran, denn ein sehr großer Teil der Offiziersschüler von Whampoa hielt zu Tschiang-Kai-Shek, dem einstigen Kommandanten. Das ist die „Whampoa-Clique“, die bis auf einige Ausnahmen ihm bis heute auf Formosa die Treue gehalten hat. Tschu bekam aber einen Sonderauftrag. Moskau entschied, daß Schanghai nicht von außen, sondern

von innen genommen werden sollte, d. h. nicht mit militärischer Gewalt, sondern durch einen Aufstand, der genau nach den „leninistischen Vorschriften“ zu organisieren war. Aus den Reihen der von Kommunisten geführten Gewerkschaften war eine Arbeitermiliz zu bilden, welche die Verteidiger der Stadt entwaffnete und bis zum Eintreffen von Tschiang-Kai-Shek die Polizeigewalt ausübte. Tschiang-Kai-Shek war zwar froh gewesen, Tschu los zu werden, aber er war nicht erbaut davon, im März 1927 eine von den Kommunisten bereits eroberte Stadt vorzufinden.

Das ging auch nur kurze Zeit gut. Im April 1927 wandte sich Tschiang-Kai-Shek gegen die kommunistischen „Verbündeten“. Es war ein Wendepunkt in der Geschichte des nationalen China, denn es bedeutete auch den Bruch mit Moskau, das seine Möglichkeiten überschätzt hatte. Das Resultat war eine Niederlage der Schanghaier Arbeiterschaft, gegen welche die Kwangsi-Armee eingesetzt, aber auch in aller Eile Banden, von Moskau schon damals als „chinesische Faschisten“ bezeichnet, zusammengezogen wurden. Eine Anzahl Kommunisten wurde erschossen. Tschu-En-Lai wurde gefangengenommen, entkam jedoch. Die einen sagen, daß der Hauptmann des Wachkommandos ein früherer Schüler von ihm war und ihm die Flucht ermöglichte. Andere behaupten, General Pai-Tsung-Hsi, der später der letzte Kommandeur der Nationalisten auf dem Festland war, habe ihn laufen lassen, da er mit Tschiang-Kai-Shek schlecht stand und Tschu für die Rettung seines Bruders Dank schuldete. Eine andere Version sagt, daß dies sich bei einer späteren Gefangennahme abgespielt habe.

Im August 1927 tauchte Tschu in Nantschang und kurz danach in Swatau auf, um die Fahne des Aufstandes gegen Tschiang-Kai-Shek zu erheben. Es war vergeblich. In Kiukiang nahm er an einer Parteisitzung teil, welche die alte Führung ablöste. Aber das Maß der kommunistischen Niederlagen war noch nicht voll. Im Dezember 1927 nahm er an dem Kantoner Aufstand teil, der auf direkten Befehl Moskaus durchgeführt wurde. Tschu legte dabei dasselbe Geschick wie zuvor in Schanghai an den Tag. Er fand dabei übrigens die Unterstützung des deutschen Kommunisten Heinz Neumann, der Ende der 30er Jahre in der UdSSR umkam. Der Aufstand fand keine Massenunterstützung, war ein Musterbeispiel von „Putschismus“ und besiegelte die Niederlage der Kommunisten, die fortan ihre Tätigkeit auf das Land verlegten.

Tschu ging ins Exil nach Hongkong. Von da kam er mit einer chinesischen Delegation 1928 nach Moskau. Dort lernte er den durch und durch sowjetisierten Wang-Ming kennen, den Gegner seines Pariser Studienfreundes Li-Li-San. So geriet Tschu tief in die Wirren der chinesischen Fraktionskämpfe. Inzwischen hatte Mao-Tse-Tung die Partei in bäuerlichen Gebieten etabliert. Im Herbst 1927 veranlaßte er einen Bauernaufstand, der von der Partei verurteilt wurde, weil er die Kräfte nicht mit den Arbeitern in den Städten koordiniert hatte. Er wurde aus dem Politbüro ausgestoßen, aber setzte hartnäckig seine Arbeit fort, schuf sich eine Basis im Gebirge, sammelte eine Armee, dehnte das Gebiet aus und ließ durch die Dorfsowjets Land verteilen.

Da griff Li-Li-San ein, der um jene Zeit faktisch an der Spitze der Partei stand. Er kritisierte heftig die „rechte Abweichung“ von Mao-Tse-Tung und Tschu-Teh und forderte eine aktivere Politik statt der Mäßigung, des dörflichen „Konservatismus“, der Ignorierung der Arbeiter und der Guerilla-Taktik. Moskau, nach den schweren Niederlagen von 1927 unsicher und überdies durch den Kampf gegen den Trotzismus geschwächt, sah eine Zeitlang mit ebenso geringer Begeisterung zu wie bei Maos Politik der Bodenreform. 1929 kam Tschu nach China zurück. Er bekam die Aufgabe, die Parteiorganisation wiederherzustellen und die zerrissenen Bande mit der Arbeiterschaft, deren Anteil an der Partei ständig weiter zurückging, neu zu knüpfen. In jener Situation zeigte er seine besondere Elastizität. Es war Li-Li-San, der die widerstrebende chinesische Rote Armee zweimal zu einem Angriff auf die Stadt Tschangtscha zwang, 1929, als es gelang, für zehn Tage eine Kommune zu errichten, und 1930, als der Angriff überhaupt abgeschlagen wurde. Auf diese Weise hatte man sich die fehlende proletarische Basis schaffen wollen. Mao war gegen solche Abenteuer. Li-Li-San warf ihm vor, daß er keine Risiken eingehen wolle. Tschu erzwang zwar durch seinen persönlichen Einfluß auf einige Kommandeure, die einst in Whampoa seine Schüler gewesen waren, die Durchführung der Aktion. Aber er war so vorsichtig, sich für den Fall vorzubereiten, daß Li-Li-San mit der Bauerngruppe nicht fertig werden sollte, und mäßigte seine Unterstützung. Gab es doch faktisch zwei kommunistische Parteien in China zu jener Zeit.

Dieses Lavieren bekam Tschu recht gut. Nach seinen Fehlschlägen fiel Li-Li-San in Ungnade. Er hatte die Komintern vorwärts treiben wollen. Er hatte geäußert, daß China, nicht Sowjetrußland, der Mittelpunkt der Weltrevolution sei. Das roch nach Trotzismus. Li wurde Anfang 1931 gestürzt und nach Moskau gerufen, aber Tschu blieb in seiner führenden Stellung. Er beeilte sich, nach Moskau zu kommen, um selbst Li-Li-San anzuklagen, gegen den sich inzwischen auch die dritte, die „russische“ Gruppe, unter dem 24jährigen Wang-Ming und unter Mif, dem Komintern-Vertreter in Schanghai und bisherigen Rektor der Moskauer Sunyatsen-Universität, gewandt hatte. Moskau mißbilligte die Aufstände und forderte die Konsolidierung der Sowjetgebiete. Der „Linke“ Li-Li-San war aus dem Felde geschlagen und blieb 14 Jahre in Moskau, um 1945 mit den russischen Truppen in die Mandschurei einzuziehen. Er war zuerst politischer Berater des dort operierenden Generals Lin-Piao und ist heute stellvertretender Präsident der chinesischen Gewerkschaften. Aber heute muß Mao-Tse-Tung seine damals lediglich verfrühte Losung der Machtverlagerung auf das städtische Proletariat durchführen.

Wang-Ming wurde Generalsekretär der Partei. Tschu erhielt einen nicht minder wichtigen Posten als das Organisationsbüro, das er zuvor innehatte. Er wurde Leiter des Büros für militärische Angelegenheiten. Aber da war schließlich noch Mao-Tse-Tung, der über eine konkrete Macht verfügte. Tschu und Wang-Ming begaben sich in das Sowjetgebiet von Kiangsi, um an dem ersten Sowjetkongreß teilzunehmen und in der Hauptstadt Juichin eine Provinzregierung einsetzen zu helfen. Aber der Kongreß wählte Mao-Tse-Tung zum Regierungschef und seinen Freund

Tschu-Teh zum Leiter der militärischen Angelegenheiten. Die „chinesische Gruppe“ hatte gesiegt. Wang-Ming kehrte nach Moskau zurück. Aber der geschmeidige Tschu fand sich mit Mao ab und wurde zunächst stellvertretender Leiter des Büros für militärische Angelegenheiten, später auch stellvertretender Leiter des Politbüros. Er half bei der Ausbildung der Roten Armee, die so anders war als die von 1926, und bolschewisierte die Bauernsoldaten. Fortan bildeten Mao, Tschuh-Teh und Tschu-En-Lai ein Triumvirat, in dem es keine ernsthaften Konflikte mehr gab. Die einstigen Gegensätze zwischen einer chinesischen, russischen und internationalen Gruppe machten einer höheren Einheit Platz und sollten daher auch heute nicht überbewertet werden. Denn die Fragestellung „Satellitenverhältnis oder Antagonismus“ ist falsch; es gibt etwas Drittes: Zusammenarbeit auf der Basis der Gleichberechtigung (und Arbeitsteilung).

Tschu-En-Lai nahm am „Großen Marsch“ von 1935 teil, der eine Verlagerung der Sowjetgebiete um viele Meilen, nach dem Nordwesten, bedeutete. Danach wurde er Außenminister. Er hatte nicht mehr nur die verschiedenen roten Armeen zu koordinieren, er mußte sich auch auf einen Zusammenstoß mit den vormarschierenden Japanern vorbereiten. Als Tschiang-Kai-Schek 1936 in Sian entführt wurde, um ihn, ebenso wie den Heerführer der Mandschurei, Marschall Tschang-Hsueh-Liang, zum Burgfrieden und zur Einheitsfront gegen die anrückenden Japaner zu bewegen, war es niemand anders als Tschu-En-Lai, der die Unterhandlung führte — ein seltsames Wiedersehen nach 10 Jahren. Nur Tschiang-Kai-Schek konnte nach seiner Meinung die Koalition gegen Japan führen, auf die es den Kommunisten vor allem ankam. Tschu-En-Lai hielt sich von 1937 an wechselnd in Yenan, der roten Hauptstadt, und in Nanking auf. 1938 wurde Tschu Mitglied des Präsidiums des Außerordentlichen Nationalkongresses der Kuomintang in Hankau. Dann ernannte man ihn zum Vizeminister des Amtes für politische Schulung in Tschungking, der neuen Hauptstadt.

Doch diese seltsame Wiederholung der Zeit von Whampoa dauerte nicht lange. Es gab keine wirksame Zusammenarbeit, und 1940 kehrte Tschu-En-Lai nach Yenan zurück. Von 1941 bis 1944 hielt sich Tschu-En-Lai meist in der neuen Hauptstadt Tschungking auf, teils bemüht, die Stellung der Kommunisten gegenüber der Kuomintang zu verbessern, teils zu „Friedensverhandlungen“ mit dem Verbündeten genötigt. Oft genug behinderte der gegenseitige Kleinkrieg die gemeinsamen Operationen gegen die Japaner. Im Oktober 1944 klagte Tschu-En-Lai die Kuomintang an, die Abwehr der japanischen Angriffe unmöglich zu machen, und forderte eine Koalition. Der japanischen Niederlage folgte der Ausbruch des Bürgerkrieges. Es gab zwar einen Politischen Konsultativrat, dem auch Tschu angehörte und der über eine Einigung zu verhandeln hatte. Aber die Verhandlungen waren nur die Begleitmusik zu Kampfhandlungen. Die Rede Tschus vom 10. Januar 1947, in der es hieß, daß die Kommunisten nicht ruhen würden, bis sie die Macht über das ganze Land in der Hand hätten, war praktisch eine Kriegserklärung. Tschus Reisen von Mao zu Tschiang-Kai-Schek, immer wieder unternommen, waren ebenso vergeblich gewesen wie die Versöhnungsversuche von General George Mar-

shall. Nach dem Endsieg von 1949 wurde der Mann, der einst politischer Kommissar der Armee gewesen war, Ministerpräsident. Gleichzeitig blieb er Außenminister. Er ist Mitglied des Politbüros und des Sekretariats der Partei. 1950 nahm er an den langen Verhandlungen in Moskau über den Freundschaftsvertrag und das Wirtschaftsabkommen mit der Sowjetunion teil. Seine programmatische Rede vor dem „Volkskongreß“, die zeigte, daß er die neue Totalität mit allen Mitteln der Propaganda und Technik durchzusetzen bereit sei, war ebenso ein Höhepunkt seiner Laufbahn wie jüngst sein Auftreten in Genf.

Nun hat man gesagt, daß Tschu, der einst zu der „internationalen Gruppe“ gerechnet wurde, heute die „chinesische Richtung“ vertrete und im Gegensatz zu Liu-Shao-Chi, dem Vertrauensmann des Kreml, stehe und daß in einem Konfliktsfalle Mao-Tse-Tung eher zu Tschu-En-Lai als zu Liu-Shao-Chi halten würde. Daran soll man aber keine Wunschträume knüpfen. Das Operieren mit dem chinesischen „Titoismus“ ist zur Zeit durchaus fehl am Platze. Die Interessen fallen zusammen. Moskau war klug genug, Peking nicht so zu behandeln wie Belgrad. Die Teilung der Einflußsphären, Europa und Amerika für Moskau, Asien und Afrika (!) für Peking (zum ersten Male sinnfällig durch den Aufruf Mao-Tse-Tungs an den Indischen Kongreß in Südafrika geworden), schließt Reibungsflächen auf eine lange Zeit aus. Es ist ebenso eine Illusion, wenn man sich heute darauf verlassen möchte, daß Ho-Chi-Minh und seine Vietminh mehr zu Moskau als zu Peking hielten. Moskau wird es darüber zu keinem Konflikt kommen, Peking keine Präzedenzfälle geschehen lassen. Tschus Reise durch Südostasien hat das deutlich gemacht. Spekulationen auf äußere Konflikte sind zur Zeit ebenso unangebracht wie solche auf Differenzen in der obersten Führung, in der Tschu mindestens eine ebenso große Bedeutung zukommt wie Mao-Tse-Tung.

Der vierundsiebzigste Spruch des Lao-Tse

„Fürchtet das Volk den Tod nicht mehr,
Wer leitet das Volk durch Todesfurcht?
Fürchtet das Volk den Tod,
Man leitet es nützlich durch Todesfurcht“ . . .

Nein!

Es gibt ein Gericht über Leben und Tod;
Doch wer an seiner Statt richtet über Leben und Tod,
Ist wie wer an Stelle des Holzhauers leget die Axt an den Baum:
Er schneidet sich unschwer die Hand.

Französische Parteien vor dem Schmelztiegel

Frankreichs innenpolitische Unsicherheit gehört heute nicht nur für Europa zu den unbedingt in Rechnung zu stellenden, gleichzeitig aber schwer abschätzbaren diplomatischen Gegebenheiten. Gerade in diesem Lande besteht ein unbestrittenes Vorrecht der Innenpolitik, die immer wieder bestrebt ist, der Außenpolitik ihren Stempel aufzudrücken, soweit sie sich nicht ihrem Interessenfeld entzieht.

Im Hintergrund stehen die Parteien, deren Struktur und interne Widersprüche die französische Politik ungewöhnlich stark belasten. Sehr oft lebt hinter ihrer Fassade lange nicht mehr das, was man in traditioneller Gewohnheit erwartet. Der fernstehende Beobachter ist leicht geneigt, die Parteien nach ihrem Namen zu beurteilen und nicht nach ihrem unter dem Druck der Entwicklung wechselnden Inhalt. Gerade die stark auf das Parteiengefüge gestützte französische Demokratie muß unter dem unvermeidlichen Widerspruch leiden zwischen der ideologischen Unbeweglichkeit und einem in neue Bahnen drängenden Geschehen.

Besondere Merkmale

Die Kommunisten sind von Anfang an abzusondern. Ihre Partei unterliegt einer von den französischen Verhältnissen unabhängigen Eigengesetzlichkeit. Sie befinden sich im Dienste eines zentralisierten Weltherrschaftsanspruchs und mißachten sämtliche demokratische Spielregeln. Gewiß, an internen Widersprüchen mangelt es auch hier nicht, diese ergeben sich jedoch aus höheren, sowjetisch bedingten Eingriffen und nicht aus dem normalen Widerspiel zwischen Doktrin und Wirklichkeit.

Das erste Merkmal der anderen französischen Parteien ist die Bedeutungslosigkeit ihrer Etikette: Bezeichnungen wie Sozialisten, Radikalsozialisten, Unabhängige oder Gaullisten besagen überhaupt nichts mehr. Immer wieder muß man sich bei dem einen oder anderen Politiker fragen, weshalb er sich zu dieser und nicht zu einer anderen Partei zählt, denn seine heutigen Gedanken haben nichts mehr gemein mit der überholten Tradition seiner Bewegung. Im Unterbewußtsein versuchte man in der Nachkriegszeit, sich von dem alten Parteirahmen dadurch zu befreien, daß man sich neu herausbildenden politischen Gemeinschaften einen anderen Namen gab. Die Volksrepublikaner fanden sich so in einer „Bewegung“ zusammen, die Gaullisten in einer „Sammlung“. Mit dem Namen allein ist es aber nicht getan. Es blieb das sich in den Monaten und Jahren sichtbar verschärfende Grundübel der mangelnden Einheit. Wenn nicht für Einzelfragen, so doch für die großen Linien sollten zumindest die verantwortlichen Vertreter einer Partei gleicher politischer Willensrichtung sein. Dies ist jedoch nicht mehr der Fall. Für die Überbrückung innerer Widersprüche bedient man sich verknöcherten Traditionen, taktischer Stellungen oder gelegentlicher Ziele, die bis auf weiteres zum höchsten Parteizweck erklärt werden. Ihre Oppositionsrolle

ließ so die Sozialisten vergessen, daß sie nicht nur durch die Europa-Armee gespalten sind, sondern auch durch ihre sozialen und wirtschaftspolitischen Vorstellungen. In anderer Richtung überbrückt bei den Volksrepublikanern das europäische Ideal den Gegensatz der Arbeitskräfte und des konservativ-bürgerlichen Flügels. Die Radikalsozialisten erstrecken sich wie ein politischer Regenbogen von einer mit den Kommunisten flirtenden Linken über die gemäßigte Mitte bis zum objektiv und ohne Vorurteile als reaktionär zu bezeichnenden Konservatismus. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den inzwischen dem Zerfall geweihten Gaullisten. Selbst die Unabhängigen, die man als konservativ kennzeichnen zu dürfen glaubte, ließen in jüngster Vergangenheit ihre grundlegende ideologische Unentschlossenheit erkennen, indem sie teilweise aus rein antikonservativen Erwägungen heraus für den auf der Linken eingeordneten Mendès-France stimmten.

Das zweite Merkmal des modernen französischen Parteiensystems ist, stets unter Ausschaltung der Kommunisten, das Fehlen jeder Massenpartei. Es gibt praktisch keine Beziehung zwischen Mitgliedschaft und politischen Wahlen. Selbst unter Berücksichtigung des teilweise zu Unrecht und oft übertrieben angeführten französischen Individualismus erreicht augenblicklich die politische Unorganisiertheit jenseits des Rheins unwahrscheinliches Ausmaß. Bis ins kommunistische Lager hinein verweigert der Staatsbürger die offene Bindung an eine Partei. Auch die Gewerkschaftsverbände, die bezeichnenderweise in regelmäßigen Abständen ihre politische Unabhängigkeit beteuern (die Kommunisten je nach der politischen Konjunktur), leiden schwer unter dieser Gleichgültigkeit. Weniger als ein Drittel der Arbeiterschaft ist gewerkschaftlich organisiert, was den kommunistischen Verband nicht daran hindert, bei allen maßgebenden Betriebsrätewahlen rund zwei Drittel der Stimmen auf seine Kandidaten zu vereinigen. Bei rund 5 Millionen Wählern zählen die französischen Kommunisten nur noch 500 000 Mitglieder, gegen 900 000 im Jahre 1947. Der sozialistische Bestand fiel von 400 000 auf weniger als 100 000, die anderen Parteien veröffentlichten nie Mitgliederzahlen.

Bei Sozialisten und Volksrepublikanern fallen Mitglieder und Kaders weitgehend zusammen. Diese beiden Gruppen verfügen wenigstens über einen im ganzen Lande verwurzelten Apparat. Ihre Funktionäre, so gut wie restlos, von der Spitze abgesehen, ehrenamtlich tätig, geben ihnen ein Rückgrat, geeignet, manchen politischen Sturm erfolgreich zu überstehen und nach Herbstperioden ein neues Aufblühen zu ermöglichen. Diesem Apparat verdanken Sozialisten und Volksrepublikaner zu einem guten Teil ihre Wahlerfolge der beiden letzten Jahre. Die anderen Parteien, Radikalsozialisten, Unabhängige und Gaullisten, haben nicht einmal Kaders. Dort müssen die Kandidaten ihren Wahlfeldzug allein organisieren, ihre Helfer allein aussuchen. Gewiß, die politische Begeisterung reicht auch bei Volksrepublikanern und Sozialisten nicht für eine regelmäßige Tätigkeit aus, wie sie unverändert die Kommunisten von ihren Zellen fordern. Im Ernstfalle melden sich jedoch die Kaders zur Stelle, während die anderen Gruppen sich sehr lose und unsicher nur auf persönliche Freundschaften, lokale Interessengruppen oder Honoratioren, die von der Dritten in die Vierte Republik übernommene „Notables“, stützen können.

Ein drittes Merkmal der französischen Parteien liegt in dem uneingestandenem Widerspruch zwischen ihrem politischen Ideal, soweit vorhanden, und ihren jeweiligen Wählerinteressen. Wie in manchem anderen Lande fällt das ursprüngliche Parteiziel nicht mehr mit der soziologischen Zu-

sammensetzung der Anhängerschaft zusammen. Die Kommunisten dürfen sich, mit gewissen Einschränkungen, noch einigermaßen als Arbeiterpartei bezeichnen. Unter den sozialistischen Wählern sind die eigentlichen Arbeiter eine Minderheit, neben Beamten und vor allen Dingen Kleinbürgern aus Stadt und Land. Der Sozialismus hört bereits bei Fragen des Handels auf. Die Partei vermeidet es sorgfältigst, allzu deutlich zugunsten der Genossenschaften Stellung zu nehmen. In der Wahlurne der Volksrepublikaner liegt neben der Stimme des katholischen Arbeiters diejenige des westfranzösischen oder elsässischen Bauern, der geistig in keiner Beziehung über seinen Kirchturm hinauskommt.

Die Begriffe Rechts und Links setzen ehrlich gemeinte und ständig verteidigte politische Ideale voraus. Die modernen Parteien, nicht nur in Frankreich, scheinen jedoch das Ideal hinter der Interessenvertretung und darüber hinaus hinter rein taktisch parlamentarischen Erwägungen zurückzustellen. Die alte Klassifizierung zwischen Rechts und Links, fortschrittlich und reaktionär, liberal und konservativ entbehrt jedenfalls in Frankreich jeder Berechtigung. Die Trennungslinien gehen durch die Parteien hindurch. Nicht zuletzt im ursprünglichen konservativen Lager beobachtet man einen ehrlichen Zug zum Sozialen, auf die Erkenntnis gegründet, daß der Kampf gegen den Kommunismus eine möglichst gerechte Gesellschaftsordnung voraussetzt und daß sich vor allen Dingen eine vorbehaltlose Zusammenarbeit zwischen Kapital und Arbeit, wenn es sein muß bis zur Mitbestimmung und Gewinnbeteiligung, im Interesse aller nicht mehr länger aufschieben läßt. Ebenso deutlich ist in allen Parteien und besonders auf der sogenannten Linken ein Zug zur Reaktion im eigentlichen Sinne festzustellen, d. h. zur Bewahrung erworbener Rechte und verknöcherter Strukturen gegenüber dem drohenden Fortschritt, der unentbehrlichen Veränderung der Dinge. In den letzten zwei Jahren bildete die Europaarmee den Kristallisationspunkt der internen Parteienkluft. Es wäre aber ein schwerer Irrtum anzunehmen, die Beseitigung dieser Hypothek werde den französischen Parteien ihre innere Entwicklung und ihre gegenseitige Zusammenarbeit erleichtern. Ohne gründliche Umgruppierung, ohne ein neues Bekenntnis zum Fortschritt oder zur Reaktion nach den heute gültigen Maßstäben und nicht nach den immer noch umlaufenden völlig inhaltlosen Begriffen des XIX. Jahrhunderts, sollte es kaum zu einer Klärung kommen, in anderen Ländern übrigens ebensowenig wie in dem für seine demokratischen Schwächen bekannten Frankreich.

Diese allgemeinen Feststellungen seien durch einige konkretere Angaben über die Verhältnisse in den einzelnen französischen Parteien ergänzt.

Kommunisten, Sozialisten und Volksrepublikaner

Gemeinsam ist diesen drei Parteien eine recht weitgehende Parteidisziplin. Außerdem verfügen allein sie, wie bereits erwähnt, über einen richtigen Apparat. Darüber hinaus sollten jedoch keine Parallelen gezogen werden, selbst wenn sie in den ersten Nachkriegsjahren bis 1947 gemeinsam die Regierungskoalition stellten und neuerdings wieder von einem Erwachen der Volksfront der Vorkriegszeit (die Volksrepublikaner waren daran nicht beteiligt) die Rede ist. Zu einer Zusammenarbeit mit den Kommunisten besteht, von einer wenig repräsentativen intellektuellen Linksfauna abgesehen, in Frankreich keinerlei Neigung. Die stärksten Widerstände dagegen machen sich gerade in der sozialistischen Arbeiterschaft bemerkbar.

Es wird behauptet, die Herren des Kreml hätten sehr wenig Achtung vor den französischen Kommunisten, deren Erfolglosigkeit sie schwer enttäuscht. Sachlich gesehen entbehrt diese vielleicht unrichtige Behauptung nicht der Berechtigung. In der ersten Nachkriegsperiode konnten sich die Kommunisten in sämtlichen Verwaltungen und zahlreichen wichtigen Schlüsselstellungen einnisten. Von ihnen wurde ernstlich ein Staatsstreich nach Prager Muster erwartet. Statt dessen genügte der plötzliche Beschluß ihrer politisch keineswegs starken bisherigen Koalitionspartner, Sozialisten und Volksrepublikaner, um sie ab Mitte 1947 erstaunlich schnell aus allen wichtigen Stellungen wieder zu verjagen. Ende 1947 gelang es dem damaligen Innenminister ohne besondere Schwierigkeiten, einen großangelegten politischen Streik zum Scheitern zu bringen. Von diesem Augenblick an bestand für die Kommunisten nicht mehr die geringste Aussicht, sich legal oder illegal des Staatsapparates zu bemächtigen. Die Einheitsgewerkschaft fiel auseinander, die Zahl der Mitglieder des kommunistischen Verbandes ging in ständigem Abstieg von 5 auf weniger als 1,5 Millionen zurück. Alle folgenden Störungsversuche der Parteien führten nicht einmal zu bescheidenen Ergebnissen. Keine einzige Streikbewegung, selbst auf 24 Stunden begrenzt, durfte als Erfolg bezeichnet werden. Die Proteste gegen Atlantikpakt und amerikanische Persönlichkeiten endeten in kläglichem Fiasko, selbst die Europaarmee ließ sich nicht zugunsten der kommunistischen Propaganda ausbeuten, einfach weil die Masse sich politisch nicht mehr in Bewegung setzen läßt. Anderen Parteien ging es übrigens nicht besser. In der politischen Kulisse stellt man lediglich die Frage, ob eine wirklich fähige kommunistische Führung nicht in der Lage gewesen wäre, aus der offensichtlichen Schwäche der französischen Demokratie größeren und vielleicht sogar entscheidenden Nutzen zu ziehen.

Stabil sind allein die Wahlverhältnisse, die eine gleichbleibende Stärke der Kommunisten erkennen lassen. Der kommunistische Stimmzettel ist für viele ein Protest gegen die herrschenden Verhältnisse, ohne daß deswegen die Absicht besteht, dem Kommunismus tatsächlich zum Erfolg zu verhelfen. Von den 5 Millionen Franzosen, die kommunistisch wählen, würde weit über die Hälfte vom ersten Tag an ein Sowjetregime entschieden ablehnen.

Die Hintergründe verschiedener Säuberungsaktionen in der kommunistischen Partei traten nie klar zu Tage, ebensowenig wie diejenigen der Moskauer Nachsicht für Thorez und Duclos, die trotz aller Fehlschläge und keineswegs überragender Befähigung an der Spitze der Partei gehalten werden. Wahrscheinlich will man sich in Frankreich unbedingt die Möglichkeit bewahren, eines Tages wieder die Volksfrontkarte zu spielen. Hierfür sind zweifellos Thorez und Duclos die geeigneten Persönlichkeiten, denn für zahlreiche Nicht- oder Antikommunisten sind sie viel mehr französische Politiker als kommunistisch-sowjetische Führer.

Den Sozialisten bleibt vielleicht als wichtigstes Bindeglied die fast allgemein geteilte Überzeugung von der Notwendigkeit der Parteidisziplin in entscheidenden Fragen, d. h. die Verpflichtung der Parlamentsfraktion, geschlossen abzustimmen. Von einer gemeinsamen Doktrin ist nichts mehr zu spüren. Die letzte maßgebende Stimme war hierfür Léon Blum, der nach seinem Tode nicht ersetzt werden konnte. Fast alle politischen Tendenzen des französischen Lebens sind in der heutigen sozialistischen Partei vertreten. Man findet einen betont planwirtschaftlichen Flügel, der noch an die kapitalistische Ausbeutungslehre glaubt sowie an die Heilsbotschaft des Staats-

sozialismus. Man trifft ferner revolutionäre Arbeiterapostel, denen der Klassenkampf als Lebensziel blieb und die international gegen den Imperialismus ins Feld ziehen wollen. Daneben arbeitet ein liberaler Flügel mit der Überzeugung der Anpassung der sozialistischen Doktrin an die moderne Wirklichkeit, unter Aufgabe jedes revolutionären Machtanspruches. Eine letzte erwähnenswerte Gruppe bilden innerlich ausgesprochen konservative Elemente wie der frühere Innen- und Verteidigungsminister Jules Moch sowie der ehemalige Generalgouverneur Algeriens, Edmond Naegelen. Allein traditionsmäßige Bindungen hinderten sie wohl daran, sich 1947 dem Gaullismus anzuschließen. Es sind Politiker der starken Hand, die im allgemeinen die Ordnung dem etwas losen Begriff der sozialistischen Gerechtigkeit vorziehen und darüber hinaus irgendwie im französischen Chauvinismus wurzeln. Widerspruchsvoll verbindet sie ihre anti-europäische Einstellung mit den marxistischen Doktrinen der gleichen Partei.

Eine kleine Zahl sozialistischer Parlamentarier, hauptsächlich im Norden und im Bezirk von Limoges, wird noch von Arbeitern gewählt. In überwiegender Mehrheit sind sie interessenmäßig an das Kleinbürgertum gebunden und darüber hinaus an die Staatsbeamten, die mit Familien, weit gefaßt, gut drei Millionen Wähler stellen und vielleicht zur Hälfte den Sozialisten bisher treu blieben, ohne unbedingt ein sozialistisches Parteiprogramm zu billigen. Die aufgezeichneten inneren Widersprüche, zusammen mit dieser kleinbürgerlichen Verankerung, erschweren aus begreiflichen Gründen eine überzeugende sozialistische Aktion.

Mit völlig anderem Schicksal ringen die Volksrepublikaner. Aus einer unscheinbaren Vorkriegsgruppe hervorgegangen, befanden sie sich plötzlich 1945 wider Erwarten als größte Partei an der Spitze der französischen Politik. Die Wähler stießen zu ihr ohne Überzeugung, für viele war ihr katholischer Charakter eine hinreichende Vertrauensgrundlage. In vorübergehender Abwesenheit konservativer und anderer nichtmarxistischer Parteien blieb ferner kaum eine andere Wahl. Der Gelegenheitstriumph genügte aber, um einen widerstandsfähigen Parteiapparat aufzuziehen und der Bewegung damit eine dauernde Überlegenheit gegenüber ihren möglichen Konkurrenten zu schaffen. Deshalb führten dann auch der Abzug der gaullistischen Elemente und der Verlust der betont konservativen Wähler bis 1951, dem Tiefstand der Partei, nur zum Verlust von weniger als der Hälfte der Abgeordnetenmandate. Im Anschluß daran brachte der noch zu erläuternde Zerfall des Gaullismus einen neuen Aufstieg, der die Konsolidierung der Volksrepublikaner als große französische Partei zu bestätigen vermag. In ihr trifft sich der fortschrittliche Katholizismus mit den christlichen Gewerkschaften als Mittelpunkt und gleichzeitig, widerspruchsvoll, das sozial wenig beeindruckte katholische Kleinbürger- und Bauerntum, dem die konservativen Parteien alter Prägung zu eng erscheinen, das aus sentimental und sonstigen Gründen zu einer großen katholisch orientierten Partei Vertrauen hat und von ihr eine gemäßigte Verwandlung der als überhebungsbedürftig anerkannten Verhältnisse wünscht, allerdings unter Ausschluß jeder revolutionsartigen Umwälzung. Für die Beständigkeit der Volksrepublikaner ist selbstverständlich die Haltung des Klerus nicht ohne Bedeutung. Er verweigerte weitgehend den Gaullisten seine Unterstützung, er fand erstaunlicherweise auch nicht den Weg zu den klassischen konservativen Kräften zurück, wohl aus der mehr oder weniger unterbewußten Überzeugung heraus, daß sich in den letzten 20 Jahren die Dinge fühlbar fortentwickelten.

Die leitenden Persönlichkeiten der Volksrepublikaner, d.h. die betont fortschrittlichen Kräfte, wollten nie eine katholische Partei gründen, das religiöse Bekenntnis sollte nur den ideologischen Hintergrund bilden, ohne unmittelbaren Einfluß auf die politische Aktion. Ihre Wähler forderten von ihnen jedoch von Anfang an die Verteidigung der Konfessionsschule, die seit 50 Jahren zu den Zankäpfeln der französischen Innenpolitik gehört. Damit kam es zu einer unvermeidlichen Vermengung von Konfession und Politik, deren Folge 1951 der Abzug der Sozialisten in die Opposition war, und die weiterhin eine Zusammenarbeit der sich für soziale und auch außenpolitische Fragen interessierenden Sozialisten und Volksrepublikaner erschwert. Dabei sind sich alle beteiligten politischen Persönlichkeiten darüber einig, daß im heutigen Stadium die Schulfrage für Frankreich keine wesentliche Angelegenheit mehr darstellt.

Ihr Glaubensbekenntnis fanden die Volksrepublikaner überraschenderweise in der Europa-Politik Robert Schumans, die anfangs von seinen politischen Freunden keineswegs restlos gebilligt wurde und der selbst Bidault noch skeptisch gegenüberstand, als er 1953 das Außenministerium wieder übernahm. Die europäische Einheit diente der Partei gewissermaßen als Symbol für die von ihr angestrebte Dynamik. Indem sie an den Grenzen rüttelt, überzeugt sie ihre Anhänger von ihrem ehrlichen Wunsch, die vorhandenen Strukturen zu erneuern. Irgendwie findet sie dafür das erwartete Echo. Selbst wenn behauptet wird, außenpolitische Probleme beeinflussten nur wenig die Entscheidung des französischen Wählers, darf man aus den ständigen Wahlerfolgen der Volksrepublikaner seit zwei Jahren zumindest den Schluß ziehen, daß die von der Partei bewußt in den Vordergrund gedragte Europa-Politik von ihren Wählern nicht mißbilligt wird.

Die Volksrepublikaner, die kaum über eigene Zeitungen verfügen, haben in Frankreich eine schlechte Presse. Ihre verbissensten Gegner befinden sich vorwiegend in den Kreisen der die Presse stark bestimmenden Linksinтеллектуellen. Dort sind gerade die katholischen Elemente mit ihren zwangsläufigen konfessionellen Bindungen und ihrer angeblich ungenügenden sozialen Orientierung unzufrieden. Sie begrüßten die Geburt dieser Massenpartei mit Hoffnungen und Illusionen, deren Nichterfüllung sie, wohl zu Unrecht, in scharfe Kritiker verwandelte. Bei allen, Mauriac an der Spitze, fühlt man schwer enttäuschte und noch nicht ganz erloschene Liebe, zusammen mit ungenügendem Sinn für die politischen Realitäten. Das tatsächliche Ansehen der volksrepublikanischen Bewegung ist jedoch viel größer, als man aus dem allgemeinen Presseklima schließen darf.

Radikalsozialisten und Unabhängige

Auf der radikalsozialistischen Partei lastete die ganze politische Verantwortung der Dritten Republik und auch deren Zusammenbruch im Jahre 1940. Deswegen hielt man ihre Wiederauferstehung für unmöglich. Aus den nächsten Wahlen sollten jedoch die Radikalsozialisten als stärkste französische Partei hervorgehen. Von 1875 bis 1940 verstand sie sich großartig in ununterbrochener Pendelpolitik. Einmal gab sie ihre Stimme der Linken, einmal wandte sie sich nach Rechts. In ihren Reihen findet man in völlig natürlicher Form ebenso den als überaus fortschrittlich angesehenen Mendès-France wie den Vertreter der alten Kräfte Frankreichs, Daladier, den internationalistisch eingestellten ehemaligen Ministerpräsidenten René Mayer ebenso wie chauvinistische Politiker, die ihre Ressentiments Deutsch-

land gegenüber ehrlich nicht zu überwinden vermögen. Das Erstaunliche bei dieser Partei ist ihre Jugend. Mit Edgar Faure und Mendès-France brachte sie Frankreich zwei seiner jüngsten Ministerpräsidenten, um den älteren René Mayer schart sich eine reformfreudige und traditionsfreie Gruppe junger Abgeordneter wie Maurice Faure, der Minister Bourguès-Maunoury, der ehemalige Minister Félix Gaillard usw.

Im Süden Frankreichs stehen die Radikalsozialisten den Sozialisten nahe. Dort sind sie noch kämpferisch antiklerikal. Nördlich der Loire verbünden sie sich mit den Konservativen und vergessen ihre antikirchliche Einstellung. Das Großkapital findet in ihren Reihen ebenso Raum wie das Kleinbürgertum und die Bauernschaft. Eine Parteidoktrin ist schwer zu entdecken. Jeder Abgeordnete entscheidet sich nach eigenem Gewissen . . . und nach den Wünschen seiner jeweiligen Wähler. Trotzdem wäre die Dauerhaftigkeit der Partei ohne gewisse Ideale unvorstellbar. Irgendwie vertritt sie den gesunden Menschenverstand des Durchschnittsfranzosen. Im entscheidenden Augenblick nimmt sie immer gegen die Extreme Stellung und wirkt mäßigend ausgleichend. Sie verteidigt außerdem mit gleicher Beharrlichkeit in Fragen des Alltags die Freiheit des Individuums, in der sich für sie und auch für den Durchschnittsfranzosen die Republik praktisch verkörpert.

Die Unabhängigen, die in der Nachkriegszeit an die Stelle zahlreicher Rechtsparteien traten, unterscheiden sich nicht wesentlich von den Radikalsozialisten. Sie sind katholischer, stärker an rein konservative Wählerschichten gebunden, besonders auf dem Land, mit geringeren Beziehungen zu dem politisch aufgeklärteren Kleinbürgertum. Ihre Parteistruktur ist noch aufgelockerter und ermöglicht damit eine auch bei den Radikalsozialisten fühlbare starke Verkettung zwischen Politik und Gruppeninteressen. Während die sozialistischen und volksrepublikanischen Abgeordneten wenigstens zu einem Teil ihre Partei vertreten, fühlen sich Radikalsozialisten und Unabhängige in erster Reihe als Sprecher ihrer Wähler, d. h. als Verteidiger mehr oder weniger egoistischer Sonderinteressen. Darin liegt zweifellos eine bedenkliche Schwäche der französischen Demokratie.

Gaullisten

Der Gaullismus gehört bereits der Vergangenheit an, verdient aber Erwähnung, weil sein Zerfallsprozeß zum Ausgangspunkt für eine Umgruppierung der französischen Parteien werden kann. Seine vorübergehende Blüte in den Jahren 1947 bis 1951 verdankte er der Person Generals de Gaulle, der das französische Bürgertum einen Ausweg aus seiner damaligen materiellen und ideologischen Sackgasse erhoffen ließ. Als die kommunistische Gefahr schwand, der wirtschaftliche Wohlstand zurückkam, die alten Parteien im Parlament erneut Vertrauen einflößten und als Wall gegen Kommunismus und staatliche Wirtschaftslenkung ausreichten, als auch der General, nicht zuletzt durch sein unmittelbares Gefolge, enttäuschte, kehrte der politische Fluß Frankreichs schnell in sein gewohntes Bett zurück. Nur eine kleine Zahl der zur Zeit im Parlament sitzenden gaullistischen Abgeordneten hat Aussicht auf Wiederwahl. Die Bewegung ist dazu verurteilt, in Unabhängige, Radikalsozialisten und auch Volksrepublikaner aufzugehen. Selbst für eine überragende Persönlichkeit wie General de Gaulle war das politische Schwergewicht der traditionsgebundenen französischen Nation zu groß, um, sei es in einem Augenblick unbestreitbarer Gefahr und Erneuerungsbedürftigkeit, erschüttert werden zu können.

Es verbleibt ein kleiner gaullistischer Kern, der seine politische Aufgabe im Lager der Linken zu sehen glaubt. Er ist zugleich sozialisierend und neutralistisch, nationalistisch und, soweit das Wort noch einen Sinn hat, revolutionär. Um ihn könnte sich eine neue Partei herauskristallisieren mit einigen Sozialisten wie Moch und Naegelen, Mitgliedern einer den Kommunisten nahestehenden Splittergruppe unter Führung des ehemaligen Radikalsozialisten Pierre Cot, einigen Radikalsozialisten und vielleicht auch wenigen Volksrepublikanern. In fernerer Zukunft wäre dann vielleicht auch auf anderer Ebene die Schaffung der besonders von Léon Blum nach Kriegsende herbeigesehnten großen französischen nichtmarxistischen Arbeiterpartei durch eine Fusion eines Teiles der Sozialisten und der Volksrepublikaner vorstellbar. Die antiklerikalen Elemente der Sozialisten müßten sich dann eine andere Heimat suchen, ebenso wie die überwiegend klerikalen Kräfte der Volksrepublikaner. Diese Umschichtung wäre der Preis für eine Gesundung der innenpolitischen Verhältnisse Frankreichs. Eine derartige Arbeiterpartei könnte endlich dem Kommunismus die von ihm eingefangene französische Arbeiterschaft streitig machen und den konservativen Kräften, vom Radikalsozialismus bis zu den Unabhängigen, die Waage halten.

JEDE BLUME ERBLÜHT SICH DEN TOD

Jeder Baum hat sein Schicksal,
seinen Herbst jedes Blatt.
Ein Stein, ein Stern ist ein Mal,
das mich gezeichnet hat.

Jede Blume erblüht sich den Tod.
Jedes Herz reift aus tausend Nöten
groß zu der einen Not,
an der es zerbricht.
Wenn sich die Morgen röten
zu meines Denkens unerbittlichem Licht,
ist auch das Herz zu neuem Harm erwacht.

O bliebe doch Nacht,
bliebe doch ewig das duldende Dunkel,
zitternd umsäumt von des Todes tastender Hände
wachsenden Schatten —
daß ich ihn fände,
auf meines Rechens quellenden Matten
zur Reife gebracht —

o bliebe doch Nacht.

Vigoleis Thelen

Die Dramaturgie der russischen Geschichte

Die Vergangenheit, behauptet T. S. Eliot, wird ebensostark durch die Gegenwart verändert, wie die Vergangenheit ihrerseits die Gegenwart bestimmt. Wert und Werk eines Dichters bilden mit den Kunstwerken der Vergangenheit eine ideale Ordnung im Rahmen eines Ganzen — tief hineingebaut in die Schicksale seines Landes und seiner sozialen Umwelt.

Dieser Zusammenhang ist unzerreißbar. Dichtung wird somit immer zu einem Teil Geschichtsschreibung, die künstlerische Aussage, ebensowohl wie die wissenschaftliche Forschung, zu einer Analyse der Struktur des Geistes von Volk und Zeit. Je profunder das Kunstwerk, um so mehr wird aber auch vom Unterbewußtsein des Volkes ausgesagt und damit eine allgemeine Bewußtseins-erhellung erzielt, die Rück- und Ausblicke in Vergangenheit und Zukunft ermöglicht. So entsteht eine Prophetie als Präzipitation der Nationalgeschichte und der sozialen Daseinsformen — bei Hineinverarbeitung der rudimentären Ablagerungen der Vergangenheit, von wo aus die Gegenwart erklärbarer und die Zukunft begreiflicher denn zuvor erscheinen. T. S. Eliot, Ernst Robert Curtius und Wilfredo Pareto haben uns dafür unschätzbare Hilfen erwiesen. Der Dichtung ist endlich ihr Rang wiedergegeben, die Geschichtsschreibung ergänzbar und die Politik in ihrer beschränkten Zwangsläufigkeit nicht nur noch eine „verfluchte Verrätere“, sondern der Inhalt der Erforderlichkeit des Unmöglichen, reduziert auf das faktisch Wirkliche von heute. Eines erläutert das andere; als isolierte Erscheinungen unerklärlich, verstehen wir Kunst, Wissenschaft, Politik und soziales Leben in einem ungeheuren Zusammenwirken.

Um welche Erkenntnisse es sich hierbei handeln kann, beweist jedes Bemühen, die großen Dichter in ihrer Umwelt zu verstehen. Man denke an den unergründlichen Franz Kafka, an Honoré de Balzac oder Fjodor Dostojewskij. Sie waren alle nicht bloß Person und Mensch in ihrer individuellen Zeitverbundenheit mit ihrem begrenzten Ausdrucksvermögen, sondern ein Gefäß uralter, abgelagerter Vorstellungswelten, Träger der Zukunftsgestaltung, Präger des nach ihnen und dank ihnen heraufkommenden, neuen Heute. Der Ahne wird zum eigenen Erben, dieser ist im großen Kunstwerke wie in seiner Vorgeschichte schon vorweggenommen. Die große Klammer des Schicksals fügt alles zusammen, wandelt und ändert und beläßt immer wieder aufs neue, selbst in der Gestaltung des Volkslebens — „alles beim Alten“. Das steht bei Curtius (in seinem fundamentalen Buch „Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter“) geschrieben, und das kann erkannt werden bei jeder gründlichen und nicht bloß einseitig-zweckhaften Analyse insbesondere der großen Kunstwerke, wenn man sie als das zu erfassen sucht, was sie sein können: ein substantieller Inhalt jeder Umbruchszeit der Kultur.

Entscheidend ist allerdings, wie weit man den zeitlichen Rahmen der Umwelt der großen Dichtungen zieht. Die russische z. B. ist stets eine der oberen Bojarenschichten und der Intelligenz, der intellektuellen Oberschichten gewesen. In deren Daseinskampf und Äußerungen fing sich das Schicksal des Volkes, die zunehmende Intensität des Europäisierungsprozesses. Katharina II. erweckte sie und brachte sie zum Sprechen. Die napoleonische

Invasion mit der nachfolgenden russischen Besetzung großer Teile Westeuropas nahm sie in die Schule. Nun erst brach die Blüte auf und keimte der neue Samen, dessen Früchte zu unserer Zeit reiften. Da bedarf es denn keiner ausdrücklichen Nachweise, welche historischen Ereignisse zählen — wenn man nur in Betracht zieht, wie stark die Ablagerungen und Erinnerungen früherer Vergangenheiten waren. Wobei der Blick und die Einsicht immer weiter zurückgehen: es ist, als ließe sich Schicht um Schicht abtragen und als wende man sich von der eigenen Jugend zu den Voreltern und deren Vorfahren und verwandle sich schließlich in diese selbst, die im mystischen Dunkel verblieben. Das Schicksal greift nicht nur vor, es führt auch zurück: das späte, aufgeklärte Athen erlebte erst die furchtbare Tragik des Atridengeschlechtes, des Urmythos vor der Geburt der ausgereiften Tragödie. Das Scheitern aller Bemühungen der russischen Besatzungsoffiziere, wie man die Dekabristen (1825) schlechthin bezeichnen könnte, und der gewissermaßen symbolhafte Tod Puschkins (1837 im Duell auf Grund einer Hofintrige erschossen) schaffen die ersten bleibenden Eindrücke der Dichter (und zugleich der Leser) der realistischen „Anklageliteratur“ in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts.

Mag Dostojewskij beispielsweise auch erst fünf Jahre alt gewesen sein, als die Verfolgungen der idealistischen Schwärmer einsetzten, so weiß man doch, wie viele Jahre hindurch die Phantasie aller Russen mit dem beschäftigt war, was man damals der Blüte des Adels und der Gesellschaft, den ehrlichen und überschwenglichen Freunden der Tugend angetan hatte. Grausame Verfolgungen der Bevölkerung und insbesondere der oberen Adelschichten hat es immer gegeben. Iwan IV. der Schreckliche (richtiger übersetzt: der Großartige) hat in der Art englischer und französischer Könige, um seine Alleinherrschaft durchzuführen, die Bojaren, aber auch die höhere Geistlichkeit, auf das schlimmste verfolgt. Er griff nicht nur zu Todesurteilen, sondern ließ diese unglücklichen Menschen auch öffentlich auspeitschen und vor allem demütigen. Darauf kam es ihm an. Er wollte den Hochmut des Adels brechen, und es sollte keine einflußreichen Personen neben ihm geben. Diese Demütigungen hat er bis zum Exzeß betrieben, und zwar aus tiefster Überzeugung, denn dies sei die Pflicht, die Gott ihm auferlegt habe. Das Herz des Zaren ruhe in Gottes Hand, es gebe kein Gesetz, das über ihm stünde, und er könne nach freiem Ermessen tun, was er wolle. Bezeichnend für diesen außergewöhnlichen und übrigens für seine Zeit hochgebildeten Tyrannen war, daß er sich ständig bewußt blieb, Todsünden zu begehen. Um hier die Gebote Gottes zu erfüllen, notierte er sich in seinem Gebetbuch die Namen aller derjenigen, die er hat umbringen lassen. Ob es nun Bojaren, höhere Beamte, Kleinbürger, Weiber aus dem Volke waren. Er ließ für seine Opfer Totenmessen lesen, flehte Gott um Erbarmen an und betete um ihr Seelenheil. Die in der russischen Kirche üblichen Verbeugungen vor dem Altar führte er mit einer solchen Inbrunst durch, daß er mit der Stirn auf den Boden schlug und sich große Beulen zuzog. Auch Peter I. war ein grausamer Tyrann, der unzählige Menschen umbringen ließ. Geschweige denn, daß er wie seine Vorfahren die Altgläubigen bitter verfolgte — worauf diese in gleicher gläubiger Inbrunst sich irgendwo im Walde versammelten und sich selber verbrannten. Peter galt ihnen als Antichrist, und die Altgläubigen verfluchten ihn und sein Andenken.

Erst Katharina d. Gr., geborene Prinzessin von Anhalt-Zerbst, führte mildere Sitten ein. In der Zeit ihrer langen Regierung wurden keine politischen Todesurteile ausgesprochen und die Prügelstrafe so weit wie möglich eingedämmt. Dies Beispiel wirkte dank der hohen Geistigkeit und dem unbeug-

samen Charakter der Kaiserin außerordentlich weitgehend. Ihr gelang es, das geschmeidige Raubtiertum der jungen Offiziere und Höflinge zu zähmen. Nicht immer bloß auf die Weise, daß sie sich neue Liebhaber erkor, sondern auch durch pädagogische Maßnahmen und moralische Lehren. Das geistige Leben Rußlands verwandelte sein Gesicht. Katharina gründete zwei Zeitschriften, in denen sie unter Pseudonymen mit sich selber diskutierte, sie schrieb die ersten russischen Theaterstücke und verfaßte eine Geschichte des russischen Staates. Eifrig nahm sie sich der Erziehung ihrer beiden Enkel Alexander und Konstantin an und sorgte für ausländische Erzieher. Auf ihren Sohn Paul, dessen Vater unzweifelhaft höchst minderbegabt war, vermochte sie keinen Einfluß zu gewinnen. Paul ist zu einem närrischen Despoten geworden, bis er von den Hofkreisen umgebracht wurde.

Nach dem Aufstand der Dekabristen 1825 hörte man von neuen Verfolgungen, vom grausamen Schicksal, vom Edelmut der schuldlosen Frauen, die ihren Männern in die Verbannung gefolgt, von des einen Tod und des anderen stolzer Haltung. In der geistlosen Öde des Despotismus, da der Zar jede selbständige Regung des Denkens zu unterdrücken pflegte, war dieses eine Ereignis der Dezembertage in St. Petersburg und Tultschin das bewegende Geschehnis der Geister und Herzen — einerlei, ob man kaisertreu oder freiheitlich gesinnt war: was sich ereignet hatte, ging *alle* an. Es war, wie die Staatsdoktrin es verkündete, die tatgewordene Erhebung des „Guten“ gegen das „Schlechte“, es war der realistische Glaubensbegriff, man habe Gott, aber auch den rechtgläubigen Zaren mehr als die Menschen zu fürchten. Der stets nur als Gewalt und Macht hingenommene historische Ablauf der Dinge hatte mitten hineingegriffen ins Seelenleben; die Geister waren entflammt, die Gesellschaft für eine kurze Weile, vertreten durch eintausend der Besten, keine unlebendige Masse uninteressierter, verspielter apolitischer Romantiker und Dandys mehr, sondern eine lichtvolle Kraft zukunftsbegehriger Geister. Meteorhaft erstrahlte ein Licht, um augenblicks wieder zu erlöschen; worauf Angst und Schrecken alles Denken verdunkelten und das hoffnungslose Sündhaft-Schlechte noch schwärzer erschien.

Die Widerstandsbewegung der Dekabristen — der Ausgangspunkt des revolutionären Zeitalters — war viel zu aufwühlend, um nicht auch Dostojewskijs Jugenderlebnisse zu berühren.

Alexanders I. enthusiastischer Liberalismus, der kaum ein Jahrzehnt anhielt, war im Keime erstickt, nachdem die Anfänge seiner Regierung so überaus vielversprechend gewesen waren, daß man in den höheren Gesellschaftsschichten ein „neues Zeitalter“ erwartet hatte.

Das sehnlichst erhoffte Ende der Schreckensregierung des wahnsinnigen Paul I. (1801) wirkte als Erlösung — man war in Angst erstarrt und gebannt gewesen, man hatte gezittert, gebebt und eine solche Abscheu vor dem wildwütenden und jähzornigen Despoten empfunden, daß man sich wie durch ein Wunder errettet fühlte. Der sanftmütige Jungling mit den blauen Augen und dem verführerischen Charme, dieses „zarte Lämmchen“ auf dem Throne, würde nun alles, alles wenden — schluchzend vor überschwenglicher Freude fiel man sich auf den plötzlich wieder menschen erfüllten Straßen um den Hals und konnte sich nicht lassen vor Begeisterung beim Anbruch der Morgenröte. Sentimentalisch übererregt, überschlug sich die Stimmung — Humanität, Kultur und Geist wurden zur Parole, zur Musik himmlischer Sphären.

Dieser Enthusiasmus wollte kein Ende nehmen, von St. Petersburg bis nach Moskau, von Odessa nach Kiew, von Nowgorod bis zum Ural tönte es wider — die Feldjäger jagten über Tausende von Kilometern nach Sibirien

und dem eisigen Norden, um die von Paul Verbannten zurückzurufen, die Gefängnisse öffnen zu lassen und Alexanders Gnadenerlaß zu verkünden. Alle Menschen sollten Brüder sein: Schillers Hymne an die Freude „Seid umschlungen Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt“ und „Lasset uns Brüder sein“ war zur Wirklichkeit geworden; in poetischer Verklärung taumelte Rußland in das Wolkenreich einer unvorstellbaren, besseren Zukunft.

Wenn nur der dunkle Schatten jener Untat, die am 11. März 1801 begangen worden war, hätte vertrieben und vergessen werden können! Nicht erst als Alexanders Geist sich längst verdüstert hatte und die neue, noch schrecklichere Tyrannei des Schurken Araktschejew, des ausschlaggebenden Kriegsministers, ein wahres Inferno errichtet hatte, sondern schon damals empfand man einen kalten Schauer, wenn man sich dieses Ereignisses entsann, welches den jugendfrischen Zaren mit Gewissensqualen zeit seines Lebens folterte. Schon während der Krönungstage in Moskau hatte Alexander I. stundenlang vor Entsetzen erstarrt vor sich hingebütet, und nur unter Aufbietung aller seiner Kräfte hatte er sich überwinden können, seinem Volke bei der Krönung ein strahlendes Gesicht zu zeigen. In ständiger Unrast, in einem schon krankhaften Schwanken der Stimmungen vermochte er niemals wirklich ausgeglichen zu sein; die nackte Angst vor dem Schicksal, das seinen Vater und Großvater, den Zaren Iwan VI. und den Zarewitsch Alexei Petrowitsch, ereilt hatte, ließ ihn überall Verrat wittern und in seinen Freunden und Ministern, in seinen Brüdern wie den Offizieren seiner Garde die Rächer seiner eigenen Tat erblicken. Dieses Mißtrauen und seine Gewissensbisse zerstörten die gedeihlichen Anfänge seines guten Willens, vernichteten seine bisherige Politik und die Reformpläne seines Staatssekretärs Speranski, machten ihn frühzeitig einsam, vergreist und hoffnungslos melancholisch.

Seit jener Nacht, da er, nur durch ein Stockwerk im finsternen Michaelspalast von dem brutalen Geschehnis getrennt, welches man ihm als politische Notwendigkeit dargestellt hatte, sich die Ohren zuhalten mußte, um die Todesschreie seines Vaters nicht zu hören — seit der Stunde, da er dem Grafen von der Pahlen seine Zustimmung zur gewaltsamen Absetzung Pauls I. erteilt hatte, war er gezeichnet. Er mußte wissen, daß sich Paul nie zu einer Abdankung entschließen würde. Ein Versuch, ihn dazu zu zwingen, mußte also zu einer Ermordung führen. Das Gefühl der Mitschuld an diesem brutal ausgeführten Verbrechen betrunkenen Verschwörer brachte ihn um alle klaren Einsichten, raubte ihm jede Tatkraft, ließ ihn in Verzweiflung fallen und überantwortete ihn der *Synderesis* der Mystiker — den Angstgesprächen eines von Reue zernagten Gewissens mit sich selber. So bezeichnete Alexander zwei Jahrzehnte später in Verona dem französischen Staatsmanne Chateaubriand gegenüber seinen Zustand manischer Depression, seine Angstvorstellungen und seine mystische Besessenheit.

Alexander lebte sein zerquältes Leben hoffnungsloser Sündenangst, seiner liebenswerten Gemahlin ganz entfremdet — in einer Umgebung, in der ihn alles an den Mord erinnern mußte.

„Wenn man die Welt regiert, darf man kein enges Gewissen haben“, hatte sich Friedrich II. zu erklären vermessen — und Katharina hatte wohl auch kein Gewissen. Genau wie Katharina d. Gr., welche die Mörder ihres Gatten nicht zur Verantwortung zog, so konnte auch Alexander sich nicht entschließen, die Mörder seines Vaters vom Hofe zu verweisen und aller Ämter zu entsetzen. Die Witwe Pauls war darüber ganz außer sich und konnte nur erreichen, daß der Anstifter dieser Palastrevolution, von der Pahlen, auf

sein heimatliches Gut in Livland geschickt wurde. Der Täter des Mordes, General Bennigsen, verblieb in des Kaisers Gnade und wurde einer der bekanntesten russischen Heerführer in den napoleonischen Kriegen. Im Kreis der Verschwörer und Mörder war jeder auf seine Art von der Notwendigkeit seiner Tat überzeugt — und durfte es wohl auch sein, da die Nutznießer dieser Morde ihn belohnten und seine weiteren Dienste beanspruchten.

Das war das Ungeheuerliche: der Sohn verließ den Dunstkreis dieses Verbrechens nicht, er betete zerknirscht am Sarkophage seines Vaters, aber er zog aus dem Geschehenen keine Konsequenz, er tat einfach so, als hätte sich nichts Bedeutungsvolles ereignet. Eine Zeitlang waren es gerade diese Persönlichkeiten, die an seinem Hofe regierten, seine Schlachten schlugen und seinen Thron, der durch gelegentliche Aufstände der leibeigenen Bauernschaft, wenn man diesen nicht rechtzeitig begegnete, gefährdet schien, verteidigten. Von jener Mordnacht her stammte eine quälende Spannung zwischen Mutter und Sohn — wie aus der gemeinsamen Mitschuld seine Entfremdung zur Gattin Elisabeth, wie die später so verhängnisvolle Fremdheit der kaiserlichen Brüder, wie die politisch so unratsame Rücksicht auf den tollwütigen und grausamen Großfürsten Konstantin, den der Zar in Polen als Statthalter wüten ließ — wie schließlich des Herrschers Hörigkeit gegenüber dem Scheusal Araktschejew. Denn dieser engstirnige Peiniger der Soldaten und unbeschränkte Regent Rußlands war der einzige General, der das Andenken Pauls hochzuhalten pflegte und Alexander die gleiche Treue versprach, die er seinem ermordeten Herrn gehalten hatte. Alle anderen hatten, unumwunden, gerade diese ihre Einstellung betonend, Verrat geübt — worauf Alexander sie auch alle fürchtete, wie er sein Volk immer nur mit Angst und namenlosem Mißtrauen anzusehen pflegte.

Der Friedenszar, der Engel Europas, der Besieger Napoleons, der Begründer der Heiligen Allianz, der fromme Schwärmer und hinreißende Liebhaber der schönsten Frauen seiner Zeit auf dem Wiener Kongreß, dieser sinnlich betörende Don Juan mit dem unschuldigen Ausdruck eines „Lämmchens“, übrigens einer der besten Walzertänzer — dieser im Grunde gar nicht so rätselhafte Kaiser, heiß geliebt und bitter gehaßt, verdarb sein Volk und Reich bis in die Tiefen des moralischen Bewußtseins der einst so unbedingten orthodoxen rechtgläubigen mystischen Christlichkeit.

Peter I., der seinen Sohn zu Tode foltern ließ, und Katharina II., die vielleicht an eine Ermordung ihres Gatten nicht gedacht, die Tat jedoch nachträglich billigte und nicht hatte sühnen wollen, waren politische Naturen: was „Ruhm“ bringe, sei groß, und Staatsstreiche seien keine Verbrechen — wäre auch ihre Meinung gewesen. Aber das war nicht die Meinung im Volke. Peter wurde verabscheut und die große Kaiserin Katharina eindeutig als amoralisch und in diesem tieferen Sinne als unrussisch gekennzeichnet. Andererseits hatte das Volk Iwan IV. dem Schrecklichen um seiner tätigen Reue und offen bekannten Gewissensqualen willen vergeben. Seinem Andenken wurde nicht geflucht, jedoch wurde in einem eigentümlichen Verdrängungsprozeß seinem Günstling und späteren Nachfolger auf dem Throne des ausgestorbenen varaegischen Geschlechts Ruriks, Boris Godunow, mit leidenschaftlichem Pathos ein Verbrechen vorgeworfen, welches er vermutlich gar nicht begangen hatte (Ermordung des Zarewitsch Demitri). Alexander I. aber hatte sich nicht zu demütigen verstanden, er hatte seine Gewissensqualen in sich hineingewürgt, er hatte das Volk büßen lassen, was einzugestehen er den Mut nicht fand — er hatte geheuchelt, sich hinter seine Frömmigkeit versteckt, er war in den fünfundzwanzig Jahren seiner Herr-

schaft die personifizierte Schuld, die fortzeugend Böses hervorrufen mußte. Er selber war die Lüge und der Verrat, an dem das russische Staatsleben krankte. Und dennoch war gerade er „der Gesegnete“, die außenpolitisch erfolgreichste Herrschergestalt, die Rußland hervorgebracht hatte. Der Beglückter wurde zum Menschenschinder — etwas Mörderischeres als die Soldatensiedlungen Alexanders I. konnte man sich nicht vorstellen. Araktschejew hatte sich folgendes ausgedacht: Junge Bauernsöhne sollten in großer Zahl ausgehoben und in neu gegründeten Dörfern mit Frau und Kind angesiedelt werden. Sie sollten Ackerbauern bleiben, das Feld bestellen, Vieh züchten und versorgen. Sie sollten mit ihren Produkten den nächsten Markt beliefern, aber daneben viele Stunden täglich exerzieren und im Waffendienst geübt werden. Sie sollten an strenge Disziplin gebunden sein und in allen ihren Funktionen, sowohl als Bauern wie auch als Soldaten, ihren Vorgesetzten unbedingt gehorsam sein. Der militärische Dienst wurde sehr streng genommen. Es gab nach den Regeln jener Zeit ständige Stockprügel, Spießrutenlaufen usw. Diese Siedlungssoldaten sollten die Reserve der bestehenden Regimenten des Heeres bilden. Alexander und sein Kriegsminister dachten sich das sehr patriarchalisch, und wahrscheinlich war auch die Ernährung dieser Soldatenbauern und ihrer Frauen und Kinder ausreichend. Der Dienst aber war unerbittlich streng und der Tagesplan außerordentlich überlastet. Die jungen Leute waren durch das Exerzieren, Parademarschübren und Diensttun, Wachestehen usw. übermüdet und konnten als Bauern nicht das leisten, was von ihnen gefordert wurde. Es gab infolgedessen immer von neuem Strafactionen, Prügel und strengen Arrest in verdunkelten Gefängniszellen, kurz gesagt, die Soldatensiedlungen entwickelten sich zu einer unvorstellbaren Menschenschinderei. Besuchte Alexander die Siedlungen, so sah alles schön ordentlich aus. Die kleinen Häuser waren musterergütlich sauber gehalten und das Vieh gut versorgt. Die Menschen aber gingen zugrunde und erlebten ein Dasein auf dem Niveau römischer Sklaven. Als Soldaten taugten sie natürlich nichts. Dennoch sollte das Prinzip aufs strengste durchgeführt werden, und wenn der Zorn der jungen Leute sie, was nicht selten vorkam, übermannte, so gab es wiederum die schrecklichsten Strafen. Der Kriegsminister war ein wirklicher Menschenquäler und der Zar zum reinen Toren geworden. Ein Mord an einem Offizier folgte dem andern, die Gärung wurde allgemein, aber Alexander war von dieser Idee derart benommen, daß er glaubte, festbleiben zu müssen. Das ging so weiter, bis schließlich leibeigene Bauern die Freundin Araktschejews ermordeten und die Verschwörergruppen einen immer weitergehenden Einfluß gewannen.

Was in diesen Soldatensiedlungen geschah, war im Volksbewußtsein schlimmer als die schwarze Schar Iwan des Schrecklichen, die Opritschnina. Iwan hatte sich nicht an den Bauern vergriffen. Sündhaft erschien daher im russischen Bewußtsein diese wahrhaft furchtbare Versündigung an den Rechten der Bauern. Der Bauer war gewiß nie frei gewesen, aber er hatte das Bewußtsein seiner eigenen Lebensrechte. Wie der Himmel allen gehörte und auch die Flüsse nicht Eigentum einzelner Grundbesitzer sein sollten, so gehörte es zu seinem Gedankengut, auch den Boden, den er bearbeitete, als nur ihm zugehörig zu betrachten. Seit drei Jahrhunderten gab es die konkrete Vorstellung der Bauerngemeinschaft, des Mir, und auf diesen sollten und durften weder die Beamten noch die Großgrundbesitzer einwirken. Natürlich war das in vielen Fällen nicht der Fall, aber die Bauernschaft blieb schwer gekränkt, wenn man sie in ihrem Eigenleben störte. Dieser Gedankengang war auch in der Intelligenz sehr verbreitet und wurde zum eigentlichen Inhalt der russischen sozialen Lebensauffassung, als ein deut-

scher romantischer Gelehrter Moskau besuchte und die Einrichtung des Kollektivs des Mir in höchsten Tönen pries. Nunmehr aber wurden Bauern und Landarbeiter gezwungen, aus ihrem Stand herauszutreten, langjährige, 25 Jahre dauernde Soldatendienste zu leisten und zugleich in diesen Siedlungen etwas ganz anderes zu werden, als was sie bisher waren. Das erfüllte das Volk mit jähem Zorn, der so mächtig war, daß Zar Alexanders Nachfolger bereits in den ersten Tagen seiner Regierung diese Soldatensiedlungen abschaffen mußte. Der sinnlich frivolste aller Liebhaber, der sympathische Frauenverehrer, wurde zum asketischen Frömmel. Das Väterchen Zar verleugnete die nationalen Tugenden, ließ sein Volk mißhandeln und wußte nicht einmal, was er tat. Damit strich er die patriotische Herrlichkeit des russischen Triumphes über Napoleon und das Abendland aus der Geschichte. Gerade er, der anfangs so außerordentlich beliebt gewesen war, wurde zu einer verhaßten Person — und außerdem verführte gerade Alexander die Jugend. Dieses letzte und größte seiner Verbrechen, diese ärgste Schwankung seines widerspruchsvollen Kurses gab er wenigstens zu. Er wußte um die Verschwörung der geheimen Bünde der Dekabristen, aber er ließ, politisch verantwortungslos, den Dingen ihren Lauf. Er veranlaßte Metternich, die Burschenschaften, Carbonari und Studentenbünde ganz Europas zu verfolgen — aber in Rußland ließ er eine Katastrophe herannahen, die den Staat an den Rand des Chaos zu bringen drohte und die Nation ihrer rechtschaffensten Männer beraubte. Der unnachgiebigste Staatsmann aus dem Kreise der Napoleon-Gegner war an diesem Punkte schwach, ja feige...

Und dies alles, die Morde in der kaiserlichen Familie, die Duldung der Verbrechen, die Grausamkeit, die aus einer Seelenzerrüttung ohne Beispiel entsprang — vollzog sich nicht in finsternen Gemächern und Gängen der Paläste, sondern trat den denkenden Menschen dieses großen Volkes zweideutig und von Lügen überwuchert, in Geheimnisse notdürftig verborgen, aber im ganzen doch klar genug erkennbar, ins Bewußtsein. Bei jedem staatlichen Geschehen spürte man dies — ahnte hier Zusammenhänge, erriet das Geheimnis, raunte sich die dunklen Tragödien zu und rechnete mit Verrat, Grausamkeit, Niedrigkeit und Heuchelei.

Das Volk verstand es nicht, davon zu reden und fand auch den Zusammenhang der Dinge nicht heraus — die Dichter aber erfaßten in tiefeschürfenden Visionen die Schicksalsverflechtungen des Geschlechtes dieser unheilvollen Kaiserfamilie und entluden ihre Erkenntnisse in Werken epochaler Bedeutung. Die „Anklage-Literatur“ der russischen Klassiker formte diesen Stoff, und Dostojewskijs Familientragödien wurden zur Saga der Geschichte dieser Könige.

Es ist ein ander Ding, ob man eine Kriminalgeschichte konstruiert und etwa, wie Graham Greene und in Eugene O'Neills „Trauer muß Elektra tragen“ psychoanalytisch motiviert, oder ob sie an sichtbarster Stelle vor allem Volke sich bereits abgespielt hat, ehe man sie darstellt. Die „Dämonen“ und die „Karamasows“ Dostojewskijs, besonders dieses letzte epochale Werk, dieses Geflecht von Gedankenschuld und Mitschuld, Mordgedanken und Tat, Seelenqualen, Vortäuschungen, Rechtfertigungen und Wollust sind das seelische Erlebnis des Volkes, seines Dichters ebenso wie der Leser — es ist die Umwelt der russischen Menschen des 19. Jahrhunderts. Es ist die Innenpolitik dieses Reiches. Dostojewskij beschrieb ein Stadium der herauskommenden Pöbelherrschaft nach dem andern: er sah den Nihilisten wie den Terroristen, den dünkelnhaften Plänemachern wie den Utopisten, den neuen Gewalthabern wie der feige und wollüstig sich duckenden Masse ins Auge — rief sie beim Namen und enthüllte ihre Nacktheit.

Er prophezeite, warnte und beschwor sie — und blieb verkannt. Unmittelbar nach seinem Tode wurden seine Visionen Wirklichkeit.

Der Befreier-Zar, der nach langwierigen Beratungen im Reichsrat die Leibeigenschaft aufgehoben hatte und eine ganze Reihe sozialer Reformen durchführte, wurde einen Monat nach Dostojewskijs Tode ermordet, die Reaktion streute die Saat des Atheismus aus. Rußland mußte zu Beginn dieser tragischen Entwicklung seinen christlich-nationalistischen Glauben, wie der Dichter vorausgesagt hatte, im vollen Sinne des Wortes preisgeben, um dann bereit zu sein, sich dem westlerischen utopischen Sozialismus zu überantworten — nicht anders als der russische „Napoleon“, der sich selbst vernichtende Rodion Raskolnikow, sich zuerst ins große Verneinen stürzen und jede Energie relativieren mußte, ehe er morden konnte.

Dostojewskij ist einseitig, ja, bei aller Vielfalt seiner Gestaltungswelt kein Phantast, nicht einmal ein Poet. Er „erfindet“ sozusagen nichts — wenn der vornehme Adlige Stawrogin, der eigentliche Held der „Dämonen“, ein Übermensch sein soll, so kann er als der lichte Prinz Iwan des Märchens erscheinen, um schließlich als „falscher Demetrius“ entlarvt zu werden. Dabei wußte seine Umwelt noch nicht, welche Todsünde er begangen hatte. Stawrogin hatte ein kleines unentwickeltes Mädchen mißbraucht und dieses dann zum Selbstmord getrieben. (In der ersten bekannten Fassung der „Dämonen“ ist dieses Kapitel der Beichte Stawrogins gestrichen gewesen; erst vor wenigen Jahren wurde es aus dem Nachlaß herausgegeben.) Die Zeit der Wirren, die „Smuta“, der große soziale Bürgerkrieg von 1604—1613, scheint wieder auszubrechen — was damals nicht zum Austrag kam, muß nun nachgeholt werden. Oder kann es noch einen Aufschub geben? Dostojewskijs „Idiot“, Fürst Myschkin, der in seiner Schweizer Klinik soeben erst von seiner geistigen Umnachtung und Depression geheilt worden war, scheitert — aber nicht etwa an seiner Schwäche, sondern an dieser miserablen Umwelt nichtiger, schurkischer Menschen, die sich ihm aufdrängen, ein Geschmeiß ekelhafter Wüstlinge, Phraseure, Säuer und seelenloser Erpresser, wie sie vom Dichter immer wieder beim Namen genannt werden. Diese Typen sollten in Europa erst sehr viel später in Erscheinung treten — die gesinnungslose Hefe einer absterbenden oder gar zu oberflächlichen Gesellschaft, die im besten Falle Fanatiker abstruser Ideen werden, nie aber etwas anderes als Verderber und Vernichter werden konnten. (Hier schildert der russische Dichter in tiefgründiger, prophetischer Erkenntnis die nationalsozialistische Gefolgschaft der SA und SS Hitlers, sowie des engeren Kreises von Streicher.) Man denkt an Araktschejew, wenn man die weinerliche Sentimentalität eines Smerdjakow charakterisiert findet — an den feigen Verräter Zar Wassili Schuiski und die blutigen Intrigen der Bojaren der Smuta — man findet diese „Dämonen“ übertrumpft von dem Gesindel in der unmittelbaren Umgebung des Fürsten Myschkin. Die Tiefe der Gemeinheit des Menschen in den Memoiren aus einem Totenhaus, also kurz nach jener Zeit, da Dostojewskij in Ketten geschmiedet Sträflingsarbeit in Sibirien leisten mußte, und „Aus dem Kellerloch“ den Wahnsinn des amoralischen nihilistischen Sadisten der Selbstentblößung — Dostojewskij erfand ihn nicht, wie er auch den Quälgeist und Heuchler Foma Fomitsch im Dorfe Stepantschikowo nicht konstruierte, sondern im altrussischen Typus des „Samodur“ vorgefunden hatte, dem Genie der Selbstverspottung, das sich daran weidet, sich und die Umwelt zu erniedrigen und in den Schmutz zu stoßen. Don Quichote hielt sich für einen edlen Ritter — diese Russen gefielen sich darin, sich selber die Ehre abzusprechen, und fanden eine Genugtuung darin, wenn die russischen Zustände gegeißelt und verspottet wurden.

Die Tataren hatten die russischen Fürsten bewußt entehrt, nun nahmen sie selber Rache an allen Aufrechten und bespieden alles, was Menschenantlitz trug. Jeder Zug im Charakterbilde des Negativen des Übermenschen war echt — Iwan IV. hatte die Kirche und ihre glänzendsten Träger entehrt und nicht anders wie Peter I. apokalyptische Szenen schwarzer Messen und des Teufelsspuks aufgeführt.

Was in den engsten Kreisen der infernalischen Sekte der sich selbst verstümmelnden und entmannenden Skopzen geschah, wurde nun ein Beitrag zur Psychologie dieser Menschen, die dem „Anmarsch des Pöbels“ vorangingen. Die Teufel „fuhren in die Säue — und die Herde stürzte sich vom Abhange in den See und ersoff“. (Lukas-Evangelium Kap. 8, Vers 32—37, das Motto des Romans „Die Dämonen“.)

Die Fabel von Dostojewskijs Romanen ist in noch höherem Maße der Geschichte entnommen als die Versuche anderer Dichter, die den historischen Roman so naturgetreu wie nur möglich gestalten wollten. Wie ein Dramatiker arbeitete er am Stoff der Wirklichkeit. An der Kette der Erinnerungen läßt er sich in den Sumpf der Vergangenheit hinab: Feodor Michailowitsch geht in seinem Unterbewußtsein zu den Schrecken des Tataren-Terrors zurück und schildert das Verhalten eines Volkes, dem derartiges widerfuhr, ehe es vom Abendlande das Motiv der Menschlichkeit vorgeführt bekam.

Smerdjakow — Foma Fomitsch — der Wüstling Swidrigailow — der junge Hypolit und seine Erpresserbande — Lambert im „Jüngling“ — e tutti quanti, die Niedrigkeit und Ehrlosigkeit sind in ihrer totalen Nacktheit und armseligen Schäbigkeit noch nicht genannt. Sie müssen aber erwähnt werden, weil sie bereits vor dem „Totalitarismus“ und „Funktionarismus“ der russischen Revolution vorhanden waren und, wie Dostojewskij es voraussah, die Nutznießer gerade dieser übersteigerten Theorien stellen sollten. Menschen, die gar nicht mehr „umgestaltet und entlarvt“ zu werden brauchen, weil sie bereits die negativ gekennzeichnete sture „Leere“ und Seelenlosigkeit in sich trugen. Über Thersites war man bereits hinausgelangt; die apriorische „Reinheit“ des Nihilismus, als Nichts im Nichts, hatte sich mit dem Chaos des Acheron verbunden.

Die bösen Götzen, die verruchten Frevler waren übertrumpft: sie standen doch noch in einer gewissen ehrfurchtsvollen Scheu vor dem christlichen Gott — hier aber war die Leere des Wahnwitzes der praktischen Wirklichkeit soweit gediehen, wie es die Verwandlung des kleinen Menschen in die Wanze Kafkas uns darstellt . . .

Nach Dostojewskij Leo Tolstoi: das Volk nimmt seinen Köhlerglauben nicht an. Das Leben ist in der erwünschten Primitivität nicht denkbar. J. J. Rousseaus Lehre von der Rückkehr zur Natur wird wohl als Modegespräch eine Zeitlang in den gebildeten Kreisen behandelt, hat aber keine sichtbaren Folgen. Im Gegenteil, die verschiedenen Schichten des russischen Volkes verfeinern ihr Leben immer mehr, und die Oberschichten gewöhnen sich an einen besonderen Luxus, der nicht fern ist von recht perversen Erscheinungen. Es mußte erst ein Rasputin kommen, um als letzter Samodur und Wüstling den Narren der Tragikomödie zu spielen. Rasputin war ein Wandermönch, aber kein eigentlicher Geistlicher, mit ungeheurer Suggestivkraft, der die Meinung vertrat, nur der dürfe auf die göttliche Gnade hoffen, der der Fleischeslust verfallen sei. Infolgedessen verführte er Hofdamen und Frauen der besten Gesellschaft wie auch Küchenmädchen und prägte ihnen ein, daß sie zur Hingabe verpflichtet seien, um wahrhaft fromm zu werden. Er veranstaltete nicht nur im kleinen Kreise, sondern in bekannten vornehmen Restaurants phantastische Orgien, und wenn sich das Publikum, die

Presse und die Polizei darüber beschwerten, so blieb Rasputin dennoch unangetastet, denn niemand wagte es, dem Günstling des Zaren einen Vorwurf zu machen. Hätte es sich nur um einen Trunkenbold und einen Mann visionärer Vorstellungen gehandelt, wie es derartige schon mehrfach am Zarenhof gegeben hatte, so wäre das skandalöse Verhalten dieses derben Muschik nicht so bedeutsam gewesen. Rasputin aber war ein Sektierer und gehörte zu der Sekte der Skopzen, die von der orthodoxen Kirche verabscheut und verfolgt wurde. Rasputins politische Bedeutung war ungeheuer. Er beherrschte den Zaren, die Zarin, die Hofgesellschaft und viele der Würdenträger. Er veranlaßte die Ernennung von Ministern und ließ sie nach Gutdünken ernennen und absetzen. Dieser tückische und sinnliche Bauer hatte einen scharfen Verstand: so bekämpfte er mit Leidenschaft die Absicht einer Kriegführung mit Deutschland und prophezeite dem Zaren, daß der Thron der Romanows zusammenstürzen werde, wenn man diesen unseligen Krieg führen würde. Der schemenhafte, unschlüssige und schüchterne Zar, übrigens ein vollendeter Gentleman, und die von religiösem Wahnsinn der Angst um das Leben ihres schwerkranken Sohnes und ihres Gatten erfüllte Kaiserin Alexandra lebten schließlich kein eigenes Leben mehr. Rasputin galt ihnen alles. Es ergab sich nunmehr der Skandal, daß der von Gott gesalbte Selbstherrscher, der als Oberhaupt der orthodoxen Kirche galt, nicht, wie es der alten Tradition entsprach, als fügsamer Gläubiger der alten Kirche gelten konnte, sondern daß gerade er, wie ich dies in meinem Buch „Russisches Christentum“ (München, R. Piper-Verlag) eingehend geschildert habe, sich mit seiner Gemahlin und seinen Kindern dem Ketzerium zuwandte. Das machte ungeheures Aufsehen und zerstörte den Nimbus des Zarentums. Insbesondere den Bauern war diese Tatsache völlig unerträglich. Das Volk fiel vom Zaren ab. Der vergötterte Monarch war zum schweren Sünder geworden. Eine Kluft zwischen dem Zaren und den Intellektuellen hatte es schon seit langem gegeben. Ebenso war die Arbeiterschaft Gegner der Monarchie, aber nun entstand eine unüberbrückbare Kluft zwischen dem Zaren und dem Bauernvolke. Nicolai II. hatte alle Achtung verloren und das Christentum diskreditiert. Staat und Kirche waren in Rußland eins gewesen. Es gab keine Handlung der zarischen Regierung, die nicht von der Kirche geweiht war. Und insbesondere wurde das „christliebende Heer“ von der Priesterschaft angehalten, den Gehorsam als eine religiöse Pflicht anzusehen. Jetzt aber verbreitete sich der Unglaube, und was die Sozialisten allein niemals zustande gebracht hätten, trat nunmehr in Erscheinung. Der religiöse Glaube verlor seine vorherrschende Bedeutung. Die Entchristlichung der Massen nahm reißend zu. Man hatte ihre Vorstellungswelt zerstört und ihr Ideal eines von Gott geordneten Staates vernichtet. Was Dostojewskij prophezeit hatte, wurde zur Wirklichkeit. In Rußland breitete sich der Atheismus immer mehr und mehr aus. Der Dichter hatte gesagt, der Sozialismus könne nur zur Herrschaft kommen, wenn Rußland sich von Christus abwende. Jetzt war dies der Fall, und 1917, als die Revolution ausbrach, erwies es sich, daß die Masse nicht nur reif für den Sozialismus war, sondern zugleich auch die Abschaffung der Geistlichkeit, des Gottesdienstes und aller Formen der Gläubigkeit verlangte. Unzählige Bischöfe, Äbte, Geistliche und Mönche wurden ermordet, die Klöster zerstört, die Kirchen weltlichen Zwecken zugewandt. Die gesellschaftliche Schichtung war in kürzester Zeit eine andere geworden. Die Gutsbesitzer wurden vertrieben, emigrierten oder wurden gleichfalls hingerichtet. Ebenso das höhere Militär, die Bourgeoisie, ein Großteil der größeren Kaufleute und die wohlhabenden Bauern. An ihre Stelle traten Parteiangehörige, vorwie-

gend Emigranten wie auch Lenin und Trotzki, die lange Zeit im Ausland zugebracht hatten, und die Funktionäre der kommunistischen Partei. Das waren Leute mit teilweise nur sehr geringer Bildung, die jahrelang in der Verbannung in Sibirien zugebracht hatten, wo sie im eisigen Norden nur selten dazu kamen, Bücher zu lesen. Alle diese Leute waren natürlich völlig unvorbereitet für die ihnen bevorstehenden Aufgaben der Regierung und der Verwaltung. Es waren dies leidenschaftliche, fanatisierte Existenzen, die nicht an das Staatsgefüge und eine wirklich realisierbare Wirtschaftsordnung dachten, sondern denen es nur darauf ankam, getreu den Anweisungen Karl Marx', Lenins und Stalins zu folgen.

Berücksichtigt man den schrecklichen Terror und die sich auf alle Schichten der Bevölkerung ausdehnenden Verfolgungen, so wird man sagen müssen, daß Rußland sich eigentlich ohne Unterbrechung von einer Gewalt-herrschaft in die andere gefügt hatte. Aber während der Zarismus schon seit Mitte des letzten Jahrhunderts weitgehende Toleranz geübt hatte und leben und leben lassen zu seinem Leitspruch erkor — und insbesondere das geistige Leben und die Künste sich frei entfalten konnten, so wuchete jetzt die schwere Faust der neuen Despoten über dem Lande. Jeder Hauch der Selbständigkeit wurde unterdrückt. Insbesondere die Intellektuellen wurden mundtot gemacht, wenn sie sich nicht bedingungslos der Generallinie des Leninismus beugten. Selbst Leo Trotzki, der den organisierten Ausbruch der Revolution vielleicht sogar noch weitgehender als Lenin selbst veranlaßt hatte und sich große Verdienste als Heerführer im Bürgerkrieg erworben hatte, mußte in die Verbannung gehen. Das Leben verlor jede Farbigkeit und jede Freude. Man hatte unbedingt nur der Parteiarbeit zu dienen und mußte auf ein Privatleben verzichten. Dieses galt als eine öffentliche Schande, worauf sich denn auch der Charakter des Russen zum Schlechteren verwandelte. Dunkel herrschte über Rußland. Die Abschnürung vom Abendlande wurde strikte durchgeführt. Der Eiserne Vorhang fiel herab. Die Kommunisten hatten von den Dekabristen, die sie noch immer, wenn auch in verlogener Weise, als die Urheber der Revolution verehrten, gelernt, daß jedermann, der im Auslande gelebt hatte oder mit Ausländern Beziehungen pflegte, verdächtig war. Die Geschichte der Vergangenheit hatte in die Gegenwart hineingewirkt. Was früher einmal in negativer Form geschehen war, erstand nun von neuem. Wenn wir diese Abhandlung als Dramaturgie der russischen Geschichte bezeichnet haben, so dürfte das wohl erklärlich sein. Die Ereignisse waren von Iwan IV. ab dramatisch aufgebaut, wobei sich die Eigengesetzlichkeit der Tragödie immer wieder durchsetzte. Dieses hochbegabte Volk war im Grunde doch nicht wandlungsfähig. Die Tataren hatten dem russischen Ehrgefühl das Rückgrad gebrochen. Eine servile Haltung der Obrigkeit gegenüber war längst zur Gewöhnung geworden. Die russischen Menschen teilten sich in Masochisten, Sadisten und stur Gleichgültige. Der christliche Glaube hatte die Russen gelehrt, demütig zu sein — und nun waren auch die Atheisten demütig, willenlos und suchten das Leid. Die despotische Oberschicht konnte ehemals wie jetzt nicht allein für diesen Zustand verantwortlich gemacht werden. Wenn eine Weltanschauung lehrt, man müsse leiden, um einer Vergebung der Sünden teilhaftig zu werden, und dieses Leiden kenne keine Begrenzung, so wird die Oberschicht naturnotwendig dazu getrieben werden, sich rücksichtslos despotisch zu gebärden. Lenin selbst war ein durchaus gutmütiger und humorvoller Mensch, die von ihm veranlaßten Schreckenstaten vollführte er aus rein sachlichen Erwägungen. Sein Nachfolger Stalin, ein Georgier aus einem rauen Berglande, war ein finsterer Mensch, der sich auch gar nicht darum

bemühte, die Popularität des Väterchens Lenin zu erwerben. Seine Tyrannei war schrecklich und ausschließlich darauf konzentriert, immer größere und unbeschränkte Macht zu erwerben. Der Machtkomplex, den Rußland von jeher zur Gewaltherrschaft geführt hatte, tobte sich jetzt in allen Kreisen der bolschewistischen Oberschicht aus. Wiederum war dies ein Rückschritt in die Vergangenheit, das Vorbild der dreihundertjährigen Mongolenherrschaft mit Knute und Folterungen konnte nicht vergessen werden. Wie eine fremde Erobererschicht wüteten die Bolschewiken in ihrem eigenen Lande gegen ihre eigenen Landsleute. Ein besonders schweres Joch hatten die Bauern zu tragen, denen man ihren von ihnen bearbeiteten Boden entriß und den Mir der dörflichen Selbstverwaltung verbot. Der Privatbesitz wurde ausgerottet, Verschickungen von Hunderttausenden wurden zur Selbstverständlichkeit, und die Zwangsarbeit in den Kolchosen erinnerte an die Soldatenlager Araktschejews. In der obersten Sphäre der Gesetzesinitiative hielt man sich an die Lehren von Marx und später von Lenin. In der Verwaltung wirkte das Beispiel der schlimmsten Zeiten der eigenen Vergangenheit nach. Das im Bürgertum durch europäische, insbesondere deutsche Einwirkungen zivilisierte und gesittete Russentum verlor jede Bedeutung, was zur Folge hatte, daß die russische Literatur, die außerordentlich bedeutende Leistungen vollbracht hatte, sich ungewöhnlich verflachte. Kunst und Dichtung wurden politisiert und dienten, bis auf den heutigen Tag, der Generallinie der Partei. Einzig das frühere kaiserliche Ballett behielt seine künstlerische Höhe. Nur daß das Publikum, das jetzt die Ränge und die Logen füllte, aus ungebildeten Parteimitgliedern bestand. Es ist dies wohl eine einzigartige Erscheinung, daß Proletariermassen an einer so verfeinerten Kunstform Geschmack fanden. In dieser Hinsicht blieb alles, wie es früher war, und wie das klassische Theater der Franzosen sich allen Regiekünsten moderner Art verschloß, so änderte sich auch das Ballett in keiner Hinsicht und verpönte jede moderne Regung und jedes moderne Kostüm. Es gibt eben doch, selbst während der größten Umwälzungen, die im Rahmen des Fortschritts durchgeführt werden, Erscheinungsformen des kulturellen Lebens, die keinen Fortschritt dulden. Es ist völlig undenkbar, das Schachspiel zu reformieren und neue Spielregeln einzuführen.

Rußland verfiel dem Kitsch und verabscheute die „entartete Kunst“. Aber zugleich erwachte es etwa nach zwei Jahrzehnten der Revolution zu einer neuen moralischen Sittlichkeit. Während gleich nach dem Umsturz die bis dahin von der Kirche verpönte Ehescheidung, welche die das Recht auf freie Liebe postulierende sozialistische Frauenbewegung gefordert hatte, allgemein gültig eingeführt wurde und Abtreibungen als Recht der Frau galten, empörten sich jetzt zwei Kommunistinnen gegen den Mißbrauch der Frau. Der barbarischen Wildheit der Männer sollte ein Ende gesetzt werden. In zahlreichen Reden und Schriften verlangten die Gattin Lenins und Frau Kolontai Wiederherstellung einer ordentlichen Ehe und die Pflicht des Mannes, für die Familie und den Haushalt zu sorgen. Mit puritanischer Strenge wurde das Leben gesäubert, und heute kann Sowjetrußland wohl wieder, im Zuge der Dialektik der Geschichte, im Vergleich zu früheren Zuständen als ein sittenstrengeres Land erscheinen. Alle Menschen wurden aufs genaueste bespitzelt, und wer gegen diese Bestimmung verstieß, kam vor ein Parteigericht und wurde nach Sibirien verbannt und streng bestraft. So gab es im russischen Sittenleben ein Absinken und Steigerungen, retardierende Momente und einen dramatischen Ablauf der Geschehnisse.

Andererseits — und diese gegensätzliche Seite darf gleichfalls nicht verschwiegen werden: es ist nicht nur das Programm des saint-simonistisch-

fourieristischen Schigaleff (in den „Dämonen“) und nicht nur der Mörder Njtschajew, das Vorbild Peter Stepanowitschs, des Aufwieglers, die jetzt die Szene betreten haben, sondern die erneuerte Tatkraft urmächtiger Charaktere, die in sich die Lebensverneinung der griechisch-russischen Anachoreten überwandten. Dostojewski hatte auf seinem Welttheater Raum genug gelassen, um gerade sie, ins Wirkliche verwandelt, zur Herrschaft gelangen zu lassen. Aber natürlich konnte auch er nicht alle jene Variationen verbrecherischer, willensschwacher, apathisch gleichgültiger und sadistisch veranlagter Typen voraussehen, welche die russische Geschichte der jüngsten Vergangenheit unterdessen hervorgebracht hat. Wie zu Zeiten auch in Frankreich oder in noch früheren Zeiten in Italien, hat sich ein Giftmischertum der Politik zur Verfügung gestellt. Trotzki behauptete z. B., daß Lenin vergiftet worden sei. Diese Behauptung ist mit beweiskräftigen Hinweisen wiederholt worden nach dem Tode von Stalin. Der Diktator begann stark zu kränkeln, man hat aber dann dieser Krankheit mit tödlichem Gift nachgeholfen. Die gleich darauf einsetzenden Prozesse gegen den Kreis der die Führer der Sowjetunion behandelnden Ärzte beweisen das einwandfrei. Neben Stalin sind auch eine ganze Reihe von anderen prominenten Persönlichkeiten, z. B. auch Maxim Gorki, zu Tode gepflegt worden. Der Kampf der Diadochen untereinander nahm immer schärfere Formen an und ist auch heute nicht zum Abschluß gekommen. Die plötzliche Bekämpfung und spätere Hinrichtung des allmächtigen Innenministers Berija, der ganze Völkerschaften Kaukasiens ausgerottet hat und die weitverbreiteten Konzentrationslager zu einem Ort des Grauens verwandelt hatte, wurde in einfach grotesker Weise motiviert. Dieser russische Politiker wurde des Landesverrats und der Verschwörung mit ausländischen Kapitalisten angeklagt. Es gibt jetzt, wie ehemals, nicht nur geheime Verschwörungen und Palastrevolutionen im früheren Stile, Erdrosselung und offenkundige Ermordung, sondern Geheimaktionen, wie z. B. den Menschenraub in Westeuropa und USA, die offenbar mit Hilfe der strengen Zensur der Presse in Rußland selbst leicht vertuscht werden können und deshalb dem Volke wohl unheimlichen Schrecken einjagen, nicht aber Argumente gegen die jeweilige Regierung ergeben. Im Rahmen der russischen Geschichte an sich vielleicht nichts Neues, aber da die Darstellung dieser Vorgänge immer in düsteres Dunkel getaucht wird, so ist die Unsicherheit ganz allgemein und jede regierende Person von Anfang an großen Gefahren ausgesetzt. Wie unlogisch dabei vorgegangen wird, ist ja bekannt. Die Urheber der Revolution und die prominentesten, aber auch fähigsten Politiker und Verwaltungsbeamten dieses Regimes werden der schlimmsten Verbrechen angeklagt. Man beachtet dabei gar nicht, welch ein Licht auf die jeweils regierende Schicht dabei fällt. Sie erklärt sich selbst für völlig unfähig, Menschen und Charaktere zu erkennen. Es kann einer 20 Jahre sich bewährt haben, und dann heißt es plötzlich, er sei seit 15 Jahren Spion und geheimer Agent der Auslandsmächte gewesen — so als ob man ihn überhaupt nicht gekannt hat. Auch hier wird man an ein Beispiel der Vergangenheit erinnert. Nach der ersten Revolution von 1905/6 wurde durch eine spontane Gewissensregung eines zaristischen hohen Beamten bekannt, daß in kaiserlichen Diensten der führende Revolutionär der sozialrevolutionären Partei tätig sei. Dieser Ingenieur Asew versorgte die Geheimpolizei mit Hinweisen auf die Namen und Persönlichkeiten der bekanntesten Revolutionäre. Er ging aber gleichzeitig so weit, im Interesse des Zarismus provokatorische Attentate seiner Parteifreunde zu organisieren. Die Hälfte der Attentate wurde dann durch Verhaftung der betreffenden Personen verhindert, ein anderer Teil aber ausgeführt, um zugleich die Sozialrevo-

lutionäre davon zu überzeugen, welch ein Meister der politischen Verschwörung ihr Asew sei. Durch diese provokatorische Handlung wurden z. B. der Großfürst Sergej und mehrere höhere Minister ermordet. Die Partei wußte nichts von Asews Doppelrolle. Es war ihm gelungen, selbst seine eigene Frau zwölf Jahre lang zu täuschen.

Die russische Tragödie spielt sich also weiter ab, wie man aus einem Drama eine Trilogie macht; die Menschen haben, ausgestattet mit einer maßlosen, nach innen gewandten Energie, ich will nicht sagen mehr Geist, wohl aber mehr Willen und Fleisch als die „Typen“, und die prophetischen und weisen Hinweise des toten Dichters werden nicht beachtet, bis sich einmal, vielleicht nach einem Jahrhundert, der Kreis runden wird. Sehr wahrscheinlich ist ein solch positiver Ausgang allerdings nicht, denn der Volkscharakter pflegt sich ja, wie die Geschichte und die moderne Völkerpsychologie lehren, nicht zu ändern. „Nach dem Gesetz, nach dem du angetreten“, wird nun weiter gehandelt werden. Hoffen wir, daß sich aber schließlich die Ideen der abendländischen Humanität und Toleranz auf Rußland übertragen lassen werden. Das hängt natürlich weitgehend davon ab, ob sich die humane griechisch-orthodoxe Kirche von neuem wird durchsetzen können. Sie wurde während des Zweiten Weltkrieges aus politischen Gründen erneut toleriert. Sie ist aber in der Ausübung ihrer religiösen Funktionen noch immer sehr beschränkt, wenn auch auf den Trümmern von Stalingrad jetzt zwei neue Kirchen gebaut werden. Heute weiß man nichts mehr von der Menschlichkeit. Aber man kann natürlich dazu erzogen werden. Das dürfte aber sehr mühsam sein, denn indessen haben die Russen Millionen von Asiaten, insbesondere auch der grausamen Mongolen, in ihre gesellschaftliche Struktur hineinbezogen. Im Russen lebt noch eine Ahnung von besserem Verhalten, die Mongolen, Kirgisen und andere Völkerstämme haben nie etwas davon geußt.

Rußland erneuert sich in seiner Vergangenheit, schafft Wirtschaft — und was für eine Gigantenwirtschaft! — Arbeit, Technik und eine Realität, seinen eigenen überaltert-proletarischen National-Imperialismus, begeistert sich an der eigenen Pathetik und dehnt sich in die Weite aus, maßlos, übertrieben und doch wieder oberflächlich und formlos. Alles ist immer erst noch Zukunft, aufs schwerste belastet durch die Vergangenheit.

Wenn jemand sagt: „Das ist der beste Schriftsteller, den ich kenne, den mußt Du lesen“, so meint er damit: dieser Schriftsteller hegt dieselben Ansichten wie ich, und die sollst Du teilen, denn meine Anschauungen sind die besten der Welt.

Aus dem „Strindberg-Brevier“. Zusammengestellt und aus dem Schwedischen übertragen von Charlotte Lilius. (Zürich, Rascher. 174 S. DM 8,50).

Das Abendland — durch die Brille der Anderen gesehen

Wir bringen nachstehend einige Auszüge aus dem neuen Buch von Walther Tritzsch „Die Erben der Bürgerlichen Welt“, das im Herbst im Verlag A. Francke, Bern, erscheint. — D. R.

In den Augen der anderen sind wir, die abendländischen Menschen, eine komische Abart von Marsbewohnern, die nie und nirgends stillsitzen können. Die immer etwas an der Welt ändern wollen, gegen alle Einsicht, gegen alle Erfahrung und gegen alle Weisheit des Schöpfers.

Durch die Brille des Ostens gesehen, scheinen die abendländischen Maschinenhelden metaphysisch vollkommen unbegabt, blind und taub für alles Überirdische: sie merken nicht einmal, wenn der Teufel in Person sie am Kragen packt. Sie glauben nur an das Unwirklichste: an das, woran sie gerade mit der Nase stoßen. Und sogar dazu brauchen sie Meßwerkzeuge: Um zu wissen, ob ein Schuh ihnen paßt, stecken sie den Fuß in einen Röntgenapparat.

Es gibt von West nach Ost eine Stufenleiter der Wirklichkeit. So als ob wir in jedem Lande eine andere Brille aufgesetzt bekämen, die uns auf jeder Reise nach Westen immer kurzsichtiger, auf jeder nach Osten immer weitsichtiger machen würde. Je länger wir unsere Reise nach Westen fortsetzen, um so deutlicher werden uns alle Vordergründe; aber was dahinter liegt, verschwimmt immer mehr. Bis wir nur noch sehen, was wir mit der Nase berühren. Dafür sehen wir es dann streng sachlich. Und je tiefer wir in den Osten gelangen, um so ferner liegende Gegenstände erscheinen uns mit beängstigender Deutlichkeit, als wären sie schon ganz nahe. Von Land zu Land sehen die Menschen eine ganz andere Tiefenschicht der Wirklichkeit.

Amerikaner halten sich selbst für normalsichtig und alle anderen Völker für wirklichkeitsblind. Sie haben ausgezeichnete Augen für die Objekte, die unmittelbar vor ihnen liegen.

Wir Europäer halten die Amerikaner für etwas kurzsichtig und uns selbst — je nach dem Lande, dessen Schulbildung wir genossen und dessen Wertsystem wir angenommen haben — für die einzigen Normalsichtigen, während wir uns über die Hintergründigkeit und Vordergrund-Blindheit aller weiter östlich siedelnden Völker genau so wundern wie die jeweils weiter westlich hausenden — für uns also die Amerikaner — sich über die unsrige. Und auch die östlichen Völker halten selbstverständlich nur ihre eigene Sehweise für die normale und uns alle für lächerlich kurzsichtig und zuweilen für blind. Ihre Wirklichkeit ist nicht die unsrige.

Die nationalsozialistische Mythologie in Deutschland und ihre Propaganda in der ganzen Welt hatte eine eigentümliche Folge für die Folklore genannte Wissenschaft, die in Deutschland sogenannte alte Brauchtümer mit Kultur verwechseln lehrte. Auch die Nachkommen der Gallier, Kelten, Bretonen, Basken, Rumänen, Illyrier, Georgier . . . gründeten ebenfalls Forschungsinstitute, um ihre arteigenen Ururbrauchtümer zu entdecken, zu feiern, in Ehren zu halten, wieder zu Ehren zu bringen. Und je tiefer man in die Vergangenheit eindringen konnte, je mehr man von Land zu Land Erfahrungen austauschte, um so deutlicher zeigte sich: die Ursprünge all dieser Brauchtümer sind die gleichen bei allen europäischen Völkern. Sie stammen zum größten Teil aus einer Zeit *vor* dem Auftauchen der pferdezähmenden Kriegervölker, aus den Jahrtausenden noch primitiver mittelsteinzeitlicher Ackerbau- oder vielmehr Rodungsbau-Versuche und noch sehr primitiver Tierzucht. Die Menschen jener Züchtergemeinschaften waren noch in Altersgruppen eingeteilt und nicht schon — wie durch die späteren Völkerüberlagerungen — in Klassen und Stände. Die Brauchtümer, Feste, ja sogar manche Konstruktionsformen der Häuser und Höfe sind vielfach nichts anderes als Überbleibsel von Beschwörungsfesten und Riten — Züchtungsriten — und Techniken solcher Altersgruppen, vom Kaukasus bis nach Irland. Auch die Überlieferungen anderer Völker in anderen Erdteilen sind sehr alt und stammen meist aus einer ähnlichen Zeit. Warum haben sie sich bei diesen anderen Völkern so lebendig erhalten, nicht aber — oder doch in so geringerem Maß — bei den Völkern des Abendlandes?

Man hat Maschinismus und Eisenbahnen, Proletariat und Weltbürgertum oder Kapitalismus und Geldwirtschaft — oder den wachsenden Unglauben abwechselnd als Hauptschuldigen angeklagt. Inzwischen haben aber genauere Erhebungen festgestellt, daß das große Sterben der Überlieferung im 19. Jahrhundert auch in Gegenden stattgefunden hat, bis zu denen diese angeblichen Zerstörungsfaktoren für alle Überlieferungen gar nicht vorgedrungen waren, während umgekehrt in schon verbürgerten und proletarisierten, industriell und kapitalistisch und verkehrstechnisch voll erschlossenen Gebieten solche Sitten sich haben halten können.

Kapitalismus, Industrie, Verkehr, Bürgertum und Proletariat scheinen das Leben dieser alten Bräuche zu zerstören, aber nicht überall und im gleichen Maß. Das sind nicht die eigentlichen Schuldigen. Sie können dies auch gar nicht sein, wenn man bedenkt, was alles schon vordem erfolglos über unsere Länder hinweggestürmt war: der erste, zweite, dritte Einbruch der pferdezähmenden Völker, die Kelten, Etrusker, Griechen, Römer, die Goten und Vandalen, die Burgunder und Franken, die Hunnen und Avaren, die Normannen und Ungarn, das Christentum, Renaissance, Reformation, Religionskriege, Französische Revolution — napoleonische Ära . . . Solche die Landschaft und die Völker erheblich verwandelnden Umwälzungen hatten allesamt nichts gegen die Hartnäckigkeit dieser mittelsteinzeitlichen Überlieferungen ausrichten können. Und nun sind sie dennoch fast überall in raschem Verschwinden.

So etwas kann keinen bloß äußeren Anlaß haben. Kapitalismus und Verkehr, Industrie und Proletariat, konnten offenbar nur dort zerstörend auf die Überlieferung wirken, wo sie zugleich etwas mitzerstörten, das seit der mittleren Steinzeit überall zur Erhaltung dieser alten Sitten beigetragen hatte. Wenn es wirklich wahr sein sollte (die Verantwortung für diese Angabe muß ich den betreffenden Folkloreforschern überlassen), daß z. B. die bis in unser Jahrhundert in Übung gebliebenen Karnevalsitten, Masken, Puppenverbrennungs- und sonstigen Feueranzündungsbräuche noch alte Überreste der Entzauberungsriten mittelsteinzeitlicher Rodungsbauern enthalten und daß sie eine überwachende Tätigkeit ihrer von gewissen Jugendgruppen gebildeten Stammessittenpolizei zum Ursprung haben müssen, und wenn wir weiter feststellen können, daß solche Sitten nur *vor* jeder Schichtung der europäischen Völker in Klassen entstanden sein können und daß sie jahrtausendlang den Wechsel der Religionen, Völker, Sprachen, Lebens- und Gesellschaftsverhältnisse tatsächlich überdauert haben, dann dürfen wir wohl mit einem genügend hohen Grad von Wahrscheinlichkeit vermuten:

1. Gerade seit der mittleren Steinzeit ist eine Ära zu voller Auswirkung gekommen, in welcher stets die persönlichen Fähigkeiten entwickelt und ermutigt, diese persönlichen Fähigkeiten aber allesamt immer nach konservativen Tugenden hin orientiert worden sind. Auch bei Eroberern. Der vorherrschende sozial geehrte und erfolgreiche Mensch war also stets der konservative Mensch . . .

2. Der Maschinismus hat im Verein mit rationaler Geldrechnung bewirkt, daß da und dort, nicht überall schon durch Verkehr, Kapital, Proletariat, sondern nur dort, wo die technischen Optima der Produktion die wirtschaftlichen Optima einer vielleicht nur sozial besonders zurückgebliebenen Verteilung überrundet haben, der konservative Typus diskreditiert, zum Ruin, zur Arbeitslosigkeit, zum Schwinden gebracht worden ist.

Dies scheint mir, wenn ich die Gegebenheiten der hier entwickelten sozialen Phänotypentheorie mit den von Folkloreinstituten gelieferten Angaben vergleiche, der wahre Grund für den unregelmäßigen Verlauf der Folklorezerstörung; denn diese schreitet tatsächlich überall nach den jeweils besonderen Ortsbedingungen für die hier beschriebene soziale Dynamik fort. Sie ist nur eine Folge der Diskreditierung konservativer Typen durch die Technik und nicht eine Folge des Kapitalismus oder der nationalen Industrien des 19. Jahrhunderts.

In andern Zivilisationen gibt es zwar auch bereits starke kapitalistische und industrielle Einbrüche, aber noch nirgends außer im Abendland ist die absolute Vorherrschaft und die erbliche wie soziale Begünstigung des konservativen Charaktertypus geschmälert, angegriffen oder angezweifelt worden. China lebt jetzt ein solches Experiment — aber durch politischen Zwang, der möglicherweise auch Mentalreservationen erzeugt.

Wir werden daher ohne weiteres annehmen dürfen, daß unsere abendländische Verhaltensweise, durch die Brille dieser anderen Völker gesehen, wie ein blindes, ganz besonders unverständliches und unverständlich täppisches Zerstören heiligster Traditionswerte wirken muß. Und die neuen Werte, die wir dafür eintauschen — Herrschaft über einige Natur-

kräfte, während uns andere um so bitterer abhandeln kommen — sehen diese anderen Völker nicht nur als wertlos an und all unser Hasten als ein dummes Eintauschen von Nonvaleurs für das Wertvollste, was Menschen überhaupt haben können und bewahren sollten, sie fassen es auch noch als Paktieren mit teuflischen Dämonen auf, als ein Einhandeln von teuflischen Gütern. Denn da sie unsere Wirklichkeitsschicht durch ihre Brillen überhaupt nicht sehen und da sie selbst noch in dämonisch-magischen Wirklichkeitsschichten besser zu Hause sind, erscheint ihnen auch unsere rationale, physisch kontrollierbare Welt eher als eine dämonische...

Für eine Reihe schwerwiegender Tatsachen scheinen sowohl Europäer als auch Amerikaner ganz besonders wirklichkeitsblind zu sein und die Orientalen ganz besonders empfindlich: Wir nehmen leicht für Fortschritt und Gewinn, was in Wahrheit nur einer Verschiebung oder Vergrößerung unserer Kosten und Verluste gleichkommt. Wir merken diese nur deshalb nicht, weil diese Rechnung auf dem Konto einer anderen Wirklichkeitsschicht beglichen werden muß — während die Orientalen gerade nur diese für uns unsichtbare Schicht sehen und blind für jene bleiben, in welcher wir Gewinne aus solchen Fortschritten erzielen... Unter unseren falschen Kostenrechnungen, gemäß der Brille von Orientalen nur für sie sichtbar, befinden sich etwa die folgenden: 1. Abendländische Medizin und Hygiene lassen uns immer neue Krankheiten entdecken, immer neue Heilmethoden finden. Sie schaffen uns offenkundig auch immer neue Empfindlichkeiten, Abhängigkeiten, ja auch neue Krankheiten. 2. Die abendländische Technik demokratisiert alle Werte, offenbar auch die geistigen... 3. Der Verkehr, die Zeitersparnis („wieso Zeitersparnis? Wir leben dadurch doch nicht länger! Wir müssen dadurch nur noch mehr arbeiten!“). 4. Konzentration und Spezialisierung... Ehemals freie Handwerker sind zu Fabrikarbeitern geworden, die sich jeden Morgen von weither in Scharen zur Arbeit begeben... Autobesitzer — nicht nur in Amerika — seufzen bereits, die Sorge, jedesmal einen Parkplatz zu finden, halte sie länger auf, als zu Fuß zu gehen...

Wenn der Orientale nicht arbeiten muß, arbeitet er nicht... Die schwerste Arbeit wird die Söhne anderer Erdteile vielleicht aufreiben, erschöpfen, völlig auspumpen, zum Umfallen müde machen, aber nie mürrisch, nie verbissen, wie die gut bezahlten Arbeiter aus unseren europäischen Industrien und die Angestellten aus unseren Büros nach unverhältnismäßig leichter Arbeit. Denn unter den Proletariern Europas gibt es nicht viele, die nach Beendigung ihres Dienstes in eine geliebte Welt freudig wieder zurückkehren...

Eigentlich schon, seitdem die Menschen aus Jägern, die sie waren, Ackerbauern, Handwerker, dann sogar Metallsucher geworden sind, haben sie aufgehört, die Welt lediglich zu erliden und nur ihre Not, allenfalls durch mehr oder minder raffiniert ersonnene Riten, Sitten, Geräte, zu lindern (oder auch zu vergrößern!), ihrer Freude und ihrem Schmerz Ausdruck zu geben und sich zu schmücken. Schließlich erliden

auch schon die Bienen nicht bloß ihre Welt, sondern ändern sie nach ihren Bedürfnissen erheblich um. So auch die Menschen — selbst wenn sie sich nicht gerade von Honig nähren.

Dennoch soll sich die abendländische Zivilisation von allen übrigen dadurch unterscheiden, daß sie den Hauptton auf unseren bewußten, planmäßigen Änderungswillen legt, auf unsere Fähigkeiten zum Ändern der Welt.

Ist denn zu erwarten, daß durch die westlichen Methoden der Umweltverwandlung unsere Lebensbedingungen sich bessern? Moralisten und Kulturmystiker weisen mit Recht darauf hin, daß arme Fellachen vor 5000 Jahren, die in Massen an Hunger und Epidemien starben, wenn nicht an rituellen Opferungen oder an Erschöpfung, sich subjektiv nicht unglücklicher fühlten als ein moderner Fabrikarbeiter. Und das Leben der Großen und Privilegierten mag ehemals um so glänzender gewesen sein als heute — wenigstens solange sie gesund blieben und keine Ärzte brauchten. Denn die Weisheit ihrer Ärzte... aber das steht auf einem anderen Blatt.

Es ist sinnlos, immer wieder Zustände und Zeiten miteinander vergleichen zu wollen, von denen die einen nur dem noch nicht behobenen Elend ihre Stimme leihen und die anderen nur den glänzenden, glückhaften Nutznießern eines zahllos und namenlos und stumm gebliebenen Elends. Den „Wert“ der abendländischen Zivilisation beweist am besten ihre von niemandem mehr geleugnete Unentbehrlichkeit. Um größeres Glück handelt es sich hierbei nicht. Das Tier im Walde — solange es nicht verhungert oder erbeutet wird — ist vielleicht glücklicher, wenigstens in den Augen derer, bei denen das Glück sich an der Abwesenheit von menschlichen Aufgaben ermißt. Darüber brauchte nicht erst gesprochen und geschrieben zu werden, wenn nicht wohlmeinende Kritiker sich so oft ihre Trümpfe aus den Argumenten des Ostens holen würden, von denen es längst klar sein sollte, daß viele davon wohl für den Osten gelten, für uns aber nicht...

Auch hier ist noch übrig, eine sehr weitverbreitete Alternative als verfehlt und bisher hochgeschätzte Trümpfe als Nonvaleurs zu erkennen. Wenn wir die Bevölkerungskarte der Erde überblicken, verstehen wir das Grauen, das André Siegfried überfiel, als er feststellte: 1. Die abendländische Zivilisation kann nicht umhin, ihre Technik über die ganze Erde zu verbreiten und die anderen Völker dazu anzulernen: Es ist bereits eine nackte Ernährungsfrage für alle geworden, nicht bloß eine Rohstoff- und Verkehrsfrage oder gar Ausbeutungsfrage wie einst. Und auch die Völker der anderen Zivilisation wissen das bereits. Und verlangen von uns zwar nicht die Übermittlung dieser unserer Zivilisation, die sie seit den zwei Weltkriegen zu verachten gelernt haben, wohl aber ausgiebige Lieferungen unserer Maschinen samt den nötigen Instruktoren (und „Administrateurs“!) 2. Tun wir dies aber — und wir können nicht anders — dann werden uns die so viel zahlreicheren und viel anspruchsloseren Völker des schwarzen und des gelben Erdteils bald mit unseren eigenen Mitteln verdrängt haben, im Laufe von kürzester Zeit. „So sicher, wie das schlechte Geld (in diesem Fall der bescheidenere Arbei-

ter) stets das bessere verdrängt.“ Um so schlimmer, wenn es etwa zu einer kriegerischen Auseinandersetzung mit diesen bescheideneren Arbeitern Nordasiens kommen sollte! Dann hat nicht nur die abendländische Zivilisation ausgespielt, sondern die weiße Rasse.

Was ist dieser Argumentation entgegenzuhalten? Was ist an ihr falsch?

Die Voraussetzungen sind falsch. Nicht durch unsere Maschinen und durch unsere Administratoren ändern wir die Welt, sondern nur durch unseren Willen, die Wirklichkeit immer wieder in Frage zu stellen und zu überprüfen und nach Einsicht und Kräften zu verwandeln, in einer Weise, die eben jeder soll kontrollieren können. Alles in allem gesehen, darf darum vermutet werden, daß die Initiative — bei den Initiativträgern der abendländischen Welt verbleiben wird, wenigstens noch geraume Zeit.

Sie wird jedenfalls bei denen bleiben, die nicht den alten Spruch Hesiods vergessen, daß das Schicksal unser Diener und zugleich unser Herr sei, beides untrennbar in einem. Denn, sobald wir Schicksal durch unser Handeln zu meistern versuchen, erfüllen wir es und dienen wir ihm, und solange wir uns für alle unsere Handlungen verantwortlich wissen, dient es auch uns.

Aber unsere Erwartung, daß durch sachliches Prüfen, Wissen, Wägen und Handeln immer Wege zum Besseren gefunden werden könnten, und von jedermann gefunden werden könnten — wirklich bessere Wege als die durch Überlieferung gegebenen oder durch den Willen eines Despoten auferlegten oder durch Eingebungen eines illuminierten Sehers geschenkten („warum? weil's wahr ist!“) — das bleibt in den Augen der Orientalen eben auch nur ein Credo. Sollte dies etwa das besondere moralische Credo unserer abendländischen Welt sein?

SPÄTER SOMMER

Führen schaukeln die Streben entlang —
wechselnde Schatten,
in denen der Wind sich wendet.

Der Glanz der Luft ist zerbrochen.
Lautlos gleiten die Krähen.

In trockene Gräben kratzt
Der Stecken vergebliche Zeichen —
bald wird sie der Regen zerpflügen.

Gerhard Neumann

Resolutionen und Realitäten

Die abermals vertagte Entscheidung des SPD-Parteitages 1954

Der vom 20. bis 24. Juli in der Ostpreußenhalle am Berliner Funkturm versammelte sozialdemokratische Parteitag stand im Schatten zweier Ereignisse, eines außenpolitischen und eines innenpolitischen, die wohl beide mit Recht als Sensationen angesprochen werden durften: des Waffenstillstands in Indochina und der Flucht des ehemaligen Präsidenten des Bundesverfassungsschutzamts, Dr. John, in die Sowjetzone. Auf das erste Ereignis, auf den Waffenstillstand in Indochina, hat man sich während der Debatten recht häufig, sogar allzu häufig, bezogen, wenn sich leider auch nur ein einziger Diskussionsredner fand, der es mit allem Für und Wider richtig auslegte. Von dem Fall Dr. John hingegen, obwohl er sich in Berlin selbst, sozusagen direkt vor den Augen der Delegierten abspielte, war offiziell überhaupt nicht und sonst allenfalls in Andeutungen die Rede. Ob man zu der Flucht eines so wichtigen Funktionärs aus Bestürzung, Zurückhaltung oder diplomatischer Höflichkeit schwieg, ist natürlich schwer zu entscheiden. Jedenfalls aber kann man in dem so häufig bekundeten Interesse für Indochina und in der seltsamen Indifferenz gegenüber dem Falle Dr. John auch ein Charakteristikum dieses überaus problematischen Parteitages sehen. Vergrößernd ausgedrückt, läßt es den Schluß zu, daß die größte und gleichzeitig einzig wirksame Kraft der deutschen Linken nach wie vor der Schimäre einer auf Wunschbildern beruhenden Außenpolitik nachjagt, statt endlich, endlich mit allem Gewicht dort einzugreifen, wo sie am dringendsten gebraucht wird und wo allmählich ein schleichend um sich greifendes Vakuum entsteht: in der Innenpolitik. Denn schließlich ist der politische Aspekt des Falles Dr. John — von der offenbaren persönlichen Unzulänglichkeit des Mannes abgesehen — nichts anderes als ein erschütterndes Symbol für den raffinierten Aushöhlungsprozeß der demokratischen Substanz, wie er in der Bundesrepublik seit Jahren vor sich geht.

Am Funkturm aber kümmerte man sich in jenen entscheidenden Tagen nur sehr wenig um echte und bedrohliche Realitäten. Man schwelgte vielmehr in Stimmungen und Gefühlen und versicherte sich wechselseitig seine Friedensliebe mit reichlichen Platitüden. Die Beobachter freilich, die behaupten, der Berliner SPD-Parteitag habe keine Überraschungen gebracht und sei im Grunde verlaufen wie das Hornberger Schießen, verwechseln das in der Tat reichlich magere und nichtssagende Resultat mit einer sehr überraschenden und interessanten Entwicklung, die dieses Resultat erst nach einigen Mühen und eifriger Kulissenarbeit zustande brachte. Denn bevor der Parteitag überhaupt zu seinen wenig inhaltsreichen und in allen Farben schillernden Resolutionen kam, sah sich der Apparat in den ersten Tagen, urplötzlich in die Situation des Goetheschen Zauberlehrlings gedrängt, einem springflutartigen Aufstand des Illusionismus, um nicht zu sagen der politischen Verantwortungslosigkeit gegenüber, und in erster Instanz war es noch keineswegs abzusehen, wie er mit diesem Aufstand fertig werden wollte.

In einer derart bedrängten Situation kam dem Apparat entschlossene Hilfe von jenen politischen Realisten, die es auch und Gott sei Dank in der deutschen Sozialdemokratie noch gibt, jenen Realisten, die bei aller Verschiedenheit der individuellen Meinungen begriffen haben, daß Deutschland im Jahre 1954 nicht in Utopia liegt, sondern mitten im Spannungsfeld der Weltmächte, und die wissen, daß man eine Situation erst furchtlos analysieren und klar überblicken muß, um sie schließlich in die Hand zu bekommen und nach eigenen Plänen zu gestalten. Daß diese Gruppe von Sozialdemokraten dem Apparat, der die Partei nach ihrer Ansicht besonders in den letzten zwei Jahren mit engstirniger Unbelehrbarkeit in eine politische Sackgasse getrieben hat, an sich keine warmherzige Sympathie entgegenbringt, liegt auf der Hand. Daß der Apparat wiederum die erwähnte Gruppe wegen ihrer eigenen und eigenwilligen Gedanken mit größtem Mißtrauen beobachtet und sich in ihrer Gesellschaft nicht recht wohl fühlt, ist ebenso leicht zu erklären. Trotz allem sprang diese Gruppe, aus deren Reihen Männer wie Max Brauer, Fritz Erler, Willy Brandt aus Berlin und der frühere Senator Schiller aus Hamburg namentlich erwähnt seien, uneigennützig für den Apparat in die Bresche. Unter Verzicht auf eine eindeutige und unmißverständlichere Herausarbeitung ihrer eigenen Zielvorstellungen setzten sie sich loyal für den Resolutionsentwurf des Vorstandes zur politischen Lage ein und verhinderten damit wenigstens, daß die deutsche Sozialdemokratie die von der starken und auch taktisch gut operierenden Illusionistengruppe geforderte endgültige Selbstausschaltung aus dem politischen Geschehen vollzog. Der Apparat quittierte den politischen Realisten in der Partei am Tage darauf bei den Vorstandswahlen mit dem üblichen Dank vom Hause Habsburg: Hilfsdienste hatte man gern als selbstverständlich angenommen, aber im künftigen Vorstand wollte der Apparat, wie weiland Julius Caesar, nur möglichst bequeme Männer und möglichst wenige Hechte im Karpfenteich. Von den vier im unbesoldeten Vorstandsgremium durch Tod oder Nichtwiederwahl freigewordenen Sitzen eroberte die Gruppe der politischen Realisten in der Person Max Brauers nur einen; die drei restlichen konnte der sogenannte „linke“ Flügel für sich buchen. Fritz Erler und Willy Brandt hingegen, die sich durch die gefährliche Gabe politischer Vernunft augenscheinlich über Gebühr exponiert hatten, fielen durch. Also gab es in Berlin doch der Überraschungen genug, wenn auch keine erfreulichen.

Wer die politische Entwicklung der Sozialdemokratie seit 1945 und besonders in den letzten Jahren aufmerksam verfolgt hat, mußte nämlich mit einem ganz anderen Verlauf des Parteitages rechnen. Das hat wahrscheinlich auch der Apparat getan, denn sonst wäre er kaum auf die ex eventu höchst unglückliche Idee verfallen, ausgerechnet Berlin als Tagungsort zu wählen. Nach der Wahlniederlage des 6. September 1953 war man in der Friedrich-Ebert-Allee in Bonn in erster Linie auf eine harte Auseinandersetzung mit allen denen gefaßt, die schon seit Jahren laut oder gedämpft eine grundsätzliche Umorientierung der SPD forderten und es vor allem für notwendig hielten, daß die Partei in den beiden Gretchenfragen der europäischen Vereinigung und des Wehrbeitrags endlich die Linie des sterilkomplizierten „Jein“ zu verlassen und eindeutig Farbe zu bekennen habe. In einer solchen echten politischen Auseinandersetzung wären natürlich ganz unvermeidlich viele Federn gerupft worden. In einer solchen echten Auseinandersetzung hätte man ehrlich und unverhohlen nicht nur das politische Versagen analysieren, sondern auch manche menschliche und persön-

liche Unzulänglichkeit aufs deutlichste beim Namen nennen müssen. Wahrscheinlich fiel die Wahl des Tagungsortes diesmal in erster Linie deswegen auf Berlin, um der vermuteten und auch gefürchteten Auseinandersetzung eben jene letzte und unerbittliche Schärfe zu nehmen, die vor dem Hintergrund der kämpfenden Hauptstadt und der leidenden Sowjetzone kaum angebracht gewesen wäre.

Nun aber haben die Erneuerer der Partei nach dem 6. September taktisch nicht gerade sehr glücklich operiert. Ihre berechtigte Kritik war im Durchschnitt zu wenig gezielt und schoß daher in manchen vorwiegend emotionalen Einzelheiten stark über das Ziel hinaus. Wenn eine politische Bewegung einen Wahlkampf so entscheidend verliert, wie es der deutschen Sozialdemokratie vor genau einem Jahr geschah, dann können und müssen ihre überzeugtesten Anhänger natürlich verlangen, daß sie die Fehler der Vergangenheit Punkt für Punkt durch genaue Analyse feststellt, um sie für die Zukunft sämtlich auszumerzen. Sie können und dürfen aber nicht verlangen, daß sich eine politische Bewegung sozusagen selbst aufgibt, nur weil sie durch die Unzulänglichkeit ihrer Repräsentanten eine wichtige Schlacht verloren hat. So konnte zum Beispiel die von manchen Erneuerern geforderte reichlich verschwommene „Volkspartei“ niemals der Ersatz für eine durchaus zielbewußte sozialistische Partei sein, wie sie die Gegenwart nach wie vor dringend braucht. Isoliertes und unkontrolliertes Vorgehen, Mangel an gegenseitiger Abstimmung und Koordinierung der Kräfte hat die vernünftigen und fortschrittlichen Elemente der deutschen Sozialdemokratie in der ersten Phase nach dem 6. September dazu verleitet, die zwar niemals wörtlich zu nehmende, aber dennoch psychologisch sehr tiefe Weisheit zu übersehen, die Hebbel in seinem „Gyges“ dem todgeweihten Kandaules in den Mund legt:

„Man soll nicht immer fragen:

Was ist ein Ding? Zuweilen auch: Was gilt?
Ich weiß gewiß, die Zeit wird einmal kommen,
Wo alles denkt, wie ich; was steckt denn auch
In Schleiern, Kronen oder rost'gen Schwertern,
Das ewig wäre? Doch die müde Welt
Ist über diesen Dingen eingeschlafen,
Die sie in ihrem letzten Kampf errang,
Und hält sie fest. Wer sie ihr nehmen will,
Der weckt sie auf. Drum prüf' er sich vorher,
Ob er auch stark genug ist, sie zu binden,
Wenn sie, halb wachgerüttelt, um sich schlägt . . .“

Aus der unvergleichlichen Sprache eines der größten Dramatiker aller Zeiten in die Begriffswelt der modernen Welt übersetzt: Diejenigen, die das Gefüge der deutschen Sozialdemokratie durch einen mutigen, im ganzen aber vielleicht übertriebenen Appell an die Ratio verändern wollten, haben, vor allem in den Kreisen der mittleren und unteren Funktionäre, einen Traditionalismus wachgerüttelt, der, zunächst in Abwehr, dann in einer heftigen und unduldsamen Offensive, längst in vollendete Irrationalität umgeschlagen ist. Kurz nach der Festlegung des Tagungsortes schwemmte die Gegenströmung eine Hochflut von Anträgen, vor allem zur Außenpolitik, nach Bonn, vor deren allgemeinem Tenor vermutlich dem Apparat selbst angst und bange geworden ist. „Der Parteitag erklärt, daß die SPD jede Wiederaufrüstung Deutschlands — ganz gleich in welcher Form — ablehnt und heftigsten Widerstand entgegensetzen wird.“ — „Zur Erhaltung des

Friedens in Europa und in der Welt lehnt die SPD jeden militärischen Beitrag Deutschlands ab.“ — „Die SPD lehnt die Mitarbeit an einer einseitigen Aufrüstung eines Teiles des gespaltenen Deutschlands in jeder Form ab.“ — „Die sozialdemokratische Außenpolitik hat sich . . . jeder Wiederaufrüstung zu widersetzen.“ — „Der Parteivorstand und die Bundestagsfraktion sollen . . . nicht nur die Remilitarisierung der Bundesrepublik, sondern darüber hinaus grundsätzlich ablehnen, solange noch Verhandlungen um die Wiedervereinigung Deutschlands mit der Sowjetunion in Aussicht stehen.“

Dies nur eine Blütenlese von zahlreichen Anträgen, wie sie dem Berliner Parteitag schwarz auf weiß vorlagen. Ihre Befürworter haben sie dann auch durchweg sehr emsig in der Diskussion begründet, die dem politischen Referat Ollenhauers folgte, das übrigens völlig im allgemeinen blieb und kaum konkrete Orientierungspunkte brachte. Sie taten das obendrein mit einer wahrhaft entwaffnenden Rücksichtslosigkeit, ohne die Zeitumstände und vor allem ohne den politischen Raum zu bedenken, in dem ihre Worte gehört wurden. Daß und wie sie gehört wurden, ließe sich an zahlreichen Beispielen belegen: so wurde der Verfasser dieses Berichtes während der Verhandlungen des Parteitages von einem ihm unbekannten Ehepaar aus der Sowjetzone angesprochen. Die Frau erklärte unter einer Flut von Tränen, sie sei mit ihrem Mann nach Berlin gekommen, weil sie sich von diesem Parteitag eine moralische Stärkung für den harten Kampf aller freiheitsliebenden Menschen in der Zone versprochen habe. Nach dieser Diskussion aber kehrten sie entmutigter denn je in ihren Heimatort zurück.

Die schließlich, wenn auch gegen eine starke Minderheit — (es sind bestimmt nicht nur 20 Delegierte gewesen, wie es in einigen Zeitungen zu lesen stand, sondern mindesten 60—80, die dagegen stimmten) durchgebrachte Resolution des Vorstandes zur außenpolitischen Lage bringt keine wesentlich neuen Tatbestände. Sie bestätigt im Grunde nur das bedingte, aber hundertfach verklausulierte Ja der SPD zu einem deutschen Verteidigungsbeitrag auch vor einer Wiedervereinigung Deutschlands, wie es der Öffentlichkeit allerdings seit Jahr und Tag längst bekannt ist. Die für die Zustimmung der SPD in dieser Resolution genannten Voraussetzungen sind nur in zwei Punkten realistisch und vernünftig: gegen eine wirksame parlamentarisch-demokratische Kontrolle künftiger internationaler Streitkräfte wird kein Zurechnungsfähiger etwas einzuwenden haben. Auch die Forderung, daß Verträge, welche die Bundesrepublik militärisch binden, kündbar sein sollen und die Handlungsfreiheit einer gesamtdeutschen Regierung nicht beeinträchtigen dürfen, kann unter Umständen schon in der Verhandlungsphase der nächsten Zeit politisches Gewicht gewinnen. Dagegen sind die übrigen vier „Voraussetzungen“ rein deklamatorischer Natur: zunächst müßten sich demnach wirksame Vereinbarungen zwischen östlicher und westlicher Welt als unmöglich erwiesen haben, müßten die Bemühungen um die Wiedervereinigung unablässig fortgesetzt, ein europäisches Sicherheitssystem im Rahmen der Vereinten Nationen angestrebt werden und „Gleichwertigkeit der Sicherheitsvorkehrungen“ für alle Teilnehmer gegeben sein. Damit läßt sich nun in der Tat alles und nichts anfangen, das heißt, jeder SPD-Redner kann die Resolutionen in der Öffentlichkeit nach seinem persönlichen Geschmack zurechtbiegen und auslegen. Die konsequenten Ablehner eines Verteidigungsbeitrages erzielten aber zumindest dadurch für sich einen wichtigen Prestigeerfolg, als es nunmehr nach dem Wortlaut der Resolution eines außerordentlichen Parteitages bedarf, der feststellen soll, ob und wann diese Voraussetzungen gegeben sind. Mit einer solchen

Klausel hat sich die formale Parteidemokratie aber zweifellos überschlagen, denn die werdende Weltgeschichte wird der SPD kaum den Gefallen tun, die Beschlüsse eines außerordentlichen Parteitages abzuwarten, bevor sie ihre Entscheidungen trifft.

Daß die ehrlichen Freunde der SPD ob dieser Parteitagsbilanz deprimiert sind, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Aber auch die Gegner sollten nicht frohlocken, denn der in Berlin so eindeutig wie nie zuvor zutage getretene erschreckende Mangel an Realitätssinn und Verantwortungsfreudigkeit einer großen deutschen Partei ist objektiv ein schlimmes und verhängnisvolles Symptom. Trotz aller Enttäuschung besteht für den kritischen Beurteiler aber weiterhin die Verpflichtung, im Bereich des Sachlichen zu beharren und die Gründe für die momentane Fehlentwicklung der SPD durch geduldige Ursachenforschung weiterhin bloßzulegen. Wenn gewisse Scharfmacher der Restauration etwa behaupten, durch den Verlauf ihres Parteitages hätten sich die deutschen Sozialdemokraten als bewußte und unbelehrbare fellow travellers des östlichen Totalitarismus erwiesen, so ist das natürlich ebenso unsinnig wie niederträchtig.

Schuld an dem in Berlin offenbarten politischen Versagen der SPD tragen zu einem bescheidenen Teil diejenigen, die aus einem prinzipiell richtigen und sittlich wohlfundierten Impuls echter Erneuerung in allzu stürmischem Vorgehen mit zahlreichen abgestorbenen auch die noch vorhandenen lebenden Wurzeln abreißen wollten. Sie haben dadurch aus der Tiefe der Mitgliedschaft heraus einen Widerstand gegen ihre Anliegen mobilisiert, der wahrscheinlich einer besseren Sache wert gewesen wäre. Die Hauptschuld aber trifft den Apparat, trifft die Parteispitze mit ihrer jahrelang durchgehaltenen halben, undurchsichtigen, unverständlichen, kurz gesagt schlechten Politik. Wohl ist es ein Wesensmerkmal der Demokratie, daß sie als einzige die Möglichkeit garantiert, in voller Freiheit eine Initiative von unten nach oben fortzupflanzen. Es ist aber eine Binsenweisheit, daß eine solche Initiative keineswegs immer, ja sogar relativ selten realisiert wird. Auch eine Demokratie kann ebensowenig wie jede andere politische Organisationsform der menschlichen Gesellschaft der Elemente echter Führungskraft, das heißt also der nimmermüden, phantasievollen und überzeugungsstarken Initiative von oben nach unten entraten. An einer solchen Initiative aber hat es der SPD seit der tödlichen Erkrankung Kurt Schumachers bis zum heutigen Tage leider gefehlt. Wenn eine Parteispitze jahrelang harte und unpopuläre Entscheidungen, wie sie die Situation erfordert, geflissentlich ignoriert, wenn sie sich immer wieder darum bemüht, zwischen den Realitäten, die sie gerade noch sieht, hindurchzuschlüpfen und mit Stentorstimme den Weg eines möglichst geringen Widerstandes anzupreisen, dann darf sie sich wahrhaftig nicht wundern, wenn die Mehrzahl ihrer Mitglieder und Funktionäre eines Tages von den Realitäten gar keine Notiz mehr nimmt und ihrerseits nunmehr den Weg des geringsten Widerstandes überhaupt und mit allen Konsequenzen fordert.

Die Geschichte der letzten zwanzig Jahre hat leider bewiesen, daß man persönlich ein sehr anständiger Mensch sein und doch in die Lage kommen kann, eine Politik der Verantwortungslosigkeit zu treiben. Zeugen dafür sind all die Staatsmänner bis zu Chamberlain, die in den ersten Jahren des Hitlerregimes aus dem Illusionismus des guten Willens heraus ernstlich glaubten, man könne mit einer solchen Konzeption sozusagen auch den Teufel humanisieren. Solche Typen haben sich in Berlin wiederum recht

zahlreich von der Tribüne des SPD-Parteitages aus präsentiert. Sie begreifen nicht, daß ihr Vokabular mit den oft zitierten Begriffen des Friedens, der Abrüstung und der Völkerverständigung unter den Gegebenheiten der heutigen Zeit gespenstisch geworden ist. Der Kampf der sozialistischen Arbeiterbewegung früherer Generationen für diese Ziele war im Gegensatz dazu höchst konkret und legitim: die verschiedenen sozialistischen Parteien standen damals in ihren eigenen Ländern überaus mächtigen Gegnern gegenüber, die weder von der Abrüstung noch von der Völkerverständigung prinzipiell etwas hielten und den Frieden allenfalls als eine Art Übergangszustand zwischen einem alten und neuen Geschäft mit Menschenleibern unaufrichtig tolerierten.

Heute hingegen ist das Bekenntnis zum Frieden, was so viele Sozialdemokraten leider noch immer nicht zur Kenntnis genommen haben, kein spezifischer Bestandteil der sozialistischen Programmatik und insofern keine wesenhafte Unterscheidung mehr. Selbst die Friedensbeteuerungen des Bolschewismus sind insoweit sicherlich ernst zu nehmen, als auch er es vermutlich vorzöge, die Weltrevolution ohne militärische Abenteuer zum Siege zu führen. Die Friedensliebe und die Verträglichkeit seiner Partner haben ihn aber nicht veranlaßt, noch werden sie ihn voraussichtlich veranlassen, aus plötzlich entdeckter Menschenfreundlichkeit die Konzeption der Weltrevolution für die Gebiete aufzugeben, die von den Segnungen des Kommunismus nun einmal durch Überredung und Propaganda allein nicht zu überzeugen sind. In seinen Infiltrierungs- und Gleichschaltungsbestrebungen bedient er sich übrigens einer Vielzahl taktischer Methoden, und die Erfahrungen des letzten Jahrzehnts haben gerade über diese Frage sehr wesentliche Aufschlüsse gebracht: die Lehren des Kalten Krieges, die Abwürgung demokratischer Freiheiten durch geschickt inszenierte Staatsstreiche, die Vermeidung eines allgemeinen Weltkriegs durch lokalisierte Kriegsschauplätze, auf denen sich die entscheidenden Weltmächte bisher nur indirekt begegnet sind, ohne von den viel diskutierten Atomwaffen Gebrauch zu machen.

Wenn man schon angesichts dieser beklemmenden Ungewißheit der Welt-situation vor einer Politik der Stärke zurückschaudert, wie es die deutsche Sozialdemokratie tut, dann sollte man wenigstens eine bessere Alternative finden als eine Politik der Schwäche oder allenfalls der Illusionen und des naiven Quietismus. Gäbe es nicht die Möglichkeit einer Politik des Selbstbewußtseins; also eine Politik der Stärke ohne jeden herausfordernden Charakter, die aber in keiner Situation auch nur den geringsten Zweifel daran läßt, daß man gewillt und imstande ist, sich bis zum letzten seiner Haut zu wehren? Stünde es nicht gerade einer sozialistischen Partei wohl an, an ihrem Platze mit aller Entschlossenheit eine so definierte Politik des Selbstbewußtseins mitzugestalten? Und wo ist die Atmosphäre für ein solches Selbstbewußtsein ohne Kreuzzugspsychose eher und besser zu finden als in den noch freien Ländern unseres so unsäglich leidgeprüften Kontinents, sobald er nur endlich den Sprung über den eigenen Schatten wagt, um sich zu einer Verteidigungs- wie zu einer politischen Gemeinschaft zusammenzuschließen?

Von solchen konstruktiven Alternativen ist wenige Tage vor dem Berliner Parteitag auf einer anderen Zusammenkunft von Sozialisten Gott sei Dank sehr konkret und deutlich gesprochen worden: auf dem Kongreß der Sozialistischen Europabewegung in Mailand. Hier wurde klar, daß die Unentschlossenheit und Konzeptionslosigkeit der deutschen Sozialdemokratie

keineswegs auch für den europäischen Sozialismus gilt. In Mailand kamen Sozialisten mit dem Bewußtsein einer gemeinsamen Verantwortung zusammen, und der Wagemut, die Zielklarheit der Holländer und Belgier, die vor kurzem erst durch ihre unverdächtige europäische Haltung in ihren Ländern beachtliche Wahlerfolge errungen hatten, teilte sich ganz spontan auch den anderen Delegationen mit. Die Franzosen traten — von André Philip abgesehen — in Mailand zwar etwas gedämpfter auf, offensichtlich weil sie sich wegen der zögernden Haltung ihrer Regierung zur EVG gehemmt fühlten, aber in anderer Beziehung konnten gerade sie als Vorbild dienen: zur französischen Sektion der Sozialistischen Europabewegung gehören nicht nur Mitglieder der S.F.I.O., sondern auch Radikalsoziale und Volksrepublikaner, die mit den Sozialisten ihres Landes in der Erkenntnis übereinstimmen, daß ein fortschrittliches Europa von morgen nur von einer starken und zielbewußten europäischen Linken verwirklicht werden kann. Der Mailänder Sozialistenkongreß richtete nicht nur einen flammenden Appell an die öffentliche Meinung Frankreichs und Italiens, sondern er legte darüber hinaus ein Bekenntnis zur politischen Einheit Europas ab und befaßte sich bereits mit gewissen Elementen eines künftigen gemeinsamen Programms der europäischen Linken.

In der deutschen Sozialdemokratie dagegen kommt ein offener Anhänger der Sozialistischen Europabewegung nach wie vor in eine Art Ketzergeruch, und wem das paradox erscheint, der möge sich durch den Verlauf des Berliner Parteitages über die Gründe belehren lassen. Wenn auch Ollenhauer in seiner Schlußansprache das Gegenteil betonte, ist man der Entscheidung doch wieder ausgewichen, hat man sie abermals bis zu einem sehr unbestimmten Termin vertagt. Also wird man vermutlich die Bundesregierung als Oppositionspartei weiterhin in erster Linie dort angreifen, wo sie mit oder ohne EVG am stärksten ist, nämlich in der Außenpolitik, obwohl doch gerade die mit dem Parteitag zusammenfallende Flucht des Dr. John die innenpolitische Achillesferse der Bundesregierung erschreckend genug enthüllt hatte. Denn wenn Dr. John als ein psychisch wahrscheinlich höchst labiler Typ für seine Flucht auch eine völlig falsche Richtung wählte — nicht in die Sowjetunion, sondern in die westdeutsche Öffentlichkeit hätte er fliehen können und müssen — so war es doch wohl unbestreitbar das drohende Gespenst der Renazifizierung der inneren Verwaltung und unseres gesamten öffentlichen Lebens, das diese Flucht sehr wesentlich veranlaßte. Wann endlich gedenkt die Sozialdemokratie zur Erfüllung einer höchst dringlichen Aufgabe *hier* auf den Plan zu treten und zwar mit all der Zähigkeit und Kompromißlosigkeit, die sie in den letzten Jahren auf ihre unverständliche Außenpolitik verschwendete: nicht deklamierend, sondern wachsam und tatbereit, damit sich nicht in die Bundesrepublik unter dem Deckmantel der Bekämpfung kommunistischer Gefahren der McCarthyismus in die deutsche Politik einschleiche? Diese und viele andere Fragen hat der diesjährige SPD-Parteitag unbeantwortet gelassen. Im Interesse der Vereinigung Europas, aber wahrlich ebenso im Interesse einer aufrichtigeren und unverdächtigeren Demokratisierung unserer Bundesrepublik kann man nur aufs dringendste wünschen, daß der neugewählte SPD-Vorstand eine bessere und fruchtbarere Politik treiben möge, als sein zweifelhafter Start in Berlin dies vorerst vermuten läßt.

EINEM FREUNDE
AUS DER ZEIT DER GEFANGENSCHAFT

Wir lebten dieses Leben
hinter den Eisen
jahrelang.
Hörtest im großen Sehnen
Du jenen leisen
Gottgesang,
der immer war,
wenn wir zum schlichten Ende
ein lang Gespräch gebracht,
wenn wir zur Tageswende
belauscht die stille Nacht?

Was frag ich Dich!
Du nahmst ja meine Hand,
und folgend Dir,
betrat ich neues Vaterland.

Dort bringt der Weg
nur einem Ziel:
Dich selbst zu Dir zurück.
Im vielen lockt
Dich töricht Spiel,
Im Einen liegt das Glück.

Im Einen aber ruhet Gott
und Du
und Welt
und Sinn.
Im Einen wirst Du Mensch und Sohn,
begreif,
begehr,
beginn!

Beginnen, ja! An jedem Tag.
Die Eisen sind nun weit.
Das Leben will geschmiedet sein
in dieser Hammer-Zeit.

Aus Ich und Du
ward uns ein *Wir*,
das Spieß und Schild zugleich.
Voran in Gott!
Und vor uns liegt
der Treue freies Reich.

Dietrich Koch

Die Hitler-Bibliothek

1

Etwa 1500 Bände sehr verschiedenen Wertes und Inhaltes bilden die eigentliche „Hitler-Bibliothek“, die sich jetzt neben Büchern aus dem Besitz anderer Parteigrößen in der Rare Books Division der Library of Congress in Washington befindet. Da sind z. B. Ehren-, Pracht- und Bilderbücher aller Art, wie sie natürlich bei der Sammlung eines Staats- und Parteiführers nicht fehlen dürften. Städte beschenken Hitler mit Festschriften, Parteieinheiten und Industriebetriebe legen ihre Geschichte vor, die Erinnerung an Hitlers Anteil an großen Ereignissen wird durch Photographiensammlungen lebendig erhalten. Weit wichtiger sind die häufig mit Widmungen versehenen politischen und weltanschaulichen Schriften. Dazu kommen besonders nach der Machtergreifung viele Erzeugnisse der „schönen Literatur“ des Dritten Reiches mit der Empfehlung der ehrgeizigen Verfasser. Es finden sich auch unter den Büchern Werke pseudoreligiöser Art, die Geheimwissenschaften, die Urgründe der nordischen Seele und ähnliche Gegenstände behandelnd; ziemlich viele naturwissenschaftliche Schriften neben manchen rassisch-weltanschaulichen; etwas über Kunst und Theater, wo man eigentlich mehr hätte erwarten dürfen. (Die in der Sammlung Rehse enthaltenen Original-Rechnungen an Hitler aus dem Jahre 1932 zeigen z. B., daß damals neben politischen Schriften mehrere Werke über Theater, Film und Kunst für ihn bestellt wurden.)

An Zeitschriften liegen 180 Bände der „Leipziger Illustrierten“ (1843—1932) vor, dazu die „Münchener Illustrierte Zeitung“ (1911—1918) und die „Münchener Illustrierte Presse“ (1923—1933). Einige Werke im Manuskript stehen auch in der Bibliothek, unter ihnen acht Bände in Maschinenschrift mit Reden, Aufrufen und Kundgebungen Hitlers seit 1931 und einige kleine Schriften — handgeschriebene Gedichte usw. — die dem Führer zugeeignet sind. Die meisten Bücher sind natürlich Geschenke; nur ein paar Bände, auf die wir später zurückkommen, gehörten Hitler schon vor seinem politischen Auftreten, einige andere hat er sich wohl selbst später angeschafft.

Was für Bücher fehlen in dieser Bibliothek? Hier muß man vorsichtig vorgehen; denn erstens wurden die meisten Bücher von Hitler selber nicht ausgewählt, zweitens ist über Verluste aus der Sammlung nichts bekannt. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß die vorliegenden Bände nur einen Bruchteil der vollständigen Hitler-Bibliothek bilden. Herr Arnold Jacobius erzählt in zwei kurzen Artikeln (s. „Information Bulletin, The Library of Congress“, 27. April 1953 und einen zweiten bald erscheinenden Artikel „The Books Hitler Owned“), daß die Bücher in einer Salzmine in der Nähe Berchtesgadens von amerikanischen Truppen entdeckt wurden. Von dem, was vorhanden ist, darf man aber folgendes sagen: Es fehlen vor allem Werke der Klassiker aller Literaturen. Außer einer zweibändigen Ausgabe von Kleist und ein paar kleinen Sammelbänden ist überhaupt nichts zu finden von den Werken der großen deutschen und ausländischen Dich-

ter. Es fehlen Werke der Philosophie. (Hier ist aber einmal durch Freundeshand geholfen worden — der einzige in der Bibliothek vertretene Philosoph ersten Ranges ist Fichte, dessen „Sämtliche Werke“ in einer Ausgabe von 1845, wovon zwei Bände jetzt fehlen, im Juni 1933 von Leni Riefenstahl „meinem lieben Führer in tiefster Verehrung“ geschenkt wurden.) Auch Schopenhauer und Nietzsche, die allein unter den Philosophen von Hitler in den „Tischgesprächen“ lobend erwähnt werden, erscheinen hier nicht.

Es fehlen weiter große Werke der Geschichte und der Staatstheorie. Kein Ranke, aber auch kein Treitschke; kein Hegel, aber auch kein Macchiavelli. Nur wenige Schriften — und hier selten eigentlich wissenschaftliche — liegen über die Volkswirtschaft vor, über die Naturwissenschaften, über die Religion, über die Musik, sogar über die Wehrwissenschaften. Wenn man daraus zwar nicht mit absoluter Sicherheit folgern darf, daß Hitler sich ausschließlich für populäres Schrifttum interessierte, kann man immerhin sagen, daß seine Freunde, Kollegen und Anbeter ihn für keinen Verehrer der traditionellen höheren Kultur hielten und daß er sich anscheinend sehr wenig um diesen Mangel kümmerte!

Das Zeugnis einer von seinen Privatsekretärinnen in Albert Zollers „Hitler Privat“ über Hitlers Lektüre und Bibliothek wird durch die vorhandenen Bücher bestätigt; es ist tatsächlich, mit wenigen Ausnahmen, „kein einziges von Menschlichkeit und Geistigkeit geprägtes Werk“ vorhanden; die von ihm ausgesuchte Lektüre wird vielmehr das sein, was schnell in sein Schwamm-Gedächtnis hineinfließen konnte, etwa aus Konversations-Lexiken — die Bibliothek enthält den Großen Brockhaus — oder aus Werken wie Max Geitels „Der Siegeslauf der Technik“, dessen erster Band ohne Widmung in der Sammlung steht; der zweite Band wurde 1924 von Helene Bechstein und der dritte 1925 von Hoffmann beschert.

Einige Bücher in fremden Sprachen gehören zur Bibliothek. Norman Angells pazifistische Schrift „The Great Illusion 1933“ wurde im selben Jahr „von einem Auslandsdeutschen“ geschenkt. Es finden sich noch einige englische, italienische und französische Bücher, dazu einzelne Werke in etwa neun anderen Sprachen; alle sind Geschenke, meistens vom Verfasser. Als Kuriosum sei ein kleines Kochbüchlein erwähnt, „La bonne cuisine végétalienne“ von Maia Charpentier, 1934 von der Verfasserin gewidmet „au Chancellier du Reich à Monsieur Hitler végétarien, donc, par destination, homme de paix, ce livre d'une bonne française désirant la Paix Universelle seule condition du progrès humain.“

Viele Bücher enthalten das Hitler'sche Exlibris, welches einen Adler darstellt, das Hakenkreuz im Kranze zu Füßen — dem früheren Hoheitszeichen ähnlich — über Eichenblättern, die von Strahlen umgeben sind.

2

In diesem kurzen Artikel kann nur das Wichtigste aus dem Bestand der Bibliothek angeführt werden. Die meisten Werke kamen natürlich erst nach Januar 1933 in die Sammlung, die interessantesten stammen aber gewöhnlich aus früheren Zeiten. Eine der frühesten Gaben mag wohl Gustav Müllers „Aufgaben und Wege deutscher Wiedergeburt“ sein, in der Hauptsache eine Zusammenstellung von acht Nummern der „Ordnung, Zeitschrift für Ordnungsforschung“, die 1919 in Berlin erschien; der Band enthält die Zueignung, „dem tapferen Vorkämpfer der D. A. P. Herrn

A. Hitler gewidmet, W. Bässler (Augsburg).“ Müller war einer der vielen sogenannten geistigen Erneuerer der Zeit, der einen deutschen Glauben, eine „Ausgleichspartei“ und einen verwässerten „deutschen Sozialismus“ in einem Programm mit 14 Punkten forderte und stark antikatholisch und antisemitisch eingestellt war.

Das Jahr 1921 brachte nur eine kleine Ernte ein. Ein Essay des indischen Dichters und Philosophen Tagore über „Nationalismus“ wurde Hitler zum Geburtstag geschenkt mit der Widmung „Herrn Adolf Hitler meinem lieben Armanenbruder B. Steininger“, welcher der Spruch „logapore woda wigiponar“ vorangeht. Durch freundliche Vermittlung vom Herrn Professor Eugen Rosenstock-Huessy, Dr. Hellmut Kämpf und Herrn Friedrich Vorwerk hat der Verfasser die Erklärung dieser Widmung vom Herrn Professor Dr. Moser in Tübingen erhalten. Die „Armanen“ waren ein Seitenzweig des „Germanenordens“, waren natürlich antichristlich und sollen Anerkennung des Fememordes mit Propaganda für Nacktkultur verbunden haben. Der Spruch ist ein Teil der Runeninschrift der in Nordendorf (Bayern) gefundenen Spange; sie wird verschieden übersetzt (s. z. B. H. Arntz und Zeiss, „Die einheimischen Runendenkmäler des Festlandes“, [Leipzig 1939], S. 277-300), so „Logapore, Wotan (und) Donar, (gebt) göttlichen Schutz . . .“, auch „Die Heirat ersiege Woda“ weihe Donar!“

Vermutlich aus demselben Jahre stammt eine der geheimwissenschaftlichen Schriften. A. J. Kirchwegers „Annulus Platonis“, 1921 neu aufgelegt als Abdruck der Rosenkreuzer-Ausgabe von 1781, vom Spender mit einem schönen Zitat nach dem amerikanischen Philosophen Emerson und mit der Widmung „Heil dir Adolf!“ versehen. Und im Oktober 1921 beschenkte Hitler sein Gönner, der Dichter-Journalist-Politiker Dietrich Eckart, mit der bekannten Eckart'schen Peer Gynt-Übersetzung.

Sonst sind nur wenige Bücher aus der Zeit vor dem November-Putsch 1923 zu vermerken. „E. B.“ (Edwin Bechstein) widmete im Mai 1922 „Herrn Adolf Hitler freundlichst“ Hermann Löns' „Wehrwolf“. Ein zweites Geschenk von Eckart an „s. l. Hitler“ war der im August 1922 überreichte Prachtband von Paul Lindenberg „Hindenburg-Denkmal für das deutsche Volk“, der als Ehrengabe zu Hindenburgs 75. Geburtstag veröffentlicht und im versöhnlichen Geiste gehalten war. Wollte Eckart damit Hitler zum Konservatismus raten? Im September widmete Kleo Pleyer „dem großen Manne der Tat Adolf Hitler, dem furchtlosen Führer zu Deutschlands Auferstehung“ seine „Wintersonnenwende: Ein Zeitwerk in 4 Aufzügen“. Hier erscheint zum ersten Male bei einer Widmung die Bezeichnung „Führer“, die übrigens jahrelang nur vereinzelt in den Zueignungen vorkommt. Im Dezember 1922 wird das Wort wieder von zwei „neuen Parteigenossen Schmidt und Neuhäusler“ gebraucht in der Widmung einer Schrift von Eduard Heilfron über die Nationalversammlung 1919 „dem nimmermüden, treuen, entschlossenen Führer der ‚Nationalsozialistischen Arbeiterpartei‘“. Häufiger als „Führer“ erscheinen in den Widmungen bis etwa 1930 Ausdrücke wie „dem aufrechten Deutschen“, „dem deutschesten Kämpfer der Gegenwart“ usw.

Zu Weihnachten 1922 erhielt der junge Politiker vom Generalkonsul Scharrer in Bernried Matthias Gelzers „Cäsar: Der Politiker und Staatsmann“. Wenn Hitler das Buch gelesen hat, hat er nicht nur manches über Cäsars Glück und Ende erfahren, aber auch einige Hinweise finden können auf dessen „politische Schöpferkraft, welche die Mitlebenden auf neue Bahnen führt“ und den „zwingenden Zauber seiner Persönlichkeit“.

Mathilde von Kemnitz, später Ludendorffs Gemahlin, überreichte Hitler im Mai 1923 ihr Werk „Der Triumph des Unsterblichkeitswillens“; zur Widmung schrieb sie zwei Stellen aus einer im Buche enthaltenen Gedichtreihe mit den Schlußversen „Bist du lebendig, mein Volk, / So bist du Gott und bist frei!“

Der alldutsche Verleger J. F. Lehmann begann sehr früh damit, Hitler aus seinem Verlag Bücher zu beschenken. Dabei hat er das Datum selten oder nie angegeben, man könnte aber aus der unrichtigen Schreibweise des Namens und dem trockenen Tone schließen, daß Einharts „Deutsche Geschichte“ (ein Werk des Alldutschen Heinrich Class, das übrigens nicht bei Lehmann erschienen ist) vielleicht das früheste Geschenk des bekannten Münchener Verlegers ist: „Herrn Hitler als Dank für seine Aufklärungsarbeit am deutschen Volke freundlichst zugeeignet“. Lehmann bezugte besonders Hans K. F. Günther, dessen „Rassenkunde“ in vier Ausgaben vorliegt, die älteste aus dem Jahre 1923. Überhaupt ist Günther einer der wenigen Autoren, die durch mehrere Werke vertreten sind; seine Bücher „Der nordische Gedanke“ und „Rasse und Staat“ wurden Hitler von Lehmann geschenkt; dazu kommt Günthers „Ritter Tod und Teufel: Der heldische Gedanke“ mit der Widmung in eckigen, präzisen Schriftzügen „Herrn Adolf Hitler in Treue zugeeignet mit herzlichem Weihnachtswunsch. Heinrich Himmler. München, Weihnachten 1927.“

Besonders bemerkenswert sind die von Mitgliedern des Bayreuther Kreises geschenkten Bücher. Henry Thodes Broschüre „Luther und die deutsche Kultur“ wurde „Herrn Adolf Hitler in Verehrung und Anhängerschaft“ von Thodes Witwe Daniela, der Stieftochter Wagners, zum 1. Advent 1923, also kurz nach dem verfehlten Putsch, zugeeignet mit den hier mehr als seltsam anmutenden Worten „Benedictus qui venit“. Zu Weihnachten 1924 — Hitler war gerade aus der Festungshaft entlassen — widmete „unserem Adolf Hitler“, dem deutschen Manne von Armins Art“ Hans von Wolzogen, der alte Herausgeber der „Bayreuther Blätter“, seinen „Longinus, Deutsche Legende“. Gleichzeitig überreichte Hitler Eva Chamberlain, Wagners Tochter, zwei Werke von ihrem Manne Houston Stewart Chamberlain, auf den Hitler schon 1923 einen starken Eindruck gemacht hatte, die „Bühnendichtungen“ („H. S. Chamberlains dramatische Versuche blieben Adolf Hitler wohl noch unbekannt? Als herzlichen Weihnachtsgruß sind sie ihm hier zudedacht [insbesondere der Weinbauer!]“) und „Herrn Hinkebeins Schädel“ („Adolf Hitler: noch diese kleine heiter-ernste Zugabe . . .“) Sonst ist Chamberlain durch drei Werke vertreten, die große Kant-Studie, im Mai 1924 von Frau Else Bruckmann geschenkt, „Richard Wagner“ und „Worte Christi“. Seltsamer Weise fehlt sein bekanntestes Werk, „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“. Von Wagners Werken sind keine vorhanden außer dem „Beethoven“ in der Insel-Ausgabe und zwei Briefsammlungen mit den Briefen an Hans Richter und an Emil Heckel.

Nur wenige Bücher in der Sammlung wurden Hitler während der Landsberger Festungshaft 1924 geschenkt; auch die beiden darauffolgenden Jahre haben die Bibliothek kaum bereichert. Aus dieser Zeit des langsamen Wiederaufbaus der NSDAP stammen Geschenke von Theodor Fritsch, dem bekannten Antisemiten und Herausgeber der Zeitschrift „Der Hammer“, der u. a. die „Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Hammer“ mit der Zueignung überreichte „Herrn Adolf Hitler in Kampfgenossenschaft und besonderer Verehrung. Leipzig Weihnacht 1926“. Da sind auch verschiedene

Werke des völkischen Schriftstellers und Politikers Arthur Dinter, der, trotz der in den Widmungen geäußerten „Treue“, später aus der Partei ausgeschlossen wurde.

Ernst Jünger widmet sein „Feuer und Blut“ im Januar 1926 „dem nationalen Führer“. Moellers van den Bruck „Das Dritte Reich“ erhielt Hitler 1927 von Herta von Treuenfels; sonst ist nur noch ein Werk, „Armin“ von ihm zu vermerken.

Die Sammlung enthält auffallend wenige Werke führender Parteigenossen. Aus den zwanziger Jahren ist Rosenbergs Buch „Dreißig Novemberköpfe“ zu erwähnen, Hitler im November 1927 „in treuer Gefolgschaft“ von Gregor Strasser geschenkt! Gottfried Feder überreichte Hitler 1924 „Der Deutsche Staat auf nationaler und sozialer Grundlage“, in dessen am 8. November 1923 verfaßtem Geleitwort Hitler verkündigt hatte: „Das Schrifttum unserer Bewegung hat damit seinen Katechismus bekommen“. Sonst finden sich aus der Zeit vor 1930 keine Werke der Parteigrößen.

Im Jahre 1927 erhielt Hitler als Geschenk den Jahrgang 1923 von Adolf Bartels' Zeitschrift „Deutsches Schrifttum“, zwar nicht vom Herausgeber selbst überreicht, sondern vom Redakteur Hans S. Ziegler, der gewissermaßen als literarischer Berater in einem Begleitbrief dazu schrieb, daß er Hitler den Band übersende „im Anschluß an unser Gespräch über das ‚Feuilleton‘“, der Jahrgang zeige im allgemeinen, wie ein Feuilleton zu schaffen sei, obgleich der Stil „zu breit, zu sehr wissenschaftlich“ sei.

Ein Werk, das Hitlers Teilnahme anscheinend sehr erregte — wenn, wie wahrscheinlich, die vielen blauen Striche am Rande einiger Paragraphen von Hitler selbst stammen — ist Hermann Lamms „Auswanderungsmöglichkeiten in Argentinien“ (1929). Gleich auf dem Titelblatt erscheinen zwei Striche neben dem Spruch „Man gebe den Armen, die unproduktiv sind, jene Erdstücke, die ebenfalls unproduktiv sind, und diese beiden Kapitalien werden einander das Leben wiedergeben.“ Die Warnungen des Verfassers vor übertriebenen Hoffnungen werden häufig durch Striche hervorgehoben, aber auch seine optimistischen Äußerungen über den möglichen Erfolg, wenn die „einheimische Regierung“ sich zur Unterstützung geschlossener Siedlungsgebiete entschließen wolle; in diesem Falle könne das Land „noch Raum für große Mengen fleißiger Ansiedler bieten.“

3

Mit den Erfolgen der NSDAP 1930 wächst auch die Anzahl der eingelauenen Bücher. Da erscheinen altbekannte Namen aus den rechtsstehenden Kreisen. Eduard Stadtler beschert im April 1930 „dem Kämpfer und Führer! in alter Verehrung“ seine Schrift „Seldte—Hitler—Hugenberg“. August Winnig überreicht im Februar 1932 „dem deutschen Führer“ sein autobiographisches Werk „Vom Proletariat zum Arbeitertum“. Wilhelm Stapels „Der christliche Staatsmann“ wird im Mai 1932 vom Verfasser „dem deutschen Kämpfer Adolf Hitler“ zugeeignet. Auch der mäßigere Max Hildebert Boehm überreicht „Das eigenständige Volk“ im November d. J. „dem Schöpfer und Führer der größten deutschen Volksbewegung“. Das 1928 erschienene Werk Edgar von Schmidt-Paulis „Der Kaiser: Das wahre Gesicht Wilhelms II.“ wird im Januar 1932 vom Verfasser „dem ritterlichen Menschen — Herrn Adolf Hitler“ überreicht; übrigens eine Studie, die den Kaiser freundlich beurteilte; sollte sie zur Zeit der Verhandlungen um eine Amtsverlängerung Hindenburgs auf Hitler im konservativ-monarchistischen Sinne wirken?

Noch zwei Geschenke aus dem Jahre 1932 dürfen hier vermerkt werden: „Die Geschäftskalkulation“, ein Handbuch für Geschäftsleiter von John Busch, worin mehrere Stellen in Rot angemerkt sind, wenn der Verfasser z. B. auf die Bedeutung der Verminderung von Verwaltungskosten im Staate hinweist und u. a. erklärt, „daß der selbständige Unternehmer . . . das Fundament des Staates ist.“ Dann auch eine Schrift „Führertum: 25 Lebensbilder von Feldherren aller Zeiten“, vom Generalmajor von Cochenhausen zusammengestellt und Hitler von Fritz Thyssen zugeeignet; im Buche liegt das Original eines Telegramms vom 20. April 1932 an „Adolf Hitler, Hitlerversammlung Kassel. Die herzlichsten Wünsche dem Führer des erwachenden Deutschlands zum Geburtstage. Prinz Auwi Familie Fritz Thyssen.“

Von den Parteiführern fließen Bücher noch etwas spärlich ein. Feder schenkt seinen „Kampf gegen die Hochfinanz“ Weihnachten 1932 „dem Führer im Kampf gegen die Hochfinanz“. Göring überreichte 1932 M. H. Sommerfeldts kurze Biographie „Göring, was fällt Ihnen ein?“ Einige „nationale“ Werke kommen in der Bibliothek auch ohne Widmung vor; sie mögen demnach von Hitler selbst ausgewählt worden sein. Von besonderem Interesse ist die Widmung von Dr. Fridolin Solleders „Vier Jahre Westfront: Geschichte des Regiments List R.I.R. 16“, vom Oberst a. D. M. von Balligand zu Weihnachten 1931 überreicht „seinem tapfern Meldeläufer dem hochverdienten ehem. Gefreiten Herrn Ad. Hitler zur Erinnerung an ernste aber große Zeiten gewidmet.“

Aus der großen Menge Bücher, um die Hitlers Bibliothek nach der Macht-ergreifung vermehrt wurde, seien nur einige wenige besonders hervorgehoben. Zuerst die Geschenke der Parteiführer, obgleich, wie oben erwähnt, deren herzlich wenige in der Sammlung zu finden sind. Himmler spendet einige Schriften aus dem Nordland-Verlag: W. Sörensens „Die Stimme der Ahnen“, W. v. d. Cammers „Von Tacitus bis Nietzsche: Die gedanklichen Grundlagen des Kulturkampfes in Aussprüchen und Meinungen aus zwei Jahrtausenden“ und auch „Tod und Unsterblichkeit im Weltbild indogermanischer Denker“ von K. Schrötter und W. Wüst — zwar nicht mehr wie früher einmal „Herrn Adolf Hitler zu Weihnachten“ überreicht, sondern „dem Führer zum Jubelfest“. Dr. Walter Riehl, alter Kampfgenosse der NSDAP aus Österreich, schenkt Alexander Schillings' Schrift über Riehl und die frühen Tage der österreichischen Partei mit der Zueignung „dem Heiland des Hakenkreuzes, Reichskanzler A. Hitler Ende Juli 1933 gewidmet von seinem treuen „Johannes“. Das Buch ist eines der wenigen, die Hitlers Unterschrift tragen. Die Familie Schirach beschenkt Hitler mit der Geschichte seiner Geburtsstadt Braunau. Leni Riefenstahl widmet ihm zwei schöne Bilderbände der Olympiade 1936 und — noch 1944 — einen Band Photographien aus dem „Tiefland“-Film.

Die alten Kameraden melden sich auch. Adolf Meyer widmet dem Führer Ostern 1934 den kleinen Kriegererlebnisband „Mit Adolf Hitler im Bayerischen R.I.R. 16“. Rudolf Kanzler, der in den frühen Nachkriegsjahren den Bund „Bayern und Reich“ leitete, schreibt Weihnachten 1934 in ein Exemplar von seinem „Bayerns Kampf gegen den Bolschewismus“ die Worte „Cäsar super grammaticos. Dem Herrn Reichskanzler Adolf Hitler gewidmet vom Verfasser.“ Der Verleger Lehmann übersendet zwei Exemplare der neuen Ausgabe von Paul de Lagardes „Deutschen Schriften“ mit den Widmungen „Den Propheten des Dritten Reiches seinem Schöpfer zugeeignet“ und „Den alten Propheten des deutschen Volkes widmet seinem Nachfolger treulichst J. F. Lehmann.“ Es erscheinen auch neue Namen, wie z. B.

der Bischof Alois Hudal, dessen „Grundlagen des Nationalsozialismus“ — die übrigens den Nationalsozialismus in mancher Hinsicht kritisch beurteilten — im November 1936 zu Rom vom Verfasser gewidmet wurden „dem Führer der deutschen Erhebung. Dem Siegfried deutscher Hoffnung und Größe.“

Unter den vielen Schriften, die nach 1933 in die Sammlung kamen, nehmen sich einige seltsam aus. Da ist z. B. das 1934 erschienene Schauspiel „Scipio“, vom Verfasser Albrecht Haushofer, dem Sohne des berühmten Geopolitikers, mit den Worten gewidmet „meinem Führer in tiefer Verehrung diesen Versuch, die Größe und die Tragik der römischen Geschichte lebendig zu machen.“ Nach dem Bericht Rainer Hildebrandts in „Wir sind die Letzten“ sollten Haushofers drei Römerdramen „entlarven“; sie seien, wie ihm Haushofer erzählte, alle „dem ‚hohen Herrn‘ mit einer persönlichen Widmung überreicht“, nicht aber aus Verehrung, sondern zur Nachahmung. Man weiß, welche Rolle Haushofer dann beim Widerstand spielte, bis er nach dem 20. Juli 1944 verhaftet wurde und die letzten tragischen Monate im Moabiter Gefängnis verlebte. Da steht auch — ohne Widmung — Papens „Appell an das deutsche Gewissen“, der kleine Band von Reden aus dem Wahlkampf 1933, in dem der damalige Vizekanzler die Ideen der „konservativen Revolution“ verherrlichte und gegen die Demokratie losschlug, aber auch deutlich auf die Gefahren der „Massenstimmung, Masseneinpeitschung und Massenmißbrauch“ hinwies.

Man möchte wieder kurz zusammenfassen, was in der Sammlung aus der Zeit nach 1933 vorliegt und was fehlt. Von „wissenschaftlichen“ Werken stark völkischen Gepräges, von Germanentümelei, von mystisch-rassischen Schriften und von den Geheimwissenschaften sind ziemlich viele Beispiele vorhanden. Es sind aber weit mehr die Erzeugnisse des Tages, die hervortreten, die „nahe Geschichte“ und die Werke von Schriftstellern, die aus der neuen Lage Nutzen ziehen möchten. Von Werken dauernden geistigen Wertes ist kaum etwas zu spüren, weder aus der Vergangenheit noch aus der Gegenwart. Aber auch die wichtigen Schriften der Parteiführer sind kaum vertreten; von Goebbels ist nichts enthalten, von Rosenberg nur das schon oben angeführte Werk. Man denkt an die abfälligen Äußerungen Hitlers in den „Tischgesprächen“ und wundert sich über das Fehlen Rosenberg'scher Werke oder über die verhältnismäßig kleine Anzahl von okkultischen Werke nicht. Das Bild des von geheimen Trieben beherrschten dämonischen Führers fängt hier an zu verblassen; an seine Stelle tritt das Bild des halbgebildeten Adepten der Willensphilosophie und der populärwissenschaftlichen Strömungen des späten neunzehnten Jahrhunderts. Man fragt sich aber erstaunt, ob kein Schopenhauer, kein Nietzsche, kein Darwin doch einmal in dieser Sammlung zu finden gewesen wären.

4

Man öffnet mit besonderer — und schnell enttäuschter — Hoffnung ein großes braunes Kuvert, worauf in Bleistift steht: „Hitlers Aufsätze. Probe-Abdruck (Korrekturbogen) als Buch nie erschienen.“ Darin liegen Seiten 177—215 eines Buches, das zwar nicht die große 1925 verfaßte außenpolitische Schau enthält (s. Zoller, „Hitler Privat“, S. 155), sondern zwei Reden — neben dem letzten Teil einer Kundgebung über den bekannten Ballerstädt-Versammlungskrawall und die darauffolgende Verurteilung Hitlers und einiger Genossen 1922, den vollkommenen Text von Hitlers Rede vom 12. April 1922 „Die ‚Hetzer‘ der Wahrheit“, die schon 1923 in „Adolf Hitler: Sein Leben und seine Reden“ von Adolf-Viktor von Koerber abgedruckt ist.

Es bleiben noch die wenigen Werke zu erörtern, welche ziemlich sicher von Hitler selbst in früherer Zeit angeschafft wurden. In nur drei Bänden — außer der Schilling'schen Geschichte — hat Hitler seinen Namen eingetragen. Zwei von ihnen gehören der Reihe „Berühmte Kunststätten“ an; „Brüssel“, 1910 erschienen, von Henri Hymans, und „Berlin“ von Max Osborn. Auf dem Titelblatt des letzteren steht mit Bleistift geschrieben „A. Hitler Fournes 22. November 1915“. Das Buch ist anscheinend viel benutzt worden, es finden sich aber weder unterstrichene Stellen noch Randbemerkungen. Hitler war schon monatelang bei den Gefechtsordnungen in Fournes, nicht weit von Lille, einquartiert; er wird sich damals auf den Besuch der Reichshauptstadt gefreut haben und es ist bekannt, daß er 1917 auf Urlaub dorthingefahren ist. Die jetzt in der Library of Congress befindliche Sammlung Rehse enthält Faksimiles von drei Postkarten, die er im Oktober 1917 aus Berlin dem Feldwebel und späteren Verlagsleiter Max Amann zusandte — u. a. eine Ansicht vom Kaiser-Wilhelm-Denkmal — zwar ohne Bemerkungen über den künstlerischen Reichtum Berlins.

Hitlers Unterschrift steht auch in Bleistift auf dem Titelblatt von Berthold Ottos „Der Zukunftsstaat als sozialistische Monarchie“, 1910 zu Berlin erschienen. Otto war ehemaliger Sozialdemokrat, der Bücher über Wirtschaft, Politik und Pädagogik verfaßt und sich allmählich von der Partei abgewandt hatte, um eine Art von national-monarchischem Sozialismus zu entwickeln. Das Werk enthält eine peinlich detaillierte Erörterung der ersehnten neuen Ordnung, worin die Gründe dargelegt wurden, warum Deutschland aus militärischen und wirtschaftlichen Gründen zum Sozialismus übergehen müsse und warum nur ein Monarch — und zwar Wilhelm II. — diesen Übergang durchführen könne. Im Abschnitt, in dem die „Arbeitswährung“, welche die Goldwährung ersetzen solle, besprochen wird, sind dann einzelne Stellen durch Striche bezeichnet. Man kann nicht beweisen, daß die Striche von Hitlers Hand stammen, da Randbemerkungen fehlen; dennoch dürfte man es nach dem Inhalt dieser Stellen annehmen, wie auch, daß Hitler wahrscheinlich wenigstens größere Teile des Buches wohl vor dem Kriege in Wien oder München gelesen hat. Die wichtigsten durch Striche bezeichneten Sätze sind diese:

Seite 42. „Die Einführung der Arbeitswährung also wäre der Grundstock der ersten sozialistischen Einrichtungen, die wir vorschlagen.“

Seite 54 f. Otto erörtert die Neueinrichtung der Produktion, wobei der Staat sich nicht zu sehr um den Widerstand der Bauern kümmern sollte: „In der Tat ist es eine eigene Sache, bei solchen vollkommenen Umwälzungen von Gerechtigkeit zu reden. Denn *solche Umwälzungen wälzen die Gerechtigkeit mit um*. Die Aufhebung der Sklaverei war nach der älteren Auffassung auch ein ungeheurer Rechtsbruch, eine unerhörte Eigentumsvernichtung.“

Seite 56. „Auch die freiwillige Vereinigung von mehreren Bauerstellen zu einem Großbetrieb ist selbstverständlich überall zu gestatten.“

Seite 71. „Es ist nichts törichter, als zu glauben, daß der Angelpunkt der bürgerlichen Gesellschaftsordnung die Freiheit sei; vielmehr ist es die Zwangsvollstreckung. Durch Aufhebung der Zwangsvollstreckung würde erst die wahre Freiheit hergestellt, bei der jeder nach eigenem Ermessen in wirtschaftlichen Dingen sittlich handeln könnte oder unsittlich . . . Nun, es ist niemand zweifelhaft, daß die Beseitigung des Gerichtsvollziehers den Umsturz der Gesellschaftsordnung bedeuten würde. Das bürgerliche System ist eben nicht das natürliche, in Freiheit erwachsene, sondern ein im Lauf

der Jahrhunderte mit unendlicher Mühe zusammengekünsteltes, das nur durch den furchtbarsten Zwang aufrechterhalten wird.“

Seite 73. Über die Zinsrechnung, die in der heutigen Gesellschaft erlaubt ist: „Es gelten jetzt also Handlungen für sittlich, die im Mittelalter für unsittlich gegolten haben.“

Seite 390 f. Hier verlangt Otto „statt des herkömmlichen Sozialismus: biologische Auffassung der Organisation . . .“ und führt den Gedanken weiter, daß die Wissenschaft „erst beim ‚Staunen‘“ anfangen, die Dinge um uns seien zugleich selbstverständlich und erstaunlich: „Daß dieses winzige Samenkorn sich im Laufe der Jahre in einen gewaltigen Akazienbaum umwandelt — ja nun, das ist ja so selbstverständlich, das weiß jeder Mensch, der Akazien kennt.“

Wenn, wie wahrscheinlich, Hitler das tatsächlich als junger Mensch gelesen und besonders bezeichnet hat, so erscheinen solche Stellen fast wie eine Vordeutung seiner späteren Gedanken und Taten: nicht nur die Vorstellung des — zwar noch monarchischen — „Führerstaates“, mit einem militärsozialistischen System, aber auch die Auffassung der Arbeit als Quelle aller volkswirtschaftlichen Werte, die Abschaffung des kapitalistischen Zinswesens, der biologische Begriff der Staatsorganisation, die Verehrung einer „naturwissenschaftlichen“ Weltanschauung (wie ein Echo klingt Hitlers Begeisterung für ein solches Weltbild noch in den „Tischgesprächen“ nach). Da sieht man den jungen Rebellen gegen das „zusammengekünstelte“ bürgerliche System, wo der arme Mensch unter dem furchtbaren Zwang des Gerichtsvollziehers leidet; man sieht aber auch den amoralischen Erneuerer der Gesellschaft, der da liest und unterstreicht „Denn solche Umwälzungen wälzen die Gerechtigkeit mit um.“

Vor 80 Jahren in der Deutschen Rundschau

Nicht nur „der Pappeln stolze Geschlechter“ kündigen die Nähe der Hauptstadt an. Auch die Birken machen die Chausseen zu Alleen, und ihre Schleier wehen uns wie die Haarbüschel der Ulanenhelme entgegen. Die Welt der Villen beginnt. Ihre äußersten Vorposten stehen als „Westend“ jenseits Charlottenburgs, sie stehen in Pankow, Steglitz und Lichterfelde, und ihr Kern lehnt sich an den Schiffahrtsgraben, die Kurfürstenstraße und mehrfach an den Thiergarten. Oede und gemieden waren die Gartenlandgebiete und die saueren Wiesen, die dort vor zwanzig, vor zehn und fünf Jahren sich ausdehnten. Heute drängt sich dort aller Reichthum. Es kostete, was es wolle, sagten die Nabobs. Die Preise der Anlageplätze stiegen und stiegen, aber die Ankäufe erlitten keine Unterbrechung. Die Bauhandwerker forderten das Doppelte und Dreifache ihrer früheren Sätze, aber ihre Forderungen wurden bewilligt. Neuerdings bildeten sich Actiengesellschaften, um nach umfassenderem Maßstabe zu bauen; Regierungsräthe verließen den Staatsdienst, um sich als Verwaltungsräthe der Baugesellschaften „ungleich besser“ zu stehen. Ach, der Krach ereilte auch sie. Doch erholen sie sich. Nicht mehr zu zählen, ragten die Gerüste, fielen die Beschalungen, zeigten sich die Neubauten fix und fertig: tadellos, stattlich, vornehm, verschwenderisch, beseligend und nicht berauschend.

(Jahrgang 1, Heft 9, Adolf Bock: „Berlin im Grünen“)

Eduard Mörike

Zu seinem 150. Geburtstag am 8. September

Es könnte eine Bemerkung Lessings gewesen sein, daß wir über einen Künstler zu reden niemals geneigter sind, als wenn wir uns nicht mit ihm in Übereinstimmung wissen. Und es wäre dieses Wort dem andren, nun zweifellos in der Emilia Galotti gesprochenen verwandt, daß wir den Künstler erst dann recht loben, wenn wir über seinem Werk sein Lob vergessen.

Einen Dank an Eduard Mörike mit dieser Erinnerung zu beginnen, kann nur den überraschen, der nicht begreift, was es heißt, beredt zu sein, wo man verstummen möchte. Denn es ist mit Mörikes Dichtung wie mit der lautersten Frucht: indem wir nur den Arm ausstrecken, um sie zu pflücken, löst sie sich vom Baum und legt sich von selber in unsere Hand. Und wir haben keine Frage an ihr vollkommenes Dasein.

„Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst.“

Immer war es Dichtern bestimmt, zu wissen vor aller Erfahrung, doch nur wenigen vergönnt, aus ihren Traumgesichten die Schau der ewigen Ordnungen rein und genau hervorzuziehn und rein und genau hindurchzuschöpfen durch das Element der Sprache, die das Fließende in seinem Fluß zwar belästigt und dennoch einfängt in die kristallene Welle, die es zum Laut, zum Wort, zum Bilde menschlicher Begreifbarkeit verwandelt.

„Gelassen stieg die Nacht ans Land . . .“

Wir saßen noch auf der Schulbank, als wir diese Verse zum ersten Male hörten. Wir liebten sie, sprachen sie vor uns hin und sannem ihrem Zauber wie einem Traume nach. Einsam sahen wir die Gestalt der Nacht am Hang des Berges lehnen, vernahmen zu ihren Füßen die Quellen und ahnten, daß die Zeit für eines Augenblicks Dauer stille stand. Aber schon hob uns der Wechselruf der Vokale, hob uns das Echo der Bilder wie auf Schwingen empor und trug uns über die Tiefe der zweiten Strophe hinweg. Oder hätten wir es schon damals zu sagen vermocht, was es hieß:

Ihr klingt des Himmels Bläue süßer noch,
Der flüchtigen Stunden gleichgeschwungnes Joch —?

Wir wußten es nicht und ließens auf sich beruhen. Willig fanden wir uns bereit, zu den Quellen zurückzukehren, um mit ihnen im Schlafe noch fortzusingen — und blieben doch eingedenk eines Winks, angemahnt von dem Auge, dessen Blick uns sekundenlang aus einer noch unbekannten Tiefe der Welt getroffen hatte.

Was hebt dieses Mitternachtslied aus der Unzahl der Nachtgedichte heraus, die je von den Dichtern gesungen worden sind? Ist es die Tatsache, daß Mörike nicht das Dunkel beschwört, als wäre es ihm untertan und gefügig? Daß er der Nacht keinen Wunsch zuruft, sie um Heil und Erlösung bittend? Nicht als Liebender vor sie hintritt, dem Sternen-, dem Mondenglanz betuernd, wie unerschütterlich ihm verbunden, wie innig von ihm verstanden, getröstet und gestillt er sich fühlt? So ja hatten es die Lyriker vor ihm getan, so auch war es die Art Goethes gewesen, und in Goethes Haltung, wenngleich des großen, ewigen Einklangs minder unverbrüchlich versichert, hatten sich viele noch, die ihm gefolgt waren, gefallen. Nein, in Mörikes Herz schöpfte Natur sich aus ihrem eigenen Antrieb, heilig gewiß, dem Zwillingegeist zu begegnen, der gewillt wie sie selber war; der ihrer bedurfte, die allzeit seiner bedürftig blieb; den sie suchte, weil es sie verdroß, nur immer die Umworbene zu spielen, und den sie bereitfand, ihr reiner Spiegel zu sein — so als hätten sie sich von Ewigkeit her darüber verständigt, wohin sie zusammen gehen wollten.

O diese Bruderschaft und dies innige Versponnensein! So innig und geheim, daß niemand zu sagen wüßte, wer hier die Fäden wob und wer in sie verwoben wurde. Also daß nun keines es sich in den Sinn kommen ließ, dem andern den Rang abzulaufen, aber Natur auch nicht wagte, ihn in die Bereiche zu locken, die das Bewußtsein trüben und die Würde des Menschen gefährden. Denn er war ja nicht dumpf und hatte kein Verlangen nach Dumpfheit. Geistig war er und wußte auch das Sein vom Geiste durchdrungen. Und blieb auch immer göltig:

Aber ich rührte mich nicht; dämonischer Stille,
Unergründlicher Ruh lauschte mein innerer Sinn —

so war doch mit solchem Verzicht nicht die Haltung des Knechtes gemeint, sondern der Dienst des Herrschers, der es weder nötig hat, sich in seinem Reichtum zu bespiegeln, noch in Bettlergestalt sich seines Wertes zu entäußern.

Mörikes Wort gilt nicht den Spannungen zwischen ihm und der Welt, es gilt den Spannungen, die die Schöpfung selber in Unruhe halten, den Strömen, die zwischen den Polen fluten. Systole und Diastole, Atemholen und Atemlassen: auch das Mitternachtslied schwingt in dem Gesetz, dem alles Dasein gehorcht. Es klagt nicht, wie die Hymnen des Novalis klagen, der todessüchtig sich in die dunkle Woge warf: „Muß immer der Morgen wieder kommen? Endet nie des Irdischen Gewalt?“ Es unterdrückt den Laut des Schmerzes und ist dennoch des Schmerzes voll. Denn Mörikes Mitternacht, Urmutter des Lebens mit dem immer schweigenden Munde, mit so gelassen schweigendem Mund, daß wir kaum wagen, sie mit einer Bitte um ihr Geheimnis anzugehn: müde ist auch sie des geschwätzigen Wechsels der Stunden und möchte ruhen in der stillegehaltenen Zeit; aber sie weiß: es kann nicht sein. Und nichts will mir größer erscheinen als diese Einsicht, die sich der Notwendigkeit beugt: zurück — nein, nicht zu wollen, sondern zu müssen, nach den verhängten, den ewigen, den unabwendbaren Gesetzen, zurück in den Tag und zurück zu den Quellen, denen selbst der Schlaf nicht die Lippen schließt.

Atemholen und Atemlassen, Rast und Bewegung. Jeder Spannung, so weit sie sich auch hinauswirft, antwortet die Entspannung, und nirgends ist da der Bruch, sondern nur immer an den Scheitelpunkten der kaum zu vernehmende Anprall und der Augenblick, der sekundenlang in sich selber ruht. Wir kennen Dichter, deren Wort die Entzweiung gemeint hat, immerwährend die unversöhnte und unversöhnbare Abgeschiedenheit, ja die Abschiedhaftigkeit des menschlichen Lebens schlechthin. Das Gedicht Mörikes weiß von alledem nichts. Es schwebt zwischen den Stunden, den Zeiten, zwischen Höhen und Tiefen, so als wäre es die immer aufs neue abgewandelte Melodie zu dem Thema, das im „Maler Nolten“ einmal mit dem Satz angeschlagen wird: „Zwei heterogen scheinende Kräfte können sich wunderbar stärken und das Trefflichste hervorbringen.“ Und es wollen mir in diesem Zusammenhang die nur wenig beachteten Distichen einfallen, die Mörike in den späteren Jahren schrieb:

Zeus, um die Mitte zu finden vom Erdkreis, den er beherrschte,
Wußte den sinnigsten Rat: kindliche Dichtung erzählt's:
Adler, ein Paar, von Morgen den einen, den andern von Abend,
Ließ er fliegen, zugleich, gegeneinander gekehrt.
Wo sie alsdann, gleichmäßiger Kraft mit den Fittichen strebend,
Trafen zusammen, da fand, was er verlangte, der Gott.
So, wo die Weisheit sich und die Schönheit werden begegnen,
Stellet den Dreifuß keck, bauet den Tempel nur auf!

Ja, der Mitte verhaftet, das war Mörike, und ihr verhaftet zu bleiben, sein Auftrag: die Mitte der Ort, an dem sein Herz immer wieder in die Fülle der Welt sank. Und so wird verständlich, warum er die Natur am liebsten in der noch von keiner Helle überblendeten Dämmerung be-lauschte, wenn er sie antraf im Zwielicht des Morgens und die Nacht nicht mehr Nacht und der Tag noch nicht Tag war. In solchen Stunden schrieb er seinen „Gesang zu Zweien“, „Nachts“ oder die nicht minder großen Strophen, die er „An einem Wintermorgen vor Sonnenaufgang“ nannte. Als kämen sie mit einer aus vorgeburtlichem Wissen stammenden Erinnerung an kosmische Klänge und Tänze, so schreiten die Verse einher, gesättigt von Stimmen und Düften, von Lichtern und Farben, vom Atem der Erde, vom Geflüster des Winds und der nächtlich blühenden Luft. Oder auch die Menschen suchte er wohl in den Zeiten der Lebensfrühe auf, da sie, Unmündige noch, auf der Schwelle stehn, und das Leben reißt sie wie in Märzgewitter hinein. Und wiederum aus solcher Mitte ersann er sich Märchen und Balladen von einer Echtheit, daß seine klugen Stadtfreunde meinten, sie könnten nur aus uralter Überlieferung geschöpft sein. Und verständlich wird schließlich, was nun zum allergeheimsten Zauber seiner Dichtung zählt, und ohne den seine Lieder nicht wären, was sie sind, rund und unvertauschbar und erfüllt und ein Ganzes, ein Wunder in der stets eignen, nur aus sich selber erblühten Gestalt: verständlich, so meine ich, die zarten und wie zart sie durchrinnenden Empfindungsmischungen und Stimmungswenden, davon sie auf Schritt und Tritt die unverkennbarsten Spuren aufweisen. Denn ging der Strom durch Mörike hindurch und flutete ein und aus im Raum seiner Menschenbrust, so konnte da keine Welle

hinauf sein, der nicht eine Welle herab, kein Gefunkel des Lichts, dem nicht ein Schatten des Dunkels begegnete, kein Gefühl, das nicht zwiegeteilt war, keine Freude, die nicht einem Schmerz, kein Trost, der nicht der Verzweiflung sich paarte, kein verlorenes Glück, dem nicht ein werdendes winkte. Immer war es die „dunkel-selige Vergessenheit“, der „süße Drang nach einem namenlosen Gute“, immer „halb ist es Lust, halb ist es Klage“, „ein Liebes oder Leides“ und der Wille, daß beides aus Gottes Händen quillt — ja immer das atembeklemmende Wechselspiel von „hin und wider“, „wohl und wehe“, „satt und durstig“, „lieben und has-sen“, von „Nacht und Purpur“, „Fülle und Entbehrung“, alle jene „zwischen süßem Schmerz, zwischen dumpfem Wohlbehagen“ sich wie verdoppelnden Gefühle, die ihn „von Tiefe dann zu Tiefen“ stürzen ließen, bis er sich gleichsam im eigenen Herzen auffing — ach, bis ihm darüber sein Antlitz „hold und fremd“ wurde und er sich staunend zugestand, daß das Unmögliche möglich war:

Einem Kristall gleicht meine Seele nun,
Den noch kein falscher Strahl des Lichts getroffen;
Zu fluten scheint mein Geist, er scheint zu ruhn,
Dem Eindruck naher Wunderkräfte offen . . .

Ja, zu fluten und zu ruhn.

Wer aber, der früh schon mit Mörikes Gedichten aufwuchs, ihrer zwei oder drei bereits von der Mutter her liebte und hernach ebenso viele in Kopf und Herzen behielt — wer hätte sich nicht auf eine fast lähmende Weise berührt gefühlt, als er eines Tages, willentlich den vollen und ganzen Trank zu tun, den Band aufschlug, der sie gesammelt enthielt, und nun auf der ersten Seite, wie es der Brauch will, das Bildnis des Dichters fand, eins jener viel verbreiteten aus den späteren Jahren? Noch den Klang aller Lichtsüße im Ohr, Morgenglocken, Frühlingsrufe und die zartesten Hauche eines Himmels „blau und kinderrein“, sah er, was er sich nie vermutet hätte: ein Antlitz, schlaff, alt und sehr müde, Schatten, die dunkel aus bebrillten Augen über aufgeschwemmte Wangen herab-fallen, den verkniffnen, leidgezeichneten Mund mit der verdrossen vor-geschobenen Unterlippe und tiefer das kraftlose, wie vom Gram hinweg-gewischte Kinn. Mir wenigstens ist es so ergangen, und ich gestehe, daß ich den Schrecken, ja das tiefe Verstörtsein noch heute zu verspüren meine, mit dem ich diese Bilder zum ersten Male sah.

Bilder des alten Mörike, gewiß. Aber auch die Lithographie des Bona-ventura Weiß, die den Siebenundvierzigjährigen zeigt, hat Befremdliches genug. Und die Stimmen der Freunde bestätigen es. „Sein Äußeres ist sehr gealtert, keine Spur mehr von jenen jugendlichen Zügen, die sich mir so tief eingeprägt; die schönen, reinen Augen stehn öfters schief, die Haut im Gesicht ist schlaff und hängend, die Gestalt ohne alle Grazie.“ Vom noch nicht Vierzigjährigen sagte es Marie Kauffmann, die Frau seines Freundes aus Jugendtagen, und mehr als dreißig Lebensjahre lagen damals noch vor ihm. Ungeschrieben noch waren das „Stuttgarter Hutzelmännlein“

und die Mozart-Novelle, ungeschrieben die Idyllen und unter den Gedichten so bedeutungsvolle wie „Früh im Wagen“, „Neue Liebe“, „Aus der Ferne“, „Auf eine Lampe“ und „Erinna an Sappho“.

Krankheit? Ja, zuzeiten auch Krankheit; doch eher wohl: allerlei Plagen. Und überwiegend: ein hypochondrisches Unwesen, das bedrohlich früh schon die Mannesjahre überschattete. Ein Unwesen, sage ich und meine, daß es nicht nur auf der Haut gesessen, sondern tief auch die Seele umspinnen habe, eigenbrötlerische Süchte und skurrile Leidenschaften, ein Hang, sich vor fremdem Auge zu verbergen und faul den Tag zu verträdeln, Lebensscheu und Berufsangst, so daß er darüber Pfarramt und Pfarrwürden vergaß und ihm am Ende das Geständnis entschlüpfte, er müsse mit John Falstaff bekennen, daß er nicht mehr wisse, wie das Innere einer Kirche aussehe — viel Einsamkeit auch und die Unerfülltheit in der Liebe.

Wenn also, wie es die Orphiker wollten, wahr ist, daß in jedem Menschen zwei Dämonen behaust seien, ein lichter und ein dunkler, so hat auch Eduard Mörike von dieser Regel keine Ausnahme gemacht. Doch krank, in der Seele krank, nein, das war er nicht, mochte auch immer der Gram — nach seinen eigenen Worten — im Hinterhalt lauern. Denn noch tiefer im Hinterhalt wachte der Genius und zwang ihn zu sein, wie sein Wille ihn sich wünschte: befallen von seligen Gesichtern und in seinen Gesichtern sich bis zur Entkräftung verzehrend.

Sonderbar Vielgesichtiges sieht uns an, eine Vielgesichtigkeit, der sich nicht mit einem Entweder - Oder beikommen läßt. Wer immer schon zu seinen Lebzeiten sein Wesen hat einfangen wollen, fühlte sich bewogen, es nicht im Engpaß der Begriffe, sondern auf den weiten Feldern der Bilder und Vergleiche zu tun. Rudolf Lohbauer nannte ihn einen Sohn Goethes aus geheimnisvoller, wilder Ehe, Gottfried Keller das Kind Horazens und einer feinen Schwäbin, und Ludwig Bauer, der Orplid-Gefährte, schrieb: an Mörike ließe sich nur denken, wenn sich die gemeinen Erinnerungen wie müde Arbeiter schlafen gelegt hätten und sich die Wünschelrute des Herzens nach den verborgenen Urmetallen hinabsenke. Alle diese Urteile meinen das Umgreifende seiner Erscheinung und treffen doch nicht den Kern. Den Kern traf mit erregend ahnungsvollem Wort der frühreif geniale Wilhelm Waiblinger, der, selber erst siebzehnjährig und ehe Mörike noch ein einziges seiner großen Gedichte geschrieben hatte, in einen Rechenschaftsbericht über den gleichaltrigen Freund den Satz aufnahm: „Mörike: er ist die Beute des Augenblicks.“

Die Beute des Augenblicks, und also niemals der Jäger. Allzeit der Ergriffene, war er der früh in sich Verzehrte, wissend, daß „die heitere Geistesflamme sich vielleicht vom besten Öl des innerlichen Menschen schmerzhaft nährt“. Das Schmerzhafte aber verlieh ihr das um den Kern glühend vertiefte, das in allen Farben sich verbrennende Licht, das in sich selber zugleich seinen Schatten umarmte. Und wenn er einmal gestand: „Ich habe in solchen Augenblicken der wunderbarsten Rührung allemal ordentlich laut lachen müssen, wie man im Schwindel tut, über mein eigenes Geschick als über etwas Fremdes und über das Etwas, was sich seit meiner Geburt sonderbar und mit einem wie durch unsichtbare Geister

immer wieder sanft aufgelösten Widerspruch in mir gemischt hat“, so lassen solche Worte wie hinter Schleiern auch den Schwarm seiner Schnurpfeifereien erkennen, die er, wenn es die Stunde wollte, mit klingendem Spiel heraufziehen ließ: an der Spitze Liebmund Maria, den windigen Wispel, und in seinem Gefolge die „Sommersprossen“ und „Sommerwesten“ und die „Vanillen- und Essiggesichter“ samt allem schnöden Bafel aus Gelegenheitsversen und Musterkärtchen, die er für seine Freunde bereithielt.

Der helle Dämon und der dunkle: sie saßen nicht hadernd einander gegenüber, sie spielten sich die Bälle zu. Und nicht ihrer nur einen, wir müssen sie alle sehen und auf das Stichwort lauschen, das sie sich, den Widerspruch „sanft aufzulösen“, zurufen. Wie sind sie am Werk im „Nolten“, im phantasmagorischen Spiel vom „Letzten König von Orplid“ — immer sich belegend im Herzen eines Menschen, der im tiefsten Grunde am Dasein wie an einer offenen Wunde litt.

Mörike war noch nicht zwanzig Jahre alt, als er sich vor die Entscheidung gestellt sah, die seinem Leben für immer die Richtung wies. Zwei Begegnungen, die sich sonderbar überschneiden, waren der Anlaß, zwei Menschen, die beide in Leidenschaft nach seinem Herzen griffen und deren Herzen er in Leidenschaft hätte ergreifen mögen: Wilhelm Waiblinger, der Freund, und Peregrina, das landfremde, rätselvolle, vom dunklen Geheimnis ihrer Herkunft umwitterte Kind. Die Briefe an Waiblinger sind uns erhalten. Mörike, siebzehnjährig, antwortet auf die Werbung des Freundes: „Aber das halte Du für wahre Herzenssprache, daß ich Dich ungemein, ungemein liebgewonnen habe, daß ich Dir um den Hals fallen möchte, Dir, guter Kerl!“ Nicht zwei Jahre sind vergangen und er gesteht: „Es ist überhaupt in meinem wirklichen Zustand ein besonders peinlicher Zug, daß alles, auch das Kleinste und Unbedeutendste, was von außen an mich kommt, mich in das entsetzlichste, bangste Unbehagen versetzt und ängstigt, weswegen ich entweder allein oder unter den Meinigen bleibe, wo mich nichts aus dem unglaublich verzärtelten Gang meines inneren Wesens herausstört.“ Und ein halbes Jahr später schreibt er den Abschiedsbrief: „Sieh! Ich wäre Dir, Du wärest mir ein Hindernis. Es ist meine alte Erfahrung (und das hätt ich auch jetzt nicht sollen übersehen), daß ich die Poesie im Umgang mit keinem zweiten teilen kann, der ihre Unruhe und Leiden um sich verbreiten muß, statt daß er sie rein in sich verwindet.“ Und zwischen diesem Tag und jenem ersten war die schöne Fremdlingin erschienen und wieder dahingegangen. Mörike hat später alle Spuren der Begegnung verwischt und wir wollen nicht an ein Geheimnis rühren, an das er selber nicht gerührt wissen wollte. Aber aus den Traumbildern der Peregrina-Lieder, die nicht das tatsächliche Geschehen, sondern seine innere, sinnbildhaft überglänzte Wahrheit gestalten, ahnen wir, in welcher Krise er gestanden haben muß. Er hat Peregrina gehen heißen — „arm, zerrüttet, unbeschult“ — wie er Waiblinger gehen hieß und später noch manchen, durch den das Leben lockend bei ihm anklopfte, mußte gehen heißen, und das aus keinem anderen Grunde, als um selber — als

Dichter — in sich zu bestehen. „Nichts bleibt mir übrig“, das ist die schmerzlich frühe Erkenntnis, „als die Kunst, aber ganz erfähr ich nun auch ihren heiligen Wert. Nachdem so lange ein fremdes Feuer mein Inneres durchtobt und mich vom Grunde aus gereinigt hat, ist es tief still in mir geworden . . . Ich habe der Welt entsagt, das heißt, sie darf mir nicht mehr angehören, als mir die Wolke angehört, deren Anblick mir eine alte Sehnsucht immer neu erzeugt.“

Es gibt ein Bild Mörikes aus dieser Daseinsfrühe, die Zeichnung seines Freundes Schreiner, und sie verdiente wohl, daß sie ein wenig bekannter würde. Den etwa Zwanzigjährigen zeigt sie, den anmutig schönen Jüngling. Aber Augen und Mund wissen bereits um die Notwendigkeit des Verzichts und um die Gefährdung, in der es vielleicht nur des einen Schritts noch bedurfte und das Schicksal Hölderlins hätte sich wiederholt. Und es verraten, warum Mörike bewahrt blieb, die zarten, wie zwei Schwingen gespreizten Brauen, die das Auge beschirmen, das sinnend in die Rätsel der Zukunft blickt. Zeichen sind sie des lichten, des brüderlichen Engels, der in der Stunde der Not seinen Fittich regte und von nun an schützend über den Entsagenden hielt.

In jenen Monaten muß es gewesen sein, daß Mörike von der Natur in den unauflöslichen Bund aufgenommen wurde, den ich die Bruderschaft nannte und der ihn beschenkte und begnadete, wie durch ihn kein zweiter unter den Dichtern in der lyrischen Nachfolge Goethes begnadet worden ist. Denn die anderen alle, die sich ein Unendliches ersehnten, sie besaßen nicht, was nun unwandelbar sein war: Orplid, das Inselreich seiner Traumwirklichkeit.

Uralte Wasser steigen
Verjüngt um deine Hüften, Kind!

Uralt — verjüngt: dazwischen aber lag die schöpferische, die durch die Fülle bedrängte Mitte seiner Gegenwart, in der er nur die Lippen zu öffnen brauchte, und es sangen sich die Lieder aus ihm heraus. Ein Kind kann sie begreifen, so einfach sind sie. Aber unser Ohr erschauert vor der Tiefe: im Tropfen Tau erklingt die Welt.

Das Mörikesche Gedicht: kein Wort, das zu viel, kein Wort, das zu wenig wäre; das Notwendige ist da und füllt es bis an die Grenze. Bis an die Grenze und immer auch um ein Geringes darüber hinaus, um jenen unwägbaren Überschuß, womit es die Konturen durchbricht, auf daß sich vollzieht, was sich vollziehen muß: unsere Verwandlung. Denn meinten wir nicht alle, wir hätten ihn längst gesehen, den Tag, und seinen Boten, den Morgen, hätten ihn gesehn und belauscht zu hundert Malen, wenn er sich dem Dunkel entwand, wie sich der Schlafende beim Erwachen dem Traum entwindet? Oder dachten wir es nur, weil uns Erinnerung täuschte und weil wir einst lasen:

Horch! Auf der Erde feuchtem Grund gelegen,
Arbeitet schwer die Nacht der Dämmerung entgegen — ?

Und was wußten wir vom Licht, das uns mit Feuer überschüttet, ehe es sich uns offenbarte wie hier:

Die Purpurlippe, die geschlossen lag,
Haucht, halbgeöffnet, süße Atemzüge:
Auf einmal blitzt das Aug', und, wie ein Gott, der Tag
Beginnt im Sprung die königlichen Flügel!

Wahrlich, das ist Magie, ist Verzauberung, ist Blendung unserer Sinne und Seele, daß wir nun nicht mehr loskommen von diesem Bild, das alle Sonnenaufgänge unserer Wirklichkeit auszulöschen droht, als wären sie nie gewesen und sollten nie wieder sein. Und überall, die Spiegelungen vertiefend, die herrlichsten Widerscheine: „Der Sonnenblume gleich steht mein Gemüte offen“ — die Leuchtspur des Geistes: „Einem Kristall gleicht meine Seele nun“ — die Chiffre des Herzens: „Alte unennbare Tage!“

Viele Gedichte verlassen die strophische Gliederung, und immer wieder springen auch einzelne Verse aus dem eingangs eingeschlagenen Takt heraus. Aber sie werfen die Fessel nicht ab, weil sie zu ungestüm drängten. Eine Weile erst verharren sie in der Schwebel, horchend und spähend und tastend nach allen Seiten hin. Dann genügt wohl ein Wolkenschatten, sie aus ihrer Bahn zu locken, ein Windstoß, sie hinter sich dreinzuziehn; sie erzittern unter dem Flügelschlag einer Biene. Aber sie sind auch „wie jene Harfen, auf denen die Luft spielt“: immer bewahren sie sich das Maß, so daß auch im zartesten Gespinnst niemals ein Wort hängt, das fallen könnte, ohne das ganze Geflecht zu zerreißen. Und gerade zu diesem Maß und wie sich das Wort ihm eint, ließe sich viel Rühmliches sagen. Wie sich zum Beispiel das Maß mit dem, was es messen soll, immer auf eine andere Weise verschwistert. Unmittelbar dem geheimen Verstand der Natur scheint beides entwachsen, und fraglos lebte Mörike mit dem Naturgeist innig im Bunde. „Das Stärkste dieser Art, was ich an mir erfuhr“, verriet er einmal Moritz von Schwind, „ist die Entstehung der Ballade Rohtraut. Ich stieß, es war in Cleversulzbach, zufällig in einem Wörterbuch auf den mir bis dahin unbekannten altdeutschen Frauennamen. Er leuchtete mich an als wie in einer Rosenglut, und mit ihm war auch schon die Königstochter da. Von dieser Vorstellung erwärmt, trat ich aus dem Zimmer zu ebener Erde in den Garten hinaus, ging einmal den breiten Weg bis zur hintersten Laube hinunter und hatte das Gedicht erfunden, fast gleichzeitig damit das Versmaß und die ersten Zeilen, worauf die Ausführung auch wie von selbst erfolgte.“

„Auch wie von selbst erfolgte“ — es klingt alles so einfach. Und ein Name, der „als wie in einer Rosenglut“ anleuchtet — sonst nichts. Wer aber den Namen hat, der besitzt, so will es uralte Weisheit, auch Macht über das, was er bezeichnet, und ruft er es bei seinem Namen, so beugt es sich seinem Willen. Mehrfach hat Mörike Ähnliches bekannt. Wir wissen, wie der „Feuerreiter“ entstand, die Ballade des Neunzehnjährigen, mit dem kaum zu glauben wie hintergründigen „Husch! Da fällt in Asche ab“, und wie die Gestalt des kranken Hölderlin zu diesen Strophen mit den Anlaß gab. Oder das verlassene Mägdlein am Herd, „früh, wann die

Hähne krähen“, dessen Schluchzen das Maß ist, das Maß seines weinenden Herzens und das Maß der im Leid zerbröckelnden Melodie seiner Verse. Wir fangen es nicht mit der Elle der Jamben und Trochäen, nicht der Daktylen und Anapäste ein, aber der Laut, der von der zuckenden Lippe des Kindes fällt, er ist der Urlaut junger Verlassenheit, und er ist es so heute wie gestern und je:

Plötzlich, da kommt es mir,
Treuloser Knabe,
Daß ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

Aber nahm nicht auch Mörike seine Zuflucht zu überliefertem Formgut? Schrieb er nicht Stanzen und Sonette, griff zum Hexameter, zu Distichen und den seltenen, dem späten Altertum nachgebildeten Strophen? Gewiß, er tat es. Und er tats aus der allzeit lebendigen und auch in ihm nie erlöschenden Schwaben-Neigung zum antiken Metrum, das er als Erbe in seinem Geblüt trug. Indessen finden sich die dem Catull und Martial, dem Theokrit und Horaz entliehenen Formen erst seit der Cleverulzbacher Zeit und begleiten vor allem das Alter. Ihrer grazilen Anmut und Heiterkeit hat er bedurft, um sich in den Jahren der zunehmenden Hinfälligkeit zu behaupten, ihrer Strenge verdankte er den Halt, als er müde und krank wurde. Doch der demütige Dienst hat ihn auch hier stets den Meister bleiben lassen, der er in seiner Kunst immer war. Wie greifen sie noch einmal ineinander, Dämmerungsglanz und Dämmerungswehmut, im letzten der großen Gedichte, in den antiker Form angenäherten Strophen „Erinna an Sappho“. Einmal noch das tiefe Eratmen, einmal noch die Anflut der Ströme im ahnungsvollen, im abschiedbereiten Herzen. Nicht Lust und Klage nur mischen sich; die Woge des Todes ist es, die der Woge des Lebens sich eint:

Daß ich, die Hände gedeckt aufs Antlitz, lange
Staunend blieb, in die nachtschaurige Kluft schwindelnd hinab.
Und das eigene Todesgeschick erwog ich.

Er erwog es, wie er es in der letzten seiner Erzählungen erwogen hatte, es erwiegend auf der immer in beiden Schalen gefüllten Waage, deren eine das Wort trug: „Die Erde ist wahrhaftig schön und keinem zu verdenken, wenn er so lang wie möglich darauf bleiben will“ — und die andere: „Ein Tännlein grünet wo, wer weiß, im Walde.“ Und so macht denn dies den unvergleichlichen Reiz auch der Mozart-Novelle aus, daß sie zwischen den weitgespannten, den Polen allen Daseins in seliger Mitte schwingt und daß auch über sie der Flügelschlag der Adler aus Morgen und Abend dahinrauscht.

Fontanes Briefe an Friedländer

Vor fünfzig Jahren, als die erste Sammlung von Briefen Theodor Fontanes, der bald andere Veröffentlichungen ähnlichen Inhalts folgten, bei seinen zahlreichen Freunden und Verehrern eine begeisterte Aufnahme fand, verbreitete sich in diesem Kreise die geheimnisvolle Kunde, daß noch eine Korrespondenz vorhanden sei, die aus den letzten anderthalb Dezennien seines Lebens stammend sogar mit den an Frau Emilie gerichteten Schreiben wetteifern könnte. An Erich Schmidts Germanistenabenden im Weihenstephan erhoben sich, wenn Ernst Heilborn und Otto Pniower als die offiziellen Treuhänder des Fontaneschen Nachlasses anwesend waren, eifrige Debatten über die Frage, nicht etwa ob dieser Briefwechsel ebenfalls gedruckt zu werden verdiene, sondern ob er besser einstweilen bei den Kindern des Adressaten Georg Friedländer in sicherer Obhut zu verbleiben habe. Schwere Bedenken gegen eine öffentliche Mitteilung mancher in ihm enthaltenen Aussprüche über hochstehende bekannte, meist lebende Personen, welchen Fontanes Söhne, vor allem der Verleger Friedel Fontane nachzugeben veranlaßt wurden, trugen einen zwiespältigen Erfolg davon. Die Neugierigen und Anspruchsvollen waren enttäuscht von den wenigen Kostproben aus dem verborgenen Schatze in der Gesamtausgabe der Briefe, die meisten Anhänger ihres geliebten Hauspoeten dagegen überzeugt, daß nach kurzer Zeit alle Hindernisse beseitigt sein und sie sich eines vermehrten Reichtums erfreuen würden.

So bedauerlich auch dieser Irrtum war, da die ältere Generation die nun erst erfolgte Herausgabe der Briefe Fontanes an seinen schlesischen Freund (Heidelberg, Quelle und Meyer) nicht mehr erlebte, so begrüßenswert ist es auf der anderen Seite, daß sie jetzt in einem ungekürzten, von rücksichtsvollen Streichungen verschonten Text vorgelegt werden. Sie waren in den Wirren der letzten Jahrzehnte in Vergessenheit geraten. Selbst die greisenhaften Flügelmänner der kaum mehr bestehenden alten Fontanegarde wußten nichts über die Erhaltung dieser wertvollen Dokumente. Friedländers Tochter hat sie liebevoll aufbewahrt, mit Mühe bei der Flucht aus ihrer Heimat gerettet und einem Herausgeber anvertraut, dessen kenntnisreiche, in der Einleitung und in den philologisch und kritisch mustergültig behandelten Anmerkungen vorbildliche Tätigkeit besonders gerühmt werden muß. Kurt Schreinert ist nicht nur ein gründlicher Kenner der gesamten Hinterlassenschaft des Schriftstellers, aller Einzelheiten und Beziehungen seiner Wirksamkeit, sondern außerdem ein innerlich aufs schönste mit seiner Persönlichkeit verbundener, ihr mit einer tiefen, dankbaren Treue ergebener pietätvoller Gelehrter.

Im allgemeinen werden durch die große Anzahl von 276 Briefen Fontanes dem Bilde, das die Mitglieder seiner sich ständig vergrößernden Gemeinde ehrfürchtig in ihrem Herzen bewahren, keine neuen oder ver-

änderten Züge beigefügt. Der ungemein reizende Plauderton und das „talent épistolaire“ einer auf künstlerischen Schmuck der wohlüberlegten Niederschrift bedachten, eigenwilligen und gepflegten Schreibart, die dem Absender wie keinem anderen deutschen Dichter am Ende des neunzehnten Jahrhunderts so urwüchsig und „schnabelgewachsen“ eignete, sind überall in ihnen das Kennzeichen seines Geistes. Die sonnige Heiterkeit, die seinen Romanen im Einklange mit seinem psychologisch auf das feinste geschärften gesunden Menschenverstande ihren Zauber verleiht und von einem unvergleichlich sicheren Beobachter der kleinen Welt um den Potsdamer Platz und des Ameisenhaufens in der großen Welt ausgeht, leuchtet wiederum beglückend in seinen Äußerungen. Auch jene Mischung von Humor und Skepsis, die den Stimmungen des Augenblicks entsprechend bezeichnend war für Fontanes Wesen, jene halb auf eine zufällige, halb auf eine dauernde Wirkung gerichtete, dem Barometerstand am Morgen und damit der jeweiligen Laune unterworfenen Abhängigkeit von äußeren Umständen, die der „vergrätzte Einsiedler“ öfters nicht zu meistern vermochte, ist unauffällig, aber deutlich in den Zeilen und zwischen ihnen in einer allen Liebhabern der „Effi Briest“ und des „Stechlin“ wohlbekannten Verbindlichkeit erkennbar. Diese typischen Eigenschaften des Menschen Fontane, die sich in raschem Wechsel zwischen gutmütiger Gelassenheit und „brummligem“ Temperament anzeigten, bestimmen daher entscheidend den Charakter der Briefe von ihm an Friedländer, nicht anders als die früheren Schriftstücke seiner Hand. Den hie und da ermüdenden Kleinkram der Vorfälle in Schmiedeberg oder Krummhübel, die dem aufmerksam horchenden, von dem Aufenthalte im Riesengebirge und dem Umgange mit einem verständnisvollen Gefährten in seine Berliner Stube zurückgekehrten Sommerfrischler anregenden Stoff für seine Arbeit brachten, stellt sich ein kritisierender Kommentar gegenüber und ergänzt ihn mit Nachrichten über den Betrieb der Großstadt, ihre Gesellschaft, das Theater und andere Ereignisse. Kulturhistorisch interessierende Einzelheiten werden mit lebendigen Farben geschildert und scheinbar unabsichtlich mit köstlichen Randglossen versehen. Dazwischen schieben sich gedankenreiche Sentenzen ein, deren Weisheit und präzise Formulierung an die großen französischen Philosophen des 18. Jahrhunderts erinnert und nachweist, wie stark die Abstammung aus der Gascogne, von der „Kanalluft“ Berlins nicht allzusehr bedrückt, ihre Ausprägung beeinflusst hat. Ein wohltuendes patriarchalisches Gefühl wird erweckt. Schwingungen von Arabesken, der wundervollen Handschrift Fontanes vergleichbar, geschliffene bonmots und Anekdoten sind in den bunten Blumenstrauß als Knospen hineingebunden, der uns überreicht wird. Sie aus seiner Mitte herausnehmen, würde seine Schönheit zerstören. Ein jeder Leser der Briefe mag sich aus ihnen holen, was ihm am besten gefällt.

So hat Fontane redlich und ehrlich den Kampf um seinen Lebensstil durchgefochten: „Und hat er die Stadt als Wanderer betrachtet, die Großen belauert, auf Kleine geachtet, verläßt er sie abends um weiter zu gehen“ — an seinem Schreibtisch, wo die niemals ermüdende Feder Bogen auf Bogen mit geistreichen, leicht dahinfließenden Sätzen füllte. In Georg

Friedländer hatte er eine ihm zugehörige Natur angetroffen. Der Amtsgerichtsrat in Schmiedeberg, der als angesehener Jurist in den Familien des schlesischen Adels und des Beamtentums gut aufgenommen worden war, ist im Laufe der Jahre dem Gesprächspartner in Berlin ein zuverlässiger Freund geworden. Auch er besaß einen vortrefflich ausgebildeten künstlerischen Geschmack, zudem ein offenes Auge für die Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten des Daseins, und fand sich wie Fontane bald seufzend, bald lächelnd mit ihnen ab. An keinen anderen Bekannten hat Fontane so vertrauliche Briefe gerichtet wie an ihn. Leider sind seine Episteln von Frau Emilie nach dem Tode ihres Gatten verbrannt worden. Seine Gestalt lebt durch ihre Spiegelung in den Redewendungen seines Feriennachbarn unter der Anhöhe der Schneekoppe fort, auch in der Gestalt des Onkelgenerals Poggenpuhl.

Wenn oben gesagt wurde, daß im allgemeinen dem uns vertrauten Bilde Fontanes keine neuen Züge beigelegt wurden, darf trotzdem nicht übersehen werden, daß die Briefe an Friedländer, seinen sonstigen Briefen gleichberechtigt, viele Tatsachen enthalten, die biographisch wichtig sind. Fontane, der edle Mensch, der geniale Schriftsteller, der umsichtige Politiker wird in eine hellere Beleuchtung als bisher gerückt. Er steht deutlicher, intimer an unserer Seite und spricht uns mit einer vernehmlicheren Sprache an. Wir sehen ihn im kleinen Kreise seiner Familie und seiner näheren Freunde, im Zimmer mit dem geöffneten Fenster, aus dem er nach dem Briefträger hinunter und nach dem Metzgerladen gegenüber blickt, wir sitzen neben ihm im Parkett des Schauspielhauses, gehen mit ihm im Tiergarten spazieren oder wandern nach Hanckes Ablage, in die Gutshöfe der Mark und des Mecklenburgischen Landes, an die Ostsee und nach Norderney. Der Vorzug seiner Erzählung liegt darin, daß sie immer lebendig, immer anschaulich, immer vergnüglich bleibt, auch wenn sie tiefe Töne anschlägt und „räsonniert“. Diese empfindsame, leicht gekränkte, nörgelnde Unzufriedenheit war das Sicherheitsventil seiner Existenz, aus dem es wie der Dampf eines überkochenden Gefäßes herausströmte, ein Bedürfnis, dem er gerne nachgab, um sich ein freies, ruhiges, „bekömmliches“ Tagwerk zu verschaffen. Einstens wußte man, daß derartige Aufwallungen Symptome seines körperlichen Befindens waren und nahm sie nicht allzu ernst. Heute würden sie bei jedem anderen Künstler aus früheren Zeiten als belanglose und gleichgültige Begleiterscheinungen betrachtet werden, bei Fontane jedoch sind sie unentbehrliche Attribute seiner von seinem Werk untrennbaren äußeren Haltung. Daher gebührt ihnen eine Beachtung, die auf die Personen seiner Romane übertragen werden sollte und sie erklärt, Bamme, den alten Briest und den alten Stechlin, Gebilde eines Dichters, dessen Phantasie ihre nährenden Quellen aus einem leidenschaftlich erregten Herzen schöpfte. In den Briefen an Friedländer konnte sich dieser Drang ungehemmt Luft machen. Seiner Verschwiegenheit gegenüber war keine Milderung der unverblümt abgegebenen Urteile nötig. Die Herren, Damen und Töchter des Berliner Mittelstandes, ihre Festessen und Einladungen mit zweifelhafter Speisekarte und schlecht dressierten Domestiken, die Schauspielerinnen und Redakteure, die wohlwollend empfangen und nachher mit spöttischer

Ironie karikiert werden, spielen Hauptrollen. Menzel und der gerecht, aber reserviert vorgestellte allmächtige „Kunstpapst“ Ludwig Pietsch kommen mit anderen Genossen der Tafelrunde des „Tunnels an der Spree“ die Treppe herauf, ohne zu ahnen, daß ihnen noch am gleichen Abend genaue Steckbriefe zugehakt sind. Berlin vor siebzig Jahren, mit Bäumen in der Potsdamer Straße und Equipagen unter den Linden, mit Huth und Borchardt, den Weinstuben, und Siechens „schmustringem“ Bierlokal, ohne Kurfürstendamm und Untergrundbahn — das „kribbelt und wibbelt“ in Fontanes Darstellung. Hier suchte und gewann sein Dasein durch das „heitere Darüberstehen“ seine innere Freiheit. Hier suchte und fand der Verfasser der Romane recht eigentlich die von diesem Standorte sich in die Nähe und in die Ferne, von Halensee in den Harz und nach Kopenhagen ausdehnende Umwelt seines Schaffens.

Der Schriftsteller Fontane schickt dem literarisch mit kleinen Skizzen beschäftigten „Kollegen“ öfters Nachrichten über die Gedichte, Romane und Aufsätze, deren Konzepte vor ihm liegen. Aus ihnen geht hervor, wie sorgfältig und gewissenhaft manche Kapitel der Romane mit den in ihnen verwendeten genealogischen und geographischen Umständen, wie geschickt mit „emsigem Pulen“ die Verse geprüft wurden, bevor sie den Zeitschriften und Verlagen übersandt wurden. Nicht immer empfängt Friedländer Inhaltsangaben. Die Briefe an ihn, einen dilettierenden Journalisten, sind vielmehr von dem Wunsche erfüllt, obwohl sie ihn nur verstohlen ausdrücken, zu vernehmen, welchen Eindruck seine Arbeiten im Druck hinterlassen. In anderen Briefen, an Hans Hertz, Rodenberg, Heyse waren, weniger sparsam, aber immerhin in Andeutungen einzelne Winke über die „Methode“ und über die Technik seiner Kunst, die er meisterlich ausgebildet hatte, zu erfahren. Er gab kein Manuskript in die Setzerei, das nicht nach Frau Emiliens sauberer Abschrift nochmals auf etwaige Fehler kontrolliert worden war. So gerne er die Stoffe der Handlung und die Hinweise auf brauchbare Haupt- und Nebenfiguren aus fremden Revieren holte, um sie in seiner Werkstatt herzurichten, Ratsschläge erbat und annahm, niemals gab er die Selbständigkeit seiner schöpferischen Kräfte auf. Um so mehr freute er sich über den Beifall, mit dem Friedländer offenbar nicht kargte. Der Verlust dieser Briefe ist sehr zu beklagen. Freilich bedürfen von „Vor dem Sturm“ bis zum „Stechlin“ die Romane, bedürfen die Dichtungen Fontanes, von den ersten patriotischen Balladen bis zur Inschrift auf Bismarcks Grab im Sachsenwalde keiner Erläuterungen. Sie ragen in der Geschichte der deutschen Literatur der Neuzeit auf wie ein „rocher de bronze“ und sind allen Deutschen ein Vermächtnis vergangener Tage.

Während also unser Wissen um Entstehung und Vollendung des Werks nicht sonderlich bereichert wird, bringen die Briefe, sobald sie auf das Gebiet der Politik eingehen, in vielen Fällen überraschende und gerade in der Gegenwart zum Nachdenken verlockende Abschnitte bei, die zum Teil bestätigen, was vermutet wurde, zum Teil indessen für die Zustände in Deutschland nach Bismarcks Entlassung, wie sie sich den Blicken Fontanes zeigten, höchst bezeichnende Stimmungsreflexe jener Epoche bewahren. Die drei Themen des politischen Glaubens des überparteiischen,

ehemaligen Korrespondenten der Kreuzzeitung sind von jeher als maßgebende Bestandteile der Einschätzung der historischen Persönlichkeit Fontanes anerkannt: preußischer Adel, Judentum, Bismarck. Zu ihrer nochmaligen Behandlung wird in dem neuen Briefbände ein umfangreiches Material dargeboten, das an dieser Stelle nur flüchtig gestreift werden kann. Zu erwägen ist, inwiefern die sensible oder labile Natur Fontanes den Versuchungen der von einer dem großen Publikum dienstbaren Tagespresse verkündeten reaktionären oder liberalen, konservativen oder demokratischen Thesen ausgesetzt war und sich wie in seiner Lebensführung trotz seiner Sehnsucht nach freier Meinungsäußerung und seiner Gabe, die Wirklichkeit als solche wahrzunehmen, immerfort wandelte. Mit einem Wort: er gehorchte dem Ressentiment. Der Gascogner in ihm, zwischen phantastischen Plänen und Illusionen und ernsten, von langen Erfahrungen bestimmten Schlüssen schwankend, saß vor der politischen Bühne wie vor einem Drama von Ibsen oder Hauptmann, fortschrittlich gesinnt, nachdenklich, ein großes Kind im Zuschauerraume des Theaters von Europa — eines Theaters, keines sich in voller Wahrheit abspielenden Spektakels. Wie Sonnenschein und Regen änderten sich die Lichter und Schatten seiner politischen Ansichten. Damit wird ihm kein Vorwurf gemacht. Größere als er haben sich ebenso unbeständig verhalten. Und doch ist sein politischer Instinkt, möglicherweise von geschichtlichen Überlieferungen mehr angezogen und erzogen als von den Ereignissen des Tages, merkwürdig, in seinen Ahnungen der Zukunft großartig, vor sechzig Jahren schon sehr pessimistisch gewesen. Seine Prophezeiungen haben sich bewahrheitet. Sicherlich war er kein Seher wie Jakob Burckhardt, aber die Jugend hätte immer von ihm lernen können, was echtes Preußentum und deutscher Geist bedeuten, und die an den Adel gerichteten Warnungen auch auf sich beziehen müssen. Fontane war kein Pädagoge und wollte es nicht sein. Er schaute ohne Bedauern auf die „armelige Popeligkeit“ vor der Reichsgründung zurück und protestierte gleichzeitig gegen Militarismus, Materialismus und die Übermacht des Geldes und der Technik.

Nachdem ihm bei seinem 75. Geburtstage die „anderen Namen“ gratuliert, der brandenburgische Adel ihn nicht geziemend gefeiert hatte, rief er das berühmte Wort aus „Kommen Sie, Cohn“, und drehte den Itzenplitzen und Pfuels den Rücken, um bärbeißig seine Satire über die „Veränderungen in der Mark“ und ihre heruntergekommene Gegend zu schreiben. Wohl wäre es ihm, weil er im Grunde seines Herzens eine gewisse Schwäche für die Originale unter den Junkern und für ihren Stammbaum hatte, lieber gewesen, aus ihrer Mitte die Huldigungen zu empfangen, die ihm der „prähistorische Adel“ darbrachte. Sein aristokratisches Gefühl wurde nur ungern unterdrückt. Um so schlimmer ist es der Bourgeoisie mit ihren Treibels und Gundermanns ergangen, deren Protzertum und Scheinheiligkeit mit kühnen Strichen für Friedländers Album gezeichnet werden. Zwar sind auch diese, vom Einzelfall zu allgemeinen Charakterisierungen ummodellierten gesellschaftskritischen Urteile stets nach ihrer Bedeutung gewertet worden, sie sind aber nirgends sonst so schroff und scharf in den Vordergrund getreten wie in

vielen Ergüssen der vorliegenden Briefe und ausschlaggebend für eine spätere Lebensbeschreibung Fontanes. Und endlich hat dem geistigen Vater der entzückenden kleinen Mädchen Stine und Lene das Schicksal der Arbeiterschaft und die Verbesserung ihrer sozialen Lage kluge Betrachtungen abgenötigt, die seinen Ausspruch bewahrheiten, daß „ein eingeschworener Sozialdemokrat“ ihn nicht übertreffen könne. Auch dieser mit Friedländer eingehend besprochene Artikel in seinem abwechslungsreichen politischen Katechismus ist lehrreich.

Für die Lösung des großen Problems der Stellung Fontanes zu Bismarck, die nicht zweideutig ist, wie heute behauptet wird, gibt vor allem der Wortlaut eines Briefes vom 6. April 1897 mit dessen Empörung über den Undank der Hohenzollern („die ganze neue Glorie des Hauses verdankt das Hohenzollerntum dem genialen Kraftmeier im Sachsenwalde“) den endgültigen Bescheid, daß Fontane „genau empfand, daß Bismarck zu den vier oder fünf allergrößten Männern gehört, die die Erde getragen hat“ (Brief Thomas Manns an Maximilian Harden). Die Briefe an Friedländer mit ihrem Pro und Contra sind der beste Beweis für die Gesinnung des Dichters, der zwar mit denselben Worten wie Wilhelm Busch schrieb „Dem Bismarck ist nicht zu trauen“, aber die „gelben Streifen des Halberstädters“ mit Stolz ansah. Übrigens waren sie sich, um eine wohlüberlegte Schlußfolgerung aus den Briefen an Friedländer nicht zu verschweigen, geistig nahe verwandt, und wenn man das Porträt Bismarcks im Profil von Lenbach und das dem neuen Briefbände beigegegebene Bildnis Fontanes von Fritz Werner nebeneinander hält, auch äußerlich ähnlich, in der aufrechten vorwärtsgerichteten Haltung, in den Formungen der Gesichtspartien um die Augen und an den Schläfen und dem borstigen herabhängenden Schnurrbarte. Und insoweit man wagen will, die schweren Kürassierstiefel des ersten Reichskanzlers irgendwie mit den gestickten Pantoffeln des Dichters zusammenzustellen, mag man annehmen, daß die Prosa Fontanes und die Prosa der „Gedanken und Erinnerungen“ unter ähnlichen Bedingungen entstanden sind. Hier wie dort der lebhafteste, ungezwungene, stets das treffende Wort seinem Platze richtig anmessende Stil, hier wie dort der humorvoll-ironische Gedankengang, hier wie dort die glücklichen, drastischen, oft aus der Umgangssprache genommenen Vergleiche. Darüber sollten einmal berufene Spezialisten und Physiognomiker ihren Bericht erstatten.

Fontane hat, wie sein bester Biograph Ernst Heilborn zuerst sagte, den preußischen Mythos geschaffen. Der Wahlspruch „Mit Gott für König und Vaterland“ war in seinem Munde eine lebendige Wahrheit. Für ihn wie für Bismarck, den treuen Diener seines Herrn. Sie haben, in Anwendung und Auslegung des Begriffs voneinander verschieden, ihm ehrenvoll und uneigennützig Treue erwiesen. Der Dichter der Idee, der Staatsmann der Macht. Das alte Preußentum ist untergegangen, aber der preußische Mythos, von der Geschichte in Jahrhunderten beglaubigt, wird sich in einer neuen europäischen Gemeinschaft besser auswirken und besser aufgenommen werden als in den Jahrzehnten frevelhaften Hochmuts und grausamer Willkür, in welchen er fratzenhaft verzerrt wurde.

Georg Trakl

Der im Jahre 1887 in Salzburg als Sohn eines wohlhabenden Eisenhändlers geborene und Ende 1914 unter Wahnsinnsverdacht im Kriegslazarett Krakau verstorbene Dichter Georg Trakl gilt zusammen mit Ernst Stadler und Georg Heym als Begründer der expressionistischen Lyrik. Er hat nur ein schmales Werk hinterlassen, in der bei Otto Müller, Salzburg, erschienenen Gesamtausgabe umfaßt die Sammlung wenig über hundert Gedichte.

Trakl hat es im äußeren Leben schwer gehabt nach der Art eines Linkshänders, der mit der materiellen Welt auf dem Kriegsfuß steht. Nach Schulschwierigkeiten wählte er die Apothekerlaufbahn, ohne es weiter zu bringen als zum Medikamentenakzessisten in der Militärapotheke in Innsbruck. Als solcher rückte er im August 1914 ins Feld und endete im Krakauer Lazarett, wobei offen bleibt, ob er einer absichtlich oder unabsichtlich zu starken Giftdosis erlag. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, im bürgerlichen Leben einen Platz zu finden, rettete er sich in das Asyl, das ihm in Innsbruck der Herausgeber der Brenner-Zeitschrift, Ludwig von Ficker, bot.

Sein Leben und die Aufnahme seiner Dichtung zu seinen Lebzeiten haben viel Ähnlichkeit mit dem Schicksal Hölderlins. Seine Gedichte beginnen in einem sanften Moll-Ton, in einem Salzburger Landschaftston, in dem der Verfall der barocken Bischofsstadt, das herbstliche Welken in Natur und Menschenwelt Wortmelodie wird.

Da macht ein Hauch mich von Verfall erzittern.
Die Amsel klagt in den entlaubten Zweigen.
Es schwankt der rote Wein in rostigen Gittern.

In den letzten Schaffensjahren vor dem Weltkrieg, die Trakl in Innsbruck verbrachte, wandelt sich dieser Moll-Ton in einen Tiroler Gebirgston von hartem Ausdruck.

Des Abends blaue Taube
Brachte nicht Versöhnung.
Dunkler Trompetenruf
Durchfuhr der Ulmen
Nasses Goldlaub,
Eine zerfetzte Fahne
Vom Blute rauchend,
Daß in wilder Schwermut
Hinlauscht ein Mann.
O! Ihr ehernen Zeiten
Begraben im Abendrot.

An die Stelle der Amsel tritt der im Gebirge horstende Adler, an die Stelle der sanften Reimstrophen treten kurze, reimlose, freirhythmische Gebilde mit zyklologisch getürmten Bildern. In den Gedichten bricht die Sicht des Kommenden mit nackter Gewalt auf:

Menschheit vor Feuerschlünden aufgestellt,
Ein Trommelwirbel, dunkler Krieger Stirnen . . .

Die nahe Zukunft erscheint wie bei Heym in apokalyptischen Bildern des drohenden Untergangs.

Aber das ist nur der Widerschein der äußeren Welt in Trakls Gedichten. Wie sein Leben ihn immer nur am Leben der anderen entlangführte und nie hinein, so führen seine Gedichte den Leser an einen Ort nicht jenseits, aber außerhalb der realen Welt, in einen Bezirk, für den Martin Heidegger nach einem eigenen Wort des Dichters den glücklichen Begriff der „Abgeschiedenheit“ gefunden hat. Der Dichter nennt ein Gedicht „Geistliche Dämmerung“. Die Polarität, die alle Worte des Dichters einschließen, drückt sich in dem Wort „Dämmerung“ aus. Dämmerung kann sowohl den Abend wie den Morgen meinen. Bei Trakl meint es beides. Wenn der Abend hereinbricht, verdämmert die Welt, so beginnt die Stunde der Entrückung, wo die äußere Welt zurückweicht, wo „am Hügel der Abendwind leise endet“, wo „die Klage der Amsel verstummt und die sanften Flöten des Herbstes im Rohr schweigen“. Dann „befährt“ die entrückte Seele des Dichters „auf schwarzer Wolke den Sternenhimmel“. Das ist die von Trakl selber so genannte „geistliche Nacht“. In ihr ist er, der Unbehauste, der Wanderer zwischen zwei Welten, zu Hause, hier hat er eine Wohnstatt gefunden.

O, das Wohnen in der beseelten Bläue der Nacht.

Das oft gebrauchte Wort „geistlich“ meint nicht den Gegensatz: geistig-körperlich, natürlich auch nicht den Gegensatz: geistlich-weltlich, sondern dieses Wort meint das vom Pneuma des Göttlichen durchhauchte Lebendige. Und das führt zu einem bisher noch vielfach unerkannten Gesetz in Trakls Dichtung. Sie steht unter der Polarität: weltlich-himmlisch, irdisch-göttlich, Verwesung und Genesung, Tod und ewiges Leben. Trakl ist nicht „der Liebhaber des Todes“, wie ihn ein großer Literaturforscher genannt hat, er ist auch nicht „ein Idylliker der Verwesung“, sondern er ist ein Dichter der Erlösung, der Auferstehung des Leiblichen, er selbst hat sein Dichten eine „unvollkommene Sühne“ genannt. Der Grund seines Dichtens ist ein christliches Schuldbewußtsein, das weniger individuelle Schuld als Menschenschuld schlechthin meint, sein christliches Gefühl ist dem Dostojewskijs verwandt, zu dem ihn vielleicht ein slawisches Erbteil von der Mutter hinzog. Er ist die drei Brüder Karamasow in einer Person.

Das Abscheiden aus der äußeren Welt, das Sündenbewußtsein und die Hoffnung auf Erlösung drücken sich klar in dem Gedicht „Herbstseele“ aus:

Blaue Seele, dunkles Wandern
Schied uns bald von Lieben, Andern.
Abend wechselt Sinn und Bild.

Die letzte Zeile ist unmißverständlich: am Abend, da die Seele in die Abgeschiedenheit entrückt wird, verändert sich die Welt. Sie ist nicht mehr zeitlich sondern zeitlos. Die Bilder der Trakl-Gedichte künden von der zeitlos, absolut gesehenen Welt und unter diesem Aspekt der Ewigkeit erhält die Welt einen anderen, das heißt, auf das Ewige hin gerichteten Sinn. Hier ereignet sich das, was der englische Dichter T. S. Eliot als den Vorgang in jedem wirklichen Gedicht erkennt: „The intersection of the timeless with time“, den Schnittpunkt des Zeitlosen mit dem Zeitlichen.

Die letzte Strophe des Gedichts „Herbstseele“ lautet:

Rechten Lebens Brot und Wein,
Gott, in deine milden Hände
Legt der Mensch das dunkle Ende
Alle Schuld und rote Pein.

Trakl übernimmt von Hölderlin das schöne Wort „Brot und Wein“ für das Geheimnis der Eucharistie, mit dem Hölderlin seine berühmte Elegie auf das von Christus den Menschen nachgelassene Sakrament überschrieben hat. Dieses Wort kehrt oft in den Trakl-Gedichten wieder, so daß man eine Gruppe von Brot-und-Wein-Gedichten unterscheiden kann. Am unvergeßlichsten in der letzten Strophe des Gedichts: „Ein Winterabend“, wo der „auf dunklen Pfaden“ die Welt durchirrende Mensch heimfindet aus dem trüben Draußen in den Frieden eines sanft erhellten Innen:

Wanderer tritt still herein.
Schmerz versteinerte die Schwelle.
Da erglänzt in reiner Helle
Auf dem Tische Brot und Wein.

Trakl nennt in seinen Gedichten Christus nie beim Namen, in dem Entwurf zu dem Gedicht „Passion“ geschah es noch, in der endgültigen Fassung fiel der Name ohne Sinnänderung der Stelle fort. Und doch ist er in vielen Gedichten gegenwärtig, so in dem Gedicht: „Gesang einer gefangenen Amsel“, deren Schlußzeilen lauten:

Strahlender Arme Erbarmen
Umfängt ein brechendes Herz.

In einem anderen Gedicht, „Hohenburg“, wo das gleiche Bild mit der Variante: „mit purpurnen Armen“ wiederkehrt, nennt Trakl den Erlöser „seinen Stern“.

Die Vorliebe zu einer pseudonymen, anonymen Ausdrucksweise drückt sich auch darin aus, daß Trakl selten, fast nie in der Ich-Form spricht, statt dessen gebraucht er Neutra: „ein Dunkles“, „ein Einsames“.

Nach seinem eigenen Bekenntnis ist sein Inneres von feurigen Bildern erfüllt, und es ist für ihn eine Befreiung, wenn es ihm gelingt, jene Bilder in Worte zu fassen. Es handelt sich aber dabei nicht um ungreifbare Träume, um vage Flutungen von Geistgesichten, seine Visionen erstehen in einer grauen Helle und sind scharf konturiert. Mit Recht hat man bei ihm von einer „genauen“ Dunkelheit gesprochen. Das ist an seinen oft mißverstandenen Farben abzulesen. Diese Farbensprache ist, obwohl visionär empfunden, von höchster Exaktheit, auch den Farbwerten wohnt

die allgegenwärtige Polarität inne, grün erscheint Verwesendes wie Auf-
erstehendes, Hoffendes, rot ist die Farbe des sinnlichen Begehrens, pur-
purn die Farbe des durch die Leidenschaft geschaffenen Leides.

... im Hasellaub wölbt sich ein purpurner Mund,
Männliches Rot über schweigende Wasser gebeugt.

Der Haselstrauch ist bei Trakl stets ein Ort verfolgter Unschuld, der
Leiderfahrung. „Purpurn“ wird der sich anbietende Mund genannt, denn
ihn erwartet das Leiden. „Rot“ aber neigt sich der Begehrende zu diesem
dargebotenen Munde, über dem die tränennassen Augen mit dem Wort
„schweigende Wasser“ bezeichnet werden. Der Stil Trakls ist ein Stil
der Abkürzungen, die Gedichte sind voll von lyrischen Abkürzungen
wie: „Kreuz und Abend“, „dunkle Geduld des Endes“, „schwarzer Tau“,
wobei schwarz das Absterben, Tau den neuen Morgen andeutet, „die
purpurnen Male der Schwermut“, „Gottes goldene Augen“, die sich über
der „Schädelstätte“ (Golgotha) langsam öffnen.

Bei der willenslosen, planlosen Aufzeichnung von Bildern aus einem
inneren Chaos gelingen dem Dichter kurze Gedichte am besten. In seinen
Groß-Gedichten, von denen einige nicht minder geglückt sind, wie etwa
„Helian“, flattert oft die Bilderfolge haltlos auseinander. Der Bericht
sei abgeschlossen mit einem Kurzgedicht Trakls, das er kurz vor dem
Tod aus der Krakauer Zelle an den Lebensfreund Ludwig von Ficker
sandte. Wie düstere Adler bedrohen Giftschlaf und Tod die dem Unter-
gang geweihte Seele und flüstern ihr die Frage der letzten Skepsis ins
Ohr. Es gibt kein Leben nach dem Tode. Der körperliche Tod wird bei
Trakl oft im Zerschellen des Leibes an Klippen dargestellt. Die über das
Meer klagende Stimme ist die des Dichters, der sein Gedicht selbst: Klage
nennt. Wer aber ist „die Schwester stürmischer Schwermut?“ Das ist in
der polaritätbeherrschten Sprache Trakls, der als Österreicher und Sohn
Salzburgs barocke Ausdrucksformen liebt, die stille Hoffnung auf ewigen
Frieden. Der Kahn erscheint in Trakls Gedichten als Gehäuse und Ge-
fährte für die Seele, die immer „ein Fremdes“ ist, nach der schönen Deu-
tung Heideggers immer auf ein Anderes hin ausgerichtet, das heißt, nun
nicht mehr im Sinne Heideggers gesprochen, die stets transzendierende
Menschenseele. Nach diesen Hinweisen wird das letzte Gedicht auch einem
Trakl-Fremden nicht mehr unverständlich sein.

Klage

Schlaf und Tod, die düstern Adler
Umrauschen nachtläng dieses Haupt:
Des Menschen goldenes Bildnis
Verschlänge die eisige Woge
Der Ewigkeit. An schaurigen Riffen
Zerschellt der purpurne Leib.
Und es klagt die dunkle Stimme
Über dem Meer.
Schwester stürmischer Schwermut
Sieh, ein ängstlicher Kahn versinkt
Unter Sternen,
Dem schweigenden Antlitz der Nacht.

Glückwunsch für Hermann Ullmann

Vor dreißig Jahren hörte ich seine Stimme zum ersten Male. Dem Schutzbund für das Grenz- und Auslandsdeutschtum hatte er seine Feder, seine Gelehrsamkeit, seine Gewissenhaftigkeit — und sein Herz geschenkt. Diese Stimme habe ich nie vergessen. Sie warb um Vertrauen in einer Eindringlichkeit, einer Ernsthaftigkeit, die Einwände und Kritik auf die gleiche Ebene hob, auf welcher der Eigner stand. Als ich Hermann Ullmann nach langen Jahren der Trennung wiederfand, war das Augenlicht ihm genommen. Die Stimme war noch klingender, fordernder, noch wärmer geworden. Als ob die Stimme wußte, daß sie auch den Blick der Augen vertreten müsse.

Ansprache und Anschreibe im gleichen Maße den Mitmenschen geben zu können, ist ein natürliches Geschenk der Natur. Man muß aber auch etwas zu sagen und zu schreiben haben, wenn solche Saat aufgehen soll. Wir blieben in den zehn Jahren meiner Berliner Lehrzeit beieinander. Es waren die guten Jahre, in denen die Volksgruppen als selbstverantwortliche Gebilde anerkannt wurden, in denen man nicht mehr von Auslandsdeutschen sprach. Im Juniklub, im Volksdeutschen Klub, im Schutzbund mit Mungo von Willisen, bei der „Deutschen Rundschau“ und in den „Weißen Briefen“ von Rudolf Pechel traten zum Berliner Freundeskreis, der kein Lobhudeln, keine Liebedienerei kannte, keine Exzellenzen und Würdenträger, aber die Männer aus der Arbeit jenseits der Grenzen: Hermann Otto Roth, Jakob Bleyer, Kaspar Muth, Stefan Kraft u. a.

Seine journalistische Laufbahn hatte Hermann Ullmann am „Kunstwart“ unter Ferdinand Avenarius begonnen. Seit 1912 gab er die Monatsschrift „Deutsche Arbeit“ heraus. Von 1921 — 24 war er Chefredakteur der Berliner Tageszeitung „Der Deutsche“, des Organs der von Stegerwald und Brüning geführten Bewegung. Als wir 1924 die „Politische Wochenschrift“ gründen konnten, bekam er sein eigenes Sprachrohr.

Hermann Ullmann ist am 12. September 1884 in Teplitz-Schönau in Böhmen geboren. Er weiß um die unabdingbaren Gesetze des menschlichen Lebens. Jede Form der Selbstverwaltung, der Selbsthilfe der Nachbarn ist ihm wertvoller als noch so gutgemeinte landesväterliche Betreuung, die so leicht in den Wunsch abgleitet, in einer Pyramidenspitze auszulaufen, auch wenn im Namen einer Republik regiert wird. Mit Bismarck einig in der Ablehnung eines Einheitsstaates aller Menschen deutscher Zunge, führte er zeitlebens einen Kampf nach zwei Seiten: gegen das Versanden des Kulturbewußtseins in und außerhalb des Deutschen Reiches unter der Üppigkeit des reißenden Fortschrittes der Technisierung des Lebens, verbunden mit unreifen, lautstimmig verkündeten Träumen staatlicher Großmannssucht, zum anderen gegen die Vorwürfe der Nachbarn wegen Pangermanismus. Er mußte gegen die Nationalsozialistische Partei von dem Tage an in leidenschaftliche Gegnerschaft treten, als der Verrat des Programms „Volk zu Volk“ offenkundig wurde mit der staatlichen Gleichschaltung. Das Ende der Hitlerzeit brachte die Quittung.

Ist damit aber das Lebenswerk Hermann Ullmanns, der auch nahezu zwei Dutzend zum Teil grundlegende Bücher veröffentlicht hat, zu Grabe getragen? Es ist nicht an unsere Zeitlichkeit gebunden. Solange es Völker und Staaten gibt, können sie ohne das Wissen um die ursprünglichen Dinge nicht leben. Wenn wir zum 12. September in stark gelichtetem Kreise mit dem Siebzigjährigen um den Tisch sitzen, werden wir Lebenden, von Otto Bechly, Heinrich Brüning, Rudolf Fischer, Theodor Heuss bis zu Johannes C. Mayer, Hejo Schmitt, Rudolf Pechel, Hermann Rauschning, Theodor Steltzer ihm bekennen: Du hast einen guten Kampf gekämpft.

Gottfried R. Treviranus

RUNDSCHAU

Suez Politische Bücher haben unvermeidlich das Schicksal, an diesem oder jenem Punkt bald überholt zu sein. Aber gerade dann sollte man die in Frage kommenden Kapitel lesen. Dann zeigt sich nämlich, ob sie sich auch im Lichte der neuen Geschehnisse bewähren. Diese Probe besteht großartig das in jedem Abschnitt fesselnde Buch von Lily Abegg „*Neue Herren in Mittelost*“ (Stuttgart 1954, Deutsche Verlagsanstalt, DM 19,80). Hier handelt es sich um das Kapitel Suez. Die Verfasserin schließt ihre Betrachtungen im November 1953 ab, und in den Monaten seither ist die entscheidende Entwicklung eingetreten: die beiden Partner haben sich gefunden, die Suez-Frage ist gelöst. Nicht wann und mit welchen Einzelheiten dies geschehen würde, sagt Lily Abegg voraus, die uns schon aus anderen Büchern durch die Schärfe ihres Urteils bekannt ist. Aber aus ihrem Buch wird einiges ganz deutlich, was die Tageskommentare gewöhnlich im Halbdunkel lassen: Das ist einmal der Unterschied zwischen dem Suezkanal und der britischen Militärbasis am Kanal. Ein Dorn im Auge war und ist den Ägyptern nur die letztere. Sie ist nicht etwa mit dem Kanal identisch, derart, daß sie aus einer Kette von Stellungen beiderseits des Wasserweges bestünde. Vielmehr erstreckt sie sich westlich des Kanals in einer Breite bis zu 60 km und reicht in gewissem Sinne bis vor die Tore der ägyptischen Hauptstadt. Auch über die Wesensart der militärischen Anlagen und ihrer Kommandostellen unterrichtet das Buch — ohne Einzelheiten natürlich, die sich dem Außenstehenden ja gar nicht erschließen sollen. Zwischen Ägypten- und Mittelostkommando ist zu unterscheiden. Dieses liegt am Großen Bittersee in Fayid, und von dort aus wird bisher alles in militärischer Hinsicht gesteuert, was Großbritannien an Machtmitteln in Südosteuropa, in Nordafrika, Nord-Ostafrika und Südasien eingesetzt und potentiell zur Verfügung hat. Dagegen ist der Sitz des Kommandos über die britischen Truppen in Ägypten ein gutes Stück weiter nördlich, in Moaskar bei Ismailia.

Das Dritte, was Lily Abegg sehr plastisch herausarbeitet, ist der Gegensatz zwischen der Argumentation der Briten von früher und jetzt. Seit einigen Jahren wird der Gesichtspunkt, nur ein stabiles Ägypten könne hoffen, die britischen Truppen aus seinem Staatsgebiet verschwinden zu sehen, von einem anderen verdrängt. Die britische Militärbasis erscheint nunmehr als ein Stück der weltweiten Verteidigung der freien Welt gegen die von der Sowjetunion drohende Gefahr, als das Kernstück der Mittelost-Verteidigung. Die britische Reichsverteidigung tritt demgegenüber in den Hintergrund. Die Möglichkeit, die Wünsche Ägyptens zu erfüllen, hängt ab von dessen Bereitwilligkeit, diesen Grundgedanken anzuerkennen und militärisch zusammenzuarbeiten. Der neue Schritt ist hier nun eben in den letzten Monaten getan worden, d. h. England hat ihn getan, indem es diesen Zusammenhang aufhob und sich kühn zu einseitiger Vorleistung entschloß. In früheren Verhandlungsstadien — auch dies wird aus dem Buche klar — standen sich die Partner schon recht nahe, aber es fehlte gerade dieses entscheidende Letzte. Nun sollen freilich die „Techniker“ in der Militärbasis verbleiben, die Räumung selbst soll sich über geraume Zeit erstrecken, und im Fall der Fälle darf Großbritannien mit bewaffneter Macht wieder einziehen. Bei der Durchführung kann sich noch mancher Punkt zeigen, an dem die Lösung sich als

weniger glatt erweist, als man jetzt annimmt. Doch ist die Zahl der Mißtrauischen und der Pessimisten gegenüber der erzielten Einigung auf beiden Seiten auffallend gering. Der Wille zur ehrlichen und ganzen Lösung ist offensichtlich vorhanden. Die ägyptischen Patrioten können sich sagen, daß ihr zähes, jahrzehntelanges Ringen erfolgreich war, und die Träger des neuen Regimes in Kairo schreiben den Sieg sich zu. Sie haben in ihrer Art recht. Aber daß England gerade jetzt nachgab, obwohl die ägyptische Nadelstichpolitik je länger desto mehr erst recht zum Festbleiben hätte mahnen können, und obwohl jedenfalls nach der Ansicht vieler Kenner das Regime der uneinigen Offiziere in seiner Festigkeit nicht über jeden Zweifel erhaben ist, hat sicherlich Gründe, die außerhalb Ägyptens liegen. Es gehörten dazu vor allem Gründe der Reichsverteidigung, bei der angesichts der neuen Lage in Indochina die einzelnen Gefahrenherde und die verfügbaren Machtmittel anders eingeschätzt wurden als früher. Nicht so stark, wie die amtlichen Erklärungen es glauben ließen, dürfte die Entwicklung der neuen Kriegsmittel mitgewirkt haben, denn eigentlich hat sie noch nirgends zur leichtherzigen Aufgabe eines Stützpunktes geführt.

Den Ausschlag mag der Entschluß gegeben haben, politische über militärische Gründe zu stellen, um sich aus einem Gegner einen Freund zu machen und vielleicht sich und dem Westblock einen Bundesgenossen zu gewinnen. Kein Entschluß solcher Art ist ohne Risiko. Aber es mag nicht größer sein als die Gefahren, die im Weiterbestehen der vergiftenden Spannung lagen. Zum Risiko, gegen das Sicherungen kaum eingebaut werden können, gehört auch das fernere Verhalten Ägyptens und auch der anderen arabischen Staaten gegenüber Israel. Das innerpolitisch nach wie vor unbefriedigte ägyptische Volk braucht einen Gegner außerhalb — oder richtiger: die Machthaber brauchen ihn, und was an nationalistischen Ressentiments England gegenüber mobil gemacht worden war, wird jetzt wohl gegen Israel gerichtet werden. Dort ist denn auch die Einigung in der Suez-Frage am bittersten aufgenommen worden. Das ist ein erster Schönheitsfehler. Das unfreundliche Echo aus Moskau zeigt, daß der politische Erfolg, wie erhofft, erzielt worden ist. Ob Moskau die zunächst nicht zu bezweifelnde Schwächung der westlichen Wacht am Suez-Kanal, wie sie die neue Lösung mit sich bringt, nicht doch als Gewinn bucht, wird man nicht erfahren.

In Lily Abeggs Buch ist das Kapitel über Suez überschrieben: Memoiren des Suezkanals. Diese Memoiren, die schon so verschiedene interessante Blätter enthalten, werden von jetzt ab gewiß nicht langweiliger werden als bisher. Die Ägypter wollten immer Herren im eigenen Hause sein. Dieses Ziel haben sie durch die neue Lösung erreicht, deshalb ist diese für sie wirklich epochal. Erst jetzt sind sie damit eigentlich „Neue Herren in Mittelost“ geworden — wenigstens in einem Teilabschnitt dieser größeren politischen Einheit. Möchten sie diese Herrschaft in festen Händen halten, sie zu gebrauchen wissen und sie nicht mißbrauchen!

Europäisches Studenten-Theater

Es gibt heute in Europa eine Theaterbewegung, die ihrem Wesen nach zwischen Berufs- und Laientheater steht und eine vermittelnde, zuweilen überleitende Aufgabe erfüllt: das Studenten-Theater. Genaue Zahlen liegen noch nicht vor, doch gibt es zum Beispiel allein in Frankreich über 60 Studentenbühnen, davon 12 in Paris. Im Gegensatz zu den Vereinigten Staaten, wo die Drama Departments der Universitäten das Theaterleben weiter Teile des Landes bestimmen, sind in den europäischen Ländern — und vor allem in Deutschland — die Studentenbühnen noch kaum ins Bewußtsein einer größeren

Öffentlichkeit gedrungen. Dabei übertreffen manche dieser Bühnen zumindest an Wagemut der Stückwahl, oft aber auch an Intensität der Darstellung das kommerzielle Theater. Welches sind die Gründe für die fehlende Resonanz? Dies und andere Probleme des studentischen Theaterspiels diskutierten Vertreter vieler europäischer Hochschulen auf der Internationalen Theaterwoche der Studentenbühnen, die Anfang August zum sechsten Male in Erlangen stattfand. Sie gaben sich die Antwort selbst: Schuld sind die Uneinigkeit der Studentenbühnen und die verwirrende Vielfalt ihrer Bestrebungen. Als bei der öffentlichen Schlußbesprechung ein amerikanischer Professor, der speziell wegen der Theaterwoche über den Ozean gekommen war, um eine genaue Definition der „Studentenbühne“ bat, trat ein verlegenes Schweigen ein. Man ist sich über seine eigenen Absichten im unklaren. Erschwert wird eine exakte Begriffsbestimmung besonders durch die unterschiedlichen Zielsetzungen der einzelnen Nationen. Die Engländer etwa pflegen seit je fast ausschließlich das klassische Repertoirestück von Shakespeare bis Shaw, während Franzosen und Belgier antike und mittelalterliche Dramen zu neuem Leben zu erwecken suchen, Skandinavier und Deutsche mit modernen Stücken und jungen Autoren experimentieren. Auch das Niveau der Bühnen ist sehr unterschiedlich.

Als bedeutsamstes Ereignis der diesjährigen Theaterwoche darf daher die Gründung einer „Europäischen Studententheater-Union“ (ESTU) gewertet werden, deren erste Aufgabe darin bestehen soll, die studentischen Theaterbestrebungen in allen Ländern Europas zusammenzufassen und nach außen hin zu vertreten. Statt vieler internationaler Festwochen (die außer in Erlangen ständig in Göteborg, Parma und Brügge veranstaltet werden) sind nationale Arbeitswochen geplant, bei denen die besten Aufführungen eines Landes ausgewählt und auf einem einzigen großen Festival einander gegenübergestellt werden sollen. Diese Regelung wird vor allem den deutschen Gruppen zugute kommen, die sich den ausländischen in diesem Jahr weit unterlegen zeigten. Tatsächlich ist das Niveau der deutschen Studentenbühnen von Jahr zu Jahr erschreckend gesunken und hat zur Zeit den tiefsten Stand seit fünf Jahren erreicht. Was uns nützt, so wurde in Erlangen konstatiert, ist Arbeit und nochmals Arbeit, und zwar unter Anleitung pädagogisch befähigter Fachleute des Berufstheaters. Nur so können wir den Anschluß an die Leistungen des Auslands wiedergewinnen. Man muß also von einer Krise der deutschen Studentenbühnen sprechen gerade in dem Augenblick, da sie im Begriff stehen, sich die Anerkennung eines weiteren Publikums zu erringen. Es besteht kein Zweifel, daß sie diese Krise überwinden werden, denn der Drang zum Spiel ist in den jungen Menschen immer lebendig und stark gewesen, und viele sind auf diesem Wege zum „großen“ Theater gekommen. Das Studententheater will und kann jedoch niemals eine Konkurrenz des Berufstheaters sein, wie ihm von verschiedenen Seiten vorgeworfen wird. Seine Berechtigung und seine Chancen liegen da, wo die Möglichkeiten des kommerziellen Theaters in den seltensten Fällen hinreichen: in der Ausgrabung versunkener oder vergessener Schätze der dramatischen Dichtung und in der Aufführung junger, um Ausdruck und Vollendung noch ringender Autoren.

Sterbender Wald in der Ostzone

Trotz erhöhter Beanspruchung durch sechs Kriegsjahre war der deutsche Wald am Ende des Krieges nicht im geringsten geschwächt, denn jahrzehntelange vorbildliche Pflege und eine Gesetzgebung, wie sie in der Welt einmalig war, trugen ihre Früchte. Das änderte sich aber schlagartig, als die Rote Armee Mitteldeutschland besetzte, die Sterbestunde für den Wald hatte geschlagen. — Die alten verdien-

ten Förster, Meister ihres Faches, wurden zum größten Teil sofort verhaftet, der Rest entlassen. In Schnellkursen herangebildete Forstbetriebsleiter, die nur Kommunisten sein mußten, erhielten die Leitung der Forstämter. Die großen Privatforsten wurden enteignet; soweit sie bei der Bodenreform an die Neubauern verteilt wurden, begannen diese sofort mit dem Holzeinschlag, um schnell zu Geld zu kommen. Als der dadurch entstandene Schaden sichtbar wurde, war es zu spät. Inzwischen war auf Befehl der Sowjets der Holzeinschlag angelaufen. Forstämter, die normalerweise einen jährlichen Einschlag von 6000 fm Nutzholz zu leisten hatten, bekamen die 7—8fache Auflage, aber nicht nur einmalig, sondern jahraus jahrein. Alle Gemeinden der Zone waren zur Holzabfuhr verpflichtet, ohne Rücksicht darauf, ob Bestellung oder Ernte darunter litten. Erst seit 1950 ist hier aus Mangel an Masse eine Lockerung eingetreten. So rollten Tag für Tag die Güterzüge nach dem Osten. Ganze Wälder wurden zu Kistenbrettern zerschnitten, um die Reparationsgüter verpacken zu können. Dachziegel wurden in Kisten verpackt nach Rußland verfrachtet, in Magdeburg und in Thüringen mußten jährlich zehntausende Holzhäuser mit voller Einrichtung gebaut werden, die dann nach Osten abrollten. Schon 1947 wurde von der SMA in Sachsen-Anhalt, einem waldarmen Lande, der Befehl gegeben, alle Eichen und Buchen mit einem Durchmesser von mehr als 30 cm zu schlagen. Tag und Nacht, ohne Sonn- oder Feiertage, liefen in den Sägewerken die Gatter, hallte der Wald von den Axthieben der Einschlagkolonnen. Wieviel Millionen Festmeter überhaupt geschlagen wurden, vermögen nur die Sowjets anzugeben.

In der Nähe von Jüterbog liegt ein großes Waldgebiet, das den Bauern der Gemeinden Werbig, Markendorf und Görsdorf gehört. Seit 1945 dürfen die Bauern die Steuern und Abgaben für den Wald bezahlen, nutzen dürfen sie ihn nicht, ja nicht einmal betreten, da darin ein Sommerlager der Roten Armee untergebracht ist. Die Bezeichnung „Wald“ ist auch sehr euphemistisch, es ist nur noch ein verwahrlostes Etwas, in dem sich die russischen Panzer tummeln. Eine 10 km lange und 300 m breite Schußbahn wurde für die Panzer abgeholzt. Aber das ist nur eine Bagatelle gegenüber dem einst so berühmten Wald bei dem Dorfe Nochten im Kreise Weißwasser. Eine kilometerlange öde Steppe und einige dürftige Schonungen sind alles, was geblieben ist. Wenn der Wind darüber hinwegfegt, verdunkelt sich der Horizont durch die Massen Staub, Felder und Wiesen versanden, und das Untergrundwasser versinkt, die Ernten werden kümmerlicher von Jahr zu Jahr.

Die Schorfheide, das Wald- und Jagdparadies vor den Toren Berlins, ist restlos ausgebeutet und völlig zum Sterben verurteilt. Kein Hirsch röhrt mehr in diesem einst herrlichsten Revier der Mark Brandenburg, kein Stück Rehwild zieht mehr sichernd über die gar zu vielen Lichtungen. Ausgerottet ist das Rotwild bis auf das letzte Stück. Nur Wildschweine gibt es noch in den Mooren, sehr zum Leidwesen der angrenzenden Bauern. Nicht anders sieht es in den großen Waldgebieten Mecklenburgs aus. Von Panzern zerfetzt und rücksichtslos abgeholzt liegt ein riesiges Waldgebiet zwischen Neubrandenburg und Neustrelitz, auch hier ist die Bezeichnung „Wald“ nur noch ein Hohn. Mit Absicht hat man diesen Gebieten eine Schürze umgebunden, das heißt der äußere Rand ist erhalten geblieben, doch wie es da drinnen aussieht, ist eine einzige Anklage gegen das System. Dasselbe Bild im übrigen in Mecklenburg, in Sachsen und Thüringen. Die Forderungen der Sowjets, mögen sie noch so hoch gestellt sein, werden ohne jeden Widerspruch erfüllt. Gab es mal einen verantwortungsbewußten Forstmann, der sich gegen diesen Wahnsinn auflehnte, so wurde er wegen Sabotage verhaftet, und ein williger SED-Mann trat an seine Stelle. Wenn die Ostpresse Artikel veröffentlicht, wie sehr der

„Regierung“ der „DDR“ am Wiederaufforsten der Kahlschläge liegt und was sie in dieser Beziehung schon Gewaltiges geleistet hat, so entspricht nichts davon den Tatsachen. Durch Strafgefangene und durch Frauenkolonnen werden hin und wieder kleine, sehr kleine Flächen aufgeforstet, aber diese stehen in gar keinem Verhältnis zu den Kahlschlägen der letzten 9 Jahre. Das Kapitel „Forstwirtschaft“ ist eines der traurigsten und beschämendsten des volksfeindlichen Regimes.

Christoph von Schmid Als vor hundert Jahren die Cholera die Stadt Augsburg in Angst und Schrecken versetzte, war unter ihren vielen Opfern auch der silberhaarige Domherr Christoph von Schmid. Vom zierlichen Schreibtisch holte sie den 87jährigen hinweg, der bis zuletzt Geschichten geschrieben hatte, liebevolle Geschichten, um die ihn die Kinder bestürmten mit Tausenden von Briefen und Bitten und die er ganz billig herausgab, zu neun und zwölf Kreuzer das Stück, damit auch die Allerärmsten sie kaufen konnten. Er war eine internationale Celebrität, dieser Lieblingsschüler Sailers, den König Ludwig I. wegen seiner Verdienste um das bayerische Schulwesen geadelt hatte und dessen Haus in der Karmelitengasse nahe beim Augsburger Dom ein Mittelpunkt geistiger und geistlicher Elite war. Die Reinheit seiner Gesinnung, seine Heiterkeit und Schlichtheit zogen die Menschen zu ihm hin. Sie nannten ihn Freund und Vater. Sein Türglöcklein stand den ganzen Tag nicht still, und unter den Besuchern waren Schelling und Gräfin Therese Brunswik, waren in- und ausländische Kirchenfürsten, Künstler, Literaten und eine Unmenge von Armen und Hilflosen aller Art. In Dinkelsbühl als Ältester von zwölf Geschwistern 1768 dem domkapitulichen Rießamtschreiber Johann Friedrich Anton Schmid geboren, war er aus innerster Neigung Priester geworden, hatte 1796, um der Jugend nahe zu sein, die schmalbesoldete, arbeitsreiche Stelle eines gräflich-stadionischen Schloßkaplans und Schuldirektors in Thannhausen angenommen und zwanzig Jahre lang während der Napoleonischen Kriege in dem kleinen schwäbischen Ort als deutscher Schulmeister einen gewichtigen Beitrag zur Entwicklung der Volksschule geleistet, die in den entscheidenden Jahren ihrer Neugestaltung stand. Hier schrieb er sein berühmtes „Gottbüchlein“ für die Kleinen und seine Biblische Geschichte, die in fast alle Sprachen übersetzt wurde und über 200 Auflagen erlebte. Er war ein faszinierender Erzähler. „Ein Geschichtlein, ein Geschichtlein“, bettelten seine Schulkinder, und wenn er aufhörte, baten sie ihn mit aufgehobenen Händen fortzufahren. Mit Vorliebe erzählte er ihnen aus der Heiligen Schrift, aber auch von der Pfalzgräfin Genoveva und dem Ritterfräulein Rosa von Tannenburg, von „Ludwig dem kleinen Auswanderer“ und vom „Stummen Kind“. Als Pfarrherr in Oberstadion und als Regierungs- und Schulrat in Augsburg schrieb er morgens von 4 bis 8 Uhr diese Geschichten nieder. Es war die einzige Zeit, die dem Vielbeschäftigten gehörte. Mit Windeseile flogen sie über die Grenzen des Landes, wurden gedruckt und nachgedruckt in Wien und Basel, in Schaffhausen, Sankt Gallen, Prag und Leitmeritz, Eger und Kaschau. Erschienen polnisch in Kulm, Grätz und Lissa, finnisch in Helsingfors, rätoromanisch in den Tälern der Schweiz, italienisch in Mailand, holländisch in Amsterdam, englisch in London, Irland und in den USA, portugiesisch in Brasilien und arabisch in Jerusalem. In Schweden übersetzte Königin Josefine sie persönlich in die Landessprache, in Frankreich Jules Janin. In Japan trugen Studenten, Offiziere und Kaufleute sie in der Tasche, um aus ihnen die deutsche Sprache zu lernen. In Straßburg gab es kein Haus, in dem sie sich nicht befanden. Die überwältigende Verbreitung

im westlichen Nachbarland verrät der Generalkatalog der Pariser Nationalbibliothek: er zählt 2666 Ausgaben und Übersetzungen seiner Werke. Auf Grund seiner pädagogischen und literarischen Leistungen wurden ihm ehrenvolle Berufungen zuteil. Die Universität Prag, die ihr 500jähriges Jubiläum feierte, ernannte ihn zu ihrem theologischen Ehrendoktor. Lehrstühle wurden ihm in Dillingen, Landshut, in Heidelberg und Tübingen angeboten. Sein Name stand unter denen, die dem württembergischen König für den neuerrichteten Bischofssitz in Rottenburg vorgeschlagen wurden. Er hat sich von den hohen Würden und Bürden nicht locken lassen und blieb den Kindern treu, und sie blieben ihm treu und seinen Geschichten, zu denen sie sich, wie Adalbert Stifter in einem Aufsatz über Schule und Schulbildung 1849 rühmt, „mit Inbrunst drängen und die nicht nur sie, sondern auch Erwachsene mit heißen Tränen und mit heiligen Gefühlen lesen“.

Die Bücher der Neunzehn Bücher sind zu teuer — dieser Stoßseufzer ist allzu bekannt, und er kommt vom Leser und Käufer ebenso wie vom Buchhändler. Nicht erst seit dem Aufkommen der Reihenbücher, seit Rowohlts „Ro-ro-ro“ und den unzähligen Nachahmungen hat man die verschiedensten Versuche gemacht, dem Käuferpublikum in preislicher Hinsicht entgegenzukommen (obwohl freilich die Verteuerung der Bücher in gar keinem Verhältnis zur Verteuerung unserer sonstigen Lebenshaltung steht). Aber die Reihenbücher haben zwangsläufig eine billigere Aufmachung, und der deutsche Buchkäufer legt bekanntlich — im Gegensatz etwa zum französischen — erheblichen Wert auf das Äußere eines Buches: Ganzleinen ist ihm das mindeste, was er verlangen zu können glaubt. („Man muß doch sehen, daß es teuer war!“) Nicht zuletzt auf diesen Wunsch des Käufers nach guter Ausstattung ist der gewaltige Erfolg der Buchgemeinschaften und Buchklubs zurückzuführen, die risikolos weit höhere Auflagen herstellen können als der normale belletristische Verlag, weil die Abonnenten ja zur Abnahme verpflichtet sind.

Offenbar um dieser Entwicklung und der auch mit anderen Abonnements-Systemen notgedrungen verbundenen Bevormundung des Käufers entgegenzuwirken, haben sich jetzt neunzehn führende deutsche belletristische Verlage zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen. Sie umfaßt: C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung; Biederstein Verlag, München; Claassen Verlag, Hamburg; Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart; S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M.; Jakob Hegner Verlag, Köln; F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung, Berlin; Insel Verlag, Wiesbaden; Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln; Kösel-Verlag, München; Wolfgang Krüger Verlag, Hamburg; Paul List Verlag, München; Nymphenburger Verlagshandlung, München; R. Piper & Co. Verlag, München; Rowohlt Verlag, Hamburg; Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M.; Verlag Ullstein, Berlin; Christian Wegner Verlag, Hamburg; Rainer Wunderlich Verlag, Tübingen. Diese Verlage wollen — einer Initiative des tatkräftigen und gründungsfreudigen Dr. Joseph C. Witsch folgend — allmonatlich unter der Bezeichnung „Die Bücher der Neunzehn“ ein Buch zu einem ungewöhnlich niedrigen Preis als Volksausgabe herausbringen — wohlgerne aber in genau derselben Ausstattung, wie sie für einen Verkaufspreis von 16 oder 18 Mark verwendet wird. Als erstes Buch in dieser Reihe hat Kiepenheuer & Witsch den großen Arztroman von *Maxence van der Meersch* „Leib und Seele“ zum Preis von DM 6,80 (anstatt, in der früheren Ausgabe, DM 16,80) publiziert. 50 000 Exemplare, erklärt Dr. Witsch, müßten davon verkauft werden, und zwar im Laufe eines Jahres; denn

danach soll, auch für etwaige Remittenden, wieder der alte Preis von DM 16,80 gelten. Deshalb wird die Bezeichnung „Bücher der Neunzehn“ auch nur auf einer Bauchbinde vermerkt, nicht aber auf dem Schutzumschlag oder dem Einband selbst. Um diesen niedrigen Preis zu erreichen, muß der Verlag „auf den normalen Nutzen“ verzichten und das Autoren-Honorar gesenkt werden — was allerdings durch die Großauflage einigermaßen wettgemacht wird. „Dieses Unternehmen ist nicht nach kommerziellen Gesichtspunkten aufgebaut, im Gegenteil, kommerziell gesehen hat es einige törichte Züge“, gesteht sein Initiator. Dennoch ist zu hoffen, daß es gelingt, einen genügend großen Käuferkreis für jedes der Bücher zu interessieren — für jedes einzelne, nicht für die ganze Folge, denn jede Ähnlichkeit mit einem Abonnement oder einer Abnahme-Verpflichtung wird von den Verlagen bewußt abgelehnt. Und bei dem ganzen mutigen und begrüßenswerten Versuch (dessen Risiko finanziell jeder Verlag einzeln trägt) ist es besonders erfreulich, daß nicht gängige Bücher, Bestseller zu dieser Reihe genommen werden sollen, sondern vielmehr qualifizierte Literatur.

Wurst ohne Dämonen

Unser Jahrhundert ist so arm an geistigen Werten nicht, wie die Untergangsapostel es gern wahrhaben möchten. Die bei weitem bedeutendste Form geistiger Aussage in dieser Epoche, nämlich die Reklame, hat zum Beispiel eine nicht zu übersehende Blüte erreicht. Das Vermögen, die gesetzlich geschützte Bezeichnung eines Markenartikels in gefälliger Weise mit gesetzlich nicht geschützten geschichtlichen Ereignissen und Gestalten, Dichterworten und religiösen Motiven in Verbindung zu bringen und dadurch Werbewirkungen von einschlämmernder Kraft zu erzielen, breitet sich in einem Akt mystisch-kommerzieller Verschmelzung von Geschäftssinn und kulturellem Sendungsbewußtsein epidemisch aus.

Ein bemerkenswertes Beispiel bot kürzlich ein Inserat, das kunstvoll beschrieb, wie zur Weinprobe entblößten Hauptes das Deutschlandlied gesungen wurde, deutschen Winzern zu Ehren, die deutsche Rebstöcke vor deutschen Rebläusen bewahrt hatten, auf daß deutsche Spirituosenfirmen deutschen Arbeitern der Stirn und der Faust Brot und Verdienst bieten könnten. Über die Wangen der wackeren Zecher aber rannen die Tränen — vor lauter Rührung, nicht etwa wegen des Inserats, von dem sie ja noch nichts ahnen konnten. Die Hinwendung zu dieser Art ethisch untermauerter und sittlich überhöhter Reklame scheint allumfassend zu sein. Selbst Organe, die sich's aus diesen oder jenen Gründen leisten können, daß die Redaktion nicht am Beginn des Anzeigenteils aufhört, erliegen ihrem unwiderstehlichen Zauber. Ein Kirchenblatt etwa, in solchen Dingen sonst sehr penibel, druckte unbelesen die Anzeige eines christlichen Kaufmannes, der allen beinleidenden Gläubigen sein neukonstruiertes „Betkissen Daunenweich“ als unentbehrliche orthopädische Stütze auf der harten Pflasterstraße zur ewigen Seligkeit empfahl.

Als unübertroffenes Meisterwerk der Litfaßsäulenliteratur, als Faust II der Reklame sozusagen, muß aber wohl ein „Gespräch zwischen Mutter und Kind“ gelten, das vor einiger Zeit den Berlinern, mit knalliger Leuchtfarbe gedruckt, an allen Straßenecken ins Auge sprang: „Mutti, warum heißt eigentlich die Wurst ohne Schweinefleisch Paradieswurst?“ — „Weil es im Paradies keine Schweine gibt.“ — „Mutti, warum gibt es denn im Paradies keine Schweine?“ — „Mein Kind, du weißt doch, daß der Herr Jesus den Teufel in die Säue trieb!“ Und so weiter ad infinitum. Hier ist ein Höhepunkt erreicht, hier feiert die Wurstreklame eine diätetische Walpurgisnacht.

Und nun Scherz beiseite: Nichts gegen die entdämonisierte Diätwurst, die zweifellos geschmackvoller ist als die Reklame für sie. Aber wäre es nicht angebracht, wenn die geschäftstüchtigen Fabrikanten einmal darüber nachdächten, daß es unter den Wein- und Wurstkonsumenten auch Leute gibt, die Hoffmann von Fallersleben und erst recht den lieben Gott nicht sonderlich gern in der Rolle des Reklamechefs sehen? Vielleicht hält man es für kostensparend, sich die Evangelisten als ehrenamtliche freie Mitarbeiter zu sichern. Originell mag es ja auch sein, aber es ist eigentlich doch mehr dumm. Für eine gute Ware mit Geschick zu werben, ist eine durchaus ehrenvolle Aufgabe. Eine Anzahl von Firmen hat auch bereits mit dem dümmlich-schnoddrigen, sentimental-kitschigen oder schlicht geschmacklosen Routine-Unsinn gebrochen, und wie man hört, scheint sich das durchaus bezahlt zu machen. Das ist kein Wunder, denn in der Ödnis der Anzeigenwüsten bleibt auch der Blick des scheinbar geistig Bedürfnislosen meist interessiert an den wenigen Stellen haften, wo die Reklame nun wirklich mit dem Künstlerischen (oder fast schon Künstlerischen) eine moderne Kameradschaftsehe eingegangen ist, die sich unversehens zu einer höchst harmonischen Liebeshe entwickelt hat.

Für die wirklichen Könner das Arbeitsgebiet der Reklame zu öffnen, wäre vermutlich im doppelten Sinne eine „verdienstliche“ Tat. Alle Betroffenen sollten sich das überlegen — möglichst bevor sie sich von ihren All-round-Genies der Werbung dazu verleiten lassen, uns auch noch jene feurig-süße und gut abgelagerte Weinsorte anzupreisen, in die vor zweitausend Jahren das Wasser von Kana verwandelt worden ist.

Politische Broschüren

Das Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen hat in den letzten Monaten u. a. folgende Broschüren herausgegeben, auf die wir besonders hinweisen:

Dr. Bartho Plönies und Otto Schönwalder: „Die Sowjetisierung des mitteldeutschen Handwerks“

Gerhard Haas und Alfred Leutwein: „Die rechtliche und soziale Lage der Arbeitnehmer in der SBZ“

Gerhard Haas: „Der FDGB 1954“

Dr. Dorothea Faber: „Die Wohnungswirtschaft in der SBZ“

Prof. Dr. Martin Drath: „Verfassungsrecht und Verfassungswirklichkeit in der SBZ“

„Die Industrieproduktion der SBZ 1953 / Plan 1954“

„Der Schwermaschinenbau in der SBZ“

„Die Reparationen der SBZ in den Jahren 1945 bis Ende 1953“

Die Gräber am Wald

Seit anderthalb Stunden gehe ich, trostlos, in diesem Dachzimmer hin und her, habe aus den Luken geschaut, das Licht in den Dachkammern gegenüber wurde vor kurzem ausgeschaltet, ein Arm zog einen dünnen Vorhang vor. Drunten auf dem Place Montholon blühen reglos und schwerduftend die Kastanien. Sacré Coeur über den steigenden Zickzackreihen der grauen Dächer wird heute abend bestrahlt, die Kirche wirkt wie ein Machwerk aus Pappmaché. Es ist schwül. Meine Dachbehausung — „chambre d'étudiants“ im obersten Stock im Hotel — ist länglich, die schrägen Wände beginnen ziemlich weit unten. Die beiden kleinen Fenster habe ich hinausgestemmt, so weit ich konnte. Dennoch fällt es schwer zu atmen.

Ich verzweifle bald, weil ich die Worte nicht entdecken kann, diese Chiffren, die wir für das Leben erfunden haben, ohne es darin bergen zu können . . . Was sich nämlich heute mittag ereignet hat — ziemlich weit fort von hier, in der Nähe von Péronne, wir sind schnell gefahren — es geschah kaum etwas dabei, fast nichts: ein zufälliges Aufeinandertreffen zweier Menschen, nach Minuten bemessen; eine sekundenlange Berührung zwischen zwei fremden Fingern und meinem im Jackenärmel auf der Brüstung liegenden Arm; ein Blick von dem jungen Mann zu mir und von mir zu ihm zurück; einige Worte; eine Weisung mit seiner linken, ausgestreckten Hand in die sonnendampfende Landschaft gen Norden; ein Seufzer; eine Geste, an die ich mich nicht genauer erinnere, als um gerade zu wissen, daß ich mit ihr Abschied nahm; der Griff, mit dem er die Baskenmütze aus der auf einmal schwitzenden Stirn nach hinten schob — nichts sonst. Es geschah nichts, das sich in der uns zugänglichen Wirklichkeit fassen ließe. Und doch bin ich, als ich an die niedrige Mauer herantrat, eine andere gewesen als die, die später abfuhr: Etwas Ungeheuerliches hatte sich inzwischen ereignet, etwas außerhalb aller Worte, nicht abmeßbar in irgendeinem Begriff. In jenem größeren wirklicheren Raum trug sich dies zu, über den Laotse die unergründliche Aussage fand: „Jenseits des Nennbaren liegt der Anfang der Welt.“

Wie sollte ich also in der Lage sein, davon zu berichten? Nur die Schatten vermag ich nachzuziehen, die das Ereignis warf, Wortschatten, die vielleicht dem einen oder anderen, der sie liest, dazu verhelfen mögen, die Lichtquelle hinter ihnen zu erraten — Quelle der Versöhnung, der nie sterbenden Hoffnung — Quelle aber auch unseres seltensten Grams.

Gestern in Brüssel hatten Umberto und ich zuerst davon gehört. „Le cimetière australien . . . près de Cambrai . . . gleich, wenn Sie die Grenze passiert haben werden . . .“ Der untersetzte Flame in der blauen Führeruniform der Brüsseler Filiale des Reisebüros, für das wir unsere Fahrt

machen, hatte sich überboten in Hinweisen und bestand fast darauf, wir sollten den geringen Umweg wagen. „Es sind alles ältere Leute“, sagte er, „Ihre Australier . . . sind sogar drei Kriegsteilnehmer von 14—18 dabei . . . habe doch die Abzeichen gesehen auf deren Rockkragen . . .“ Zu mir gewandt meinte er dann, man sollte als Reiseleiter den parties nicht nur das körperliche, sondern auch das seelische Wohl besorgen, ihnen etwas bieten fürs Gemüt. Er habe das auch getan am Vormittag bei der Rundfahrt durch die Stadt, diese zehn Australier seien doch zumeist Farmer und Schafzüchter, demnach an dem Inneren von Kirchen und üblichen Museen nicht vornehmlich interessiert. So habe er sie in das Kriegsmuseum geführt, wo alles zu sehen sei, die Geschosse, alte und moderne, wie auch die Greueltaten . . . „Les dum-dum . . . das haben solche Leute gern, das bewegt sie, und was nun die Kriegsgräber angeht, bedenken Sie, so viele Australier kommen schließlich nicht nach Europa herüber und die Zahl der australischen Gräber ist nicht sehr hoch.“ Übrigens habe er den italienischen Fahrer zunächst gar nicht ins Kriegsmuseum mithineinnehmen wollen, letztlich sei er doch („wie Sie ja übrigens auch“) ein Vertreter der „Gegenpartei“, aber der habe sich nicht davon abbringen lassen.

Als wir nun heute in der Frühe vor der Halle des Hotels unseren Bus bestiegen hatten und Umberto die Bremsen löste, beugte er sich von seinem Fahrersitz zu mir nach links außen und fragte leise in seinem gebrochenen, mir inzwischen vertrauten Französisch: „... et le cimetière? — C'est possible, ça?“ — „Gewiß“, antwortete ich ebenso leise, „wenn Sie genügend Benzincoupons haben?“ — Er nickte.

In Cambrai aber, wo wir gegen zwölf Uhr eintrafen, um eine Stunde Pause zu machen, konnten wir weder von der drallen Wirtin mit den dunklen, schönen Augen noch von ihrem ebenso dunklen, beweglichen Mann das geringste über den australischen Kriegsgräberfriedhof erfahren. „Pas ici, nicht hier, nicht hier . . .“ wiederholte ein über das andere Mal kopfschüttelnd der Patron und benutzte für diese Verneinung auch beide Hände und alle zehn lebendigen Finger. Aber das täte nichts, wir sollten in Ruhe speisen. „Während Sie Lunch essen, werde ich beim Pfarrer anrufen, ich werde es bestimmt in der Stadt herausbringen.“ Wir aßen in einem Saal im oberen Stock eine vorzügliche Mahlzeit mit zu vielen Gängen, zum Kummer der Wirtin bestellten die Australier nur wenig Wein, lieber Wasser und Bier; Umberto und ich, conducteur et guide interprète, saßen abgesondert an einem Tischchen, uns beiden stiftete die Patronne eine große Flasche schweren, roten Bordeaux.

Die australischen Kriegsgräber seien nicht bei Cambrai, jedoch bei Péronne, nordwestlich, erklärte der Wirt, als wir hinunterkamen. Auch Péronne läge ja aber auf der Route nach Paris.

Nichts — außer uns — bewegte sich in der nordfranzösischen Landschaft. Die erwärmte Luft war mild und voller Düfte und stand still. Nur um unseren einsam rasenden Omnibus bildete sie Wirbel, es war fast, als könnte man sie wie ein Kielwasser hinter uns ziehen sehen. Kein Haus, keine Scheune unterbrach die Flächen der Felder und eingestreuten Wei-

den. Unten zur Linken breitete sich Sumpfgelände aus; das Schilf schien im Sonnenglast erstarrt. Über allem lag Schweigen.

Auf dem Wegrain rechts zog uns langsam ein Mann entgegen. Er hatte seine Jacke nur lose um die Schulter gelegt, die Baskenmütze saß schräg auf seinem schwarzen Haar, seine beiden Hände umklammerten seine Hacke, die er geschultert hatte, als trüge er ein Gewehr. Umberto stoppte mit einem Ruck: „Pardon, Monsieur — le cimetière australien?“

Plötzlich war mir, als hätte sich der Hohlraum der Stille mit hallenden Klängen bis zum bläulichen Zenith von dem Wort angefüllt, das wir seit dem Morgen so häufig benutzten: CIMETIÈRE — CIME-TIÈRE — CI-ME-TI-ERE . . . Wo befand man sich hier? Sprachen und flüsterten die Toten aus diesem Gras, aus dieser Erde, die sich vor schwellender Fruchtbarkeit kaum halten konnte? Waren unsichtbar Gefallene um uns, irgendwo, in dem gleißenden Licht? Spürten die Gräber, daß wir kamen?

Ohne ein Wort, ohne Regung sahen die australischen Gäste auf den französischen Mann, der, die Hacke abgestellt in der Rechten, nun mit dem linken Daumen über seine Schulter wies, während er in hastigen Worten Umberto die Richtung und die Namen der Dörfer angab, durch die wir noch fahren mußten. Mit der ihm eigenen Anmut schlug der Italiener zwei Finger gegen seine Stirn, der Franzose hob grüßend den Stil seines Geräts, wir fuhren von neuem.

Bald darauf hielten wir im Schatten eines Wäldchens; die Landstraße verlor sich vor uns in den Senkungen und Hebungen des Geländes. Über eine gewellte Anhöhe, die jenseits des Dammes begann, spannte sich das Gräberfeld, umfriedet von der niedrigen Mauer, weißes Kreuz bei weißem Kreuz, ohne einen Weg dazwischen, nur helles, seidenleuchtendes Gras, aus dem sich wie Patten die blauen und weißen Blumenbeete hoben. Vogelstimmen und Tierrascheln drang aus dem Wäldchen neben uns. Kaum spürbar wehte nun ein leichter Wind.

Während wir langsam auf den Eingang zugehen, trat vom Rand der oberen Mauer unter den Weidenbäumen eine einzelne Gestalt hervor, offenbar das einzige menschliche Wesen, das es hier gab: der Friedhofsgärtner, ein noch junger, gebräunter Mann, kam uns entgegen. Die drei australischen Männer, die im ersten der großen Kriege in dieser Gegend gekämpft hatten, wickelten einige Rosen an hohen Stielen aus dem in der Einsamkeit übermäßig knisternden Papier, sie legten ihre Blumen auf dem Denkmal nahe der Pforte nieder, breiteten sorgsam die Schleife aus, die einen Gruß an die verlassenen Toten trug. Dann schritten wir, einzeln oder zu mehreren, wie es kam, zwischen den weißen Kreuzen einher: eine späte, gewürfelte, in die Gezeiten der Weltgeschichte ausgesetzte Trauergemeinde. Leise erklärte der Gärtner, während ich seine Worte übersetzte: „Alle Kreuze stehen in gleicher Richtung, alle sind nach Osten gewendet, in das aufgehende Licht . . .“ Dreitausend Gräber waren es. Die Inschriften bestimmten etwa ein Drittel als Engländer, ein Drittel als Australier; auf jedem weiteren dritten Kreuz aber war zu lesen: „TO AN UNKNOWN SOLDIER OF THIS WAR“ — „EINEM UNBEKANNTEN SOLDATEN DIESES KRIEGES“ . . .

Plötzlich fror ich mitten in der Sonne.

— Während ihm ein Frösteln nach dem anderen über seinen Rücken rann, lief das fünfjährige Mädchen, so schnell es konnte, auf dem Bürgersteig der Nettelbeckstraße in Berlin. Seine Beine konnten es nicht so schnell tragen, wie es rennen wollte. Es griff ängstlich nach dem Arm der Mutter, die mit großen Schritten neben ihm ging, auch die Köchin war da, die sich noch nicht einmal die Schürze abgebunden hatte. Die drei eilten und stießen sich in einer brausenden Menge, die zu beiden Seiten der schmalen Straße versuchte, mit den ausmarschierenden Truppen Schritt zu halten. Blumen hatten die vielen Feldgrauen an den Helmen, Sträußchen oben auf ihren Gewehren und in den Knopflöchern der Uniformen, ihre Gesichter waren heiß und erregt, nicht von Furcht und nicht von Zorn, eher von einer gespannten Freude, die sich in Wellen und Stößen auf das Kind übertrug. Es warf die Blüten, die es in den Händen hielt, neben und vor die Soldaten auf das Pflaster, es jauchzte, wenn der Gruß einer Hand, wenn ein Lächeln der jungen Gesichter ihm dankte, einer der jungen Männer tat einen Sprung zu ihm, riß es hoch und küßte es auf die Backe, die Großen, die mitliefen, jubelten und lachten . . . Dann lief es mit der Mutter zwischen zwei Kolonnen hindurch, überall liefen Kinder und Frauen so, nun hatten sie die Köchin Anna im Gewühl verloren . . . nun kauften sie mit Hast von der dicken Gemüsefrau, der die Tränen aus den Augen tropften und die nicht schnell genug für solchen Andrang bedienen konnte, frische Apfel und Apfelsinen, um sie im Laufen an die Soldaten zu verteilen . . . und weiter ging es, umtost vom männlichen Gesang und Hurraschreien, bis unter die Augustbäume auf dem Lützowplatz . . .

Wenige Wochen später saß das Mädchen auf den Treppen einer Terrasse vor einem Landhaus in Westfalen, es lauschte auf den Lärm von Zügen, die weit hinten am Ende des Parks jenseits einer Überführung rollten. Jedesmal, wenn das Rollen und Stampfen eines Zuges an diesem Übergang zwischen den Schranken stärker wurde, erhob sich ein dumpfes Getöse von Hurra und anderen Schreien — das Kind starrte vor sich ins Leere, es sah die Dinge, die es nicht sehen konnte hinter den dichten Kastanienbäumen, es wußte, was dort am Bahnwärterhäuschen vor sich ging: Züge mit den Verwundeten kamen heim . . . Es hatte selbst dort bei den rufenden Leuten gestanden, hatte voll Schrecken auf die rotbraunen Viehwagen geblickt, aus denen Soldaten mit blutigen Verbänden wortlos heraussahen oder müde winkten, es hatte auf dem Bahnhof Tragbahren und Rot-Kreuz-Schwestern und ausgestreckte Gestalten gesehen, die umgeladen wurden, es ahnte, was der Krieg war . . .

Das Kind saß in der Sonne; jedesmal, wenn das Tosen herüberdrang, fühlte es einen Schauer über seinem Rücken; es fror und fror —

Die australischen Damen flüsterten miteinander. Um sie nicht zu stören, trat ich auf die Straße, ging ein paar Schritte am Graben entlang, von außen lehnte ich meine Arme auf die Mauer. Abseits rauchte Umberto am Wald.

Nicht weit entfernt standen die drei australischen Kriegsfreunde über das zerblätterte Namens- und Regimentsregister gebeugt, das an einer Kette in einem Verließ in der Mauer angebracht war, sie winkten auch den Frauen, herbeizukommen, damit alle sich eintrügen in das Besuchsbuch, das ebenfalls dort lag. Zögernd kam der junge Gärtner zu mir heran: „Er, der Dunkle“, fragte er, auf Umberto deutend, „was ist er? Franzose?“ — „Nein, Italiener.“ — „Et vous? — Vous êtes Australienne aussi?“ — Ich schüttelte meinen Kopf: „Non, moi — je suis Allemande.“

Über den gleichen, winzigen Riß einer Sekunde, wie ich ihn einige Stunden zuvor bei der dunkeläugigen Wirtin in Cambrai erlebt hatte, wich der junge Mann zurück. Dann: „Mais — c'est bon“, er beugte sich vor, ich sah ihn ganz nah, seine Augen waren erfüllt von einer Bewegtheit, die ich nicht deuten konnte. Plötzlich fühlte ich seine Finger auf meinem Arm und hörte den brüderlichen Ton seiner Stimme: „Aber dann muß ich Ihnen sagen, daß etwa eine Stunde nördlich von hier“ . . . seine Hand wies dorthin, wo sich die Landstraße zwischen den Hügeln verlor, „ein großer Friedhof mit Ihren Toten ist, dreißigtausend; fünfzehntausend davon unbekannte Soldaten“ . . . Ich hatte in die Richtung geblickt, die er angab; nun sah ich ihn an. Er fuhr fort: „... und etwa eine Stunde westlich dort droben liegt ein ebenso großes Gräberfeld mit unseren Toten . . . La Guerre“, murmelte er und wischte sich Schweißtropfen aus dem Gesicht. Ich nickte: „La folie d'Europe.“ — „La tragédie d'Europe“ . . . Er seufzte.

Ich hörte, wie einer der australischen Herren, der nun mit seiner Gruppe die Straße beschritt, sagte: „Well, we must go now, Paris is far“, ich sah Umberto sich vom Waldrand erheben.

Ich hob meine Hand, um den jungen Franzosen zu grüßen, er schob seine Baskenmütze aus seiner Stirn zurück. Ich wandte mich nicht mehr um, wir stiegen ein, der Lärm des Motors begann.

Seit anderthalb Stunden also gehe ich in dieser Pariser Dachkammer auf und ab, suche nach Worten und denke an die Toten, dreißigtausend und nochmal dreißigtausend und dreitausend, und die Hälfte von ihnen ohne Namen, vergraben, verloren, viele schon vergessen — Bruchteile nur der wahren Zahlen und Zahlen nur aus *einem* Krieg — und jener Krieg schon fern, versunkenes Grauen, entschwindende Erinnerung einer vergehenden Generation, nur in der Landschaft der ewigen cimetières reckt er sich noch in alter Furchtbarkeit auf — der andere Krieg aber, der zweite, das sind wir: wir haben ihn noch im Nacken — (der nächste, der dritte — nähert er sich schon?) —

Hatte ich eine Vision?

Griff nicht über Totenfelder eine Hand nach meinem Arm? Wie viele Jahrhunderte, wie viele Tote nicht haben sich in dieser Berührung gerührt? Wo waren die Australier geblieben, wohin wurden sie entrückt, wie trauernde Staffagen am Ufer? Wir, der junge Franzose und ich, aber mitten im Trauermeer? Woher begriffen wir uns tiefer als alle Worte sind? Waren nicht er und ich: — Bruder und Schwester? Erben und Kinder — Ende und Hoffnung — in Europa?

Begegnung im Eissalon

Erzählung

Ich habe Herrn Menne im Eissalon kennengelernt. Er saß in der von mattrosa Tapeten bedeckten hinteren Ecke des Salons, dem eigentlichen Raum und dem Licht entzogen, das sich in bunten Glasvitrinen, Eisbechern und Spiegeln kaskadenartig brach. Er saß ein wenig zusammengesunken da. Er saß da im abgetragenen spitzschultrigen Zweireiher, dessen graues, aber doch hervortretendes Grätenmuster auf eigene Art das Fischkopffähnliche seiner vorderen Gesichtspartie zu unterstreichen schien. An hohen Sommertagen saß Herr Menne wie hinter Fensterscheiben aus Licht: die Sonne trieb ihre Lichtbahnen auf die glänzende Kaffeemaschine und fand ihren Widerschein in einer riesigen Silberschale, die auf einem seitlich von Herrn Mennes Platz stehenden altertümlichen Podest mit der verlorenen Gleichgültigkeit einer von altersher übernommenen Siegestrophäe ruhte. Herr Menne bewegte sich selten. Zuweilen wischte er den schlingernden Rauch seiner Zigarre mit einer Handbewegung weg, die sich in nichts vom Gleichmaß der Bewegung unterschied, mit der er zuweilen die Kaffeetasse erhob, um seinen Kaffee zu schlürfen.

Sein Gesicht, zerklüftet und von Falten durchtrieben, geädert, kam man ihm näher, wie die rötlichblauen ein wenig blassen Linierungen einer Landkarte, wies kaum besondere Merkmale auf, so wie der ganze Mensch, stand er aufrecht im Raum, kaum Aufmerksamkeit erregte. Lediglich die Augenlider, wie unter dem Anhauch einer zeitlebens bewahrten Trägheit gewachsen und dick geworden, nahmen auf eine eigene geradezu übermäßig wuchernde Weise eine Sonderstellung in Herrn Mennes Zügen ein: sie überspannten schlaff und faltig und blutrot wabernd die Augäpfel. Sie allein, die übermäßig großen, quellenden, gaben diesem Gesicht Sprache, ließen im Auf- und Niederzucken die Initialen eines Schicksals erkennen, das sich ins Verborgene geflüchtet hatte.

Herr Menne — das sollte ich erfahren — war ein Mensch, der unterging im Leben, auch jetzt noch, mit jedem Atemzug, den er tat, der schon lange untergegangen war, der zeit seines Lebens um den Augenblick gebangt hatte, aus den Dunkelschleiern dieses Lebens nach oben durchzustößen, ins Licht zu kommen, der zu sein, der zu werden er in seiner Jugend versprochen hatte, ohne es doch jemals zu verwirklichen; der Kräfte fühlte, ohne sich ihrer bedienen zu können, weil es ihm am Selbstvertrauen mangelte, an der Leichtigkeit sich öffnender Augenlider, die den rechten Moment wahrzunehmen vermochten: um sich über Blicken zu erheben, die im Dunkel der geschlossenen Augen bereits das Glorioso eines Lebenswegs vorgezeichnet hatten, die den schmerzenden Blitz im Halbdämmer des Traumes wahrgenommen hatten, früh schon, in der

Jugend, jäh und unvermittelt, und die erkennen mußten, daß die Wirklichkeit der Welt keine zündenden Blendungen bereit hielt, keine glorreichen Momente des Ruhms und der Freude, keine lorbeergeschmückten Wege, sondern lediglich den nackten kalten Widerschein einer Erde, die begangen sein wollte unter Lasten der Bitterkeit und der Verzweiflung — und die sich mit Schollengepolter über Vorsätzen und Plänen, Gesichtern und Geträumtem schloß und nichts ließ als das traurige Gefühl, daß Traum und Traumesblitz, das Wahrbild vom Leben, vergangen war und nie mehr zurückkam. Und auch in den folgenden Jahren, erwartet — und wie erwartet — nichts mehr davon: kein Gesicht, kein Leuchten, keine Säule aus Schimmergestein, die eines Leuchtturms Kreisen barg, um den Lebensweg zu erhellen, der im Dunkeln lag. Und endlich: erschöpft und schwerlidrig, müde, der Heimgang, das Heimgeschlepp ans letzte Ufer des Lebens. Für Herrn Menne sommersüber der Tisch in der mattrosa bespannten Ecke des Eissalons. Der Tisch mit der braunfasergemusterten, an den Rändern abgestoßenen, von heißem Kaffee und übergeschwapptem Eis schon taub gewordenen Marmoroberfläche. Das war das Ufer. Das letzte.

Nie erfuhr ich von Herrn Menne, wann er es erreicht hatte und wie er angelangt war. Ich erfuhr von Herrn Menne vieles, nachdem ich mich eines Spätnachmittags zu ihm gesetzt hatte. Das jedoch erfuhr ich nicht. Ich wußte von meinen früheren Besuchen im Eissalon her, daß Herr Menne stundenlang in seiner dämmernen Ecke zu sitzen pflegte und die Gäste des Eissalons beobachtete. Den Kindern vor allem galt seine besondere Aufmerksamkeit, ihren — wie ich zu erkennen glaubte — ein wenig törichten, aber unverbrauchten Bewegungen, dieses vom Bewußtsein des Lebens noch kaum berührte Tun, das Eissalon und Straße belebte und dem Geflecht langsam vorrückender und vorbestimmter Stunden immer wieder wie unversehens platzende Samenkapseln entsprang.

Herr Menne lächelte nachsichtig, als ich mich an seinem Tisch niederließ. Mit einem leichten Nicken erwiderte er meinen Gruß. Und ich er-



Zeichnung: Hans Beck

kannte zum erstenmal, was den Menschen Menne, bis dahin nur von fern gesehen, ausmachte: ausgefranst die Ärmel seines Jacketts, der Kragen beschmutzt, der Schlips schon ein wenig faserig und nachlässig geknotet, so als hätte den knotenden Händen das wahre Spiegelbild gefehlt, das Traumbild, dessen es bedurft hätte, damit sich die Hände bereit gefunden hätten, diesen dunkelgrünen Schlips ordnungsgemäß zu binden, und als hätte sie das, was wirklich im Spiegel vor sie hintrat, diese alte ausgelöschte Gestalt, mit dem Krampf der Mutlosigkeit geschlagen. Beim Sprechen blickte Herr Menne unverwandt auf den Tisch, er sprach langsam und leise. Der Kaffee in seiner Tasse hatte sich mit einer abgestandenen Schicht farblosen Graus überzogen. Aber er trank nicht. Er trank, solange wir sprachen, nicht einmal.

Es geschah im Laufe unserer Unterhaltung, daß Herr Menne, nachdem er mich zum wiederholten Male gefragt hatte, ob ich den Eissalon häufiger besuche, und nachdem ich erneut bejaht hatte, sich erhob. Er stand ein wenig krumm und gebogen da. Aschenreste bröselten von seiner Jacke, und die Zigarre in seiner Rechten schwankte in seiner zitternden Hand. Herr Menne stellte sich erneut vor. Er murmelte seinen Namen, seine Augenlider klappten nach vorn, ein Beben überzog ihre Röte, während Herr Mennes Blick, dieser seltsame Blick, mich unter den halbgeschlossenen Lidern hervor wie um Vergebung bittend traf, und von mir zur Tür ging und über den gefüllten Raum hinging, so, als suche er etwas, als suche er etwas in dem ihn treffenden Blick eines Unbekannten zu entdecken, was ihm zeitlebens zu entdecken verwehrt war: den Funken des Wagnisses, den vorbestimmten Funken ankündenden Ruhms im Auge des anderen, den es aufzuspüren galt, den es zu erkennen galt, den es zu grüßen galt aus der Versenkung des Zurückgetretenen, des vom Leben Geschlagenen her, der in seiner Ecke stand und die Bitterkeit kraftlosen Statistendaseins erfuhr. Dann, ohne Laut, ließ Herr Menne sich auf seinen Platz zurück. Eine geraume Zeit verging, bis er wieder zu sprechen begann. Er sagte, was er schon einmal gesagt hatte. Er sagte es kaum abgewandelt. Er sagte: Ich sitze hier ganz gerne, wissen Sie. Ich sehe mir das alles an, wissen Sie. Jeden Nachmittag sehe ich mir das an, bis zum Abend. Es ist nicht viel, was man zu sehen bekommt. Aber mir genügt es doch.

Ich nickte, und Herr Menne fuhr fort: Die Kinder, sehen Sie sich nur die Kinder an. Ich habe nie Kinder gehabt. Ich bin unverheiratet, müssen Sie wissen. Ich weiß nicht, ob Sie das verstehen?

Ich glaube schon, sagte ich.

Nun ja, sagte Herr Menne. Sie sind noch jung, sehr jung. Man weiß ja, wie es ist, wenn man jung ist. Haben Sie Kinder gern?

O ja, sagte ich.

Herr Menne schwieg. Er drehte sich ganz der offen stehenden Eingangstür des Eissalons zu und sah hinaus. Der späte Sommernachmittag war vor den Scheiben des Eissalons, und vor der Tür stand er, und unter der Bahnüberführung trieb er mit dem matt werdenden Schlag sich langsam verlängernder Schatten hin. Vor der Ladenscheibe des Eissalons hingen große weiße Plakate mit weißer Schrift wie kleine viereckige Schattenfenster. An der Theke standen in langer Reihe und in dichten aneinander-

geschobenen Gruppen die Kinder. Stimmen waren da und ein Raunen, das schwerflüssig, trägmüde den Raum überzog und dem Wind hörig sein mochte, der immer noch schwieg. Es roch nach Kaffee und Waffeln, nach Rauch und nach Blumen, nach Heidekraut, das einige Ausflügler, die am Nachbartisch saßen, in großen Bündeln auf den Knien hielten, wildwurzelliges Kraut, an dem noch kleinklumpig die grautrockene Erde klebte. Der ganze Raum war erfüllt vom nahenden Abend. Das langsam vergehende Sonnenlicht fing sich kurz vor unserem Tisch, schon mattschwer und schwankend, in der schimmernden Kaffeemaschine, von der her es herb und bitterscharf roch.

Dann, es ging auf sieben Uhr, bemerkte ich, wie Herr Menne unruhig wurde. Immer neue Gäste drängten in den Eissalon. Herr Menne prüfte sie alle, seine quellenden, faltigen Augenlider bebten unausgesetzt. Schließlich, es war kurz nach Sieben, wurden Herrn Mennes Bewegungen fahrig; er trank den letzten Schluck seines Kaffees und erhob sich wortlos.

Ich sah den anderen schon an der Tür stehen. Er glich Herrn Menne bis auf den Anzug. Es mußte Herrn Mennes Bruder sein. Er blieb in der Tür stehen und winkte Herrn Menne zu. Herr Menne nahm seinen Hut und winkte zurück. In diesem Augenblick wurde der andere von einer Gruppe Neueintretender in den Eissalon gedrängt. Hilflos trieb er in ihrer Mitte gegen die Theke.

Otto! rief Herr Menne, Otto! Und ich wunderte mich über Herrn Mennes Stimme. Sie tönte plötzlich hoch und verlor sich in einem Schrillen, das Erstaunen hervorrief. Der andere, immer noch eingekeilt, versuchte sich Herrn Menne zuzuwenden. Es gelang ihm lediglich, sein Gesicht in Richtung von Herrn Menne zu drehen. Es war ein trauriges Gesicht. Dann, ganz plötzlich, teilte sich die Gruppe, und es gelang ihm, sich freizumachen. Doch trat er nicht auf Herrn Menne zu. Er stellte sich außerhalb des Eissalons wieder an die Tür und sah zu Herrn Menne herüber, mit einem Blick, den ich nie vergessen werde, und ich sah, wie Herr Menne diesen Blick zurückgab, diesen traurigen Blick des Austauschs, diesen Blick trauriger Ergebung, der von keiner Hoffnung mehr wußte — und wie Herr Menne nur noch dastand und auf die Kellnerin wartete, um zahlen zu können. Die Börse schlappte in seinen Händen. Etwas Silber klapperte. Dann, während er den Blick von der Geldbörse erhob, schien Herr Menne sich wie nach langer Zeit meiner wieder zu erinnern. Seine Augenlider bebten immer noch leise wie unter dem Nachhall eines Ansturms von Geschehnissen und Erinnerungen, denen ein Mensch wie Herr Menne nicht mehr gewachsen war. Er sagte, während die Kellnerin langsam durch die Menge herankam, und es mochte noch etwas dauern, bis sie ganz heran war und dem stehenden Menne das Geld abnehmen konnte:

Ach ja, das ist mein Bruder, wissen Sie. Er sitzt immer drüben in der Kaffeebude an der Ecke. Wie ich hier. Wissen Sie, man muß etwas haben, etwas wenigstens. Man hat sonst nichts. Wir erzählen uns nachher, was wir alles gesehen haben. Zuweilen ist das ganz interessant, glauben Sie mir. — Ich nickte. — Manchmal haben wir beide dasselbe gesehen, nur von verschiedenen Perspektiven her, verstehen Sie? — Ich nickte wieder. — Man kann einiges lernen dabei, ach ja, und dann, ja — was ist die

Welt denn sonst noch? Er zuckte hilflos mit den Schultern, gab der inzwischen herangekommenen Kellnerin das Geldstück, wartete, bis sie gewechselt hatte, setzte seinen Hut auf und legte mit einer knappen, geradezu kühnen, seinem ganzen Wesen widersprechenden Bewegung zwei Finger seiner rechten Hand an die Hutkrempe und ging.

Ich sah, wie der, den er Otto gerufen hatte und der sein Bruder war und ihm aufs Haar glich, mit einem Redeschwall über ihn herfiel. Ich sah — zum erstenmal — wie Herr Menne lachte, wie sein fischiges, ein wenig weißlichweißes Gesicht sich auseinanderzog und breit wurde, während er die Fahrbahn forschend auf herankommende Fahrzeuge hin nach allen Seiten überblickte; wie die Dämmerung sich tropfengleich auf seinen Zügen niederließ und wie er, während sie zusammen die Fahrbahn überschritten, zu sprechen begann. Sie sprachen beide aufeinander ein, wie man durch die offene Eissalontür erkennen konnte. Sie sprachen beide, und ich ahnte, daß keiner dem anderen zuhörte, sondern sie sprachen, um sich selbst sprechen zu hören nach den Stunden des Schweigens und Alleinseins, nach den Stunden des Ausharrens am letzten ihnen verbliebenen Ufer — und sie mochten sprechen, und sie gingen nebeneinander um des Gefühls willen, umeinander zu wissen, zu wissen, daß sie zu dem anderen sprechen konnten, obwohl er nicht hörte.

Ich dachte, während sie im Sommerabend davongingen, unter den Bäumen der gegenüberliegenden Straßenseite dahingingen und bald von einer Telefonzelle verdeckt wurden, daß sie es beide wußten . . .

Wilhelm Raabe

Die Verlagsanstalt Hermann Klemm, Freiburg i. Br., die das Werk Wilhelm Raabes betreut, hat mit der Herausgabe einer historisch-kritischen Gesamtausgabe von *Wilhelm Raabes Werken* begonnen, die Prof. Dr. Karl Hoppe im Auftrag der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft besorgt. Unabhängig davon bereitet die Verlagsanstalt Hermann Klemm jetzt eine vierbändige Ausgabe der Werke Raabes vor, die mit einem Gesamtumfang von ca. 2720 Seiten und einem Supskriptionspreis von nur DM 32,70 für alle vier Bände zusammen wirklich als „Volksausgabe“ gelten darf. Wir werden auf beide Ausgaben eingehend zurückkommen.

D. R.

Auf der Suche nach der verlorenen Zeit

Stenogramm zur Neuauflage von Marcel Proust

Marcel Proust: „Ein junger persischer Prinz mit Gazellenaugen“ — so hat ihn sein Landsmann Paul Desjardins in Erinnerung, und so wird sich manch einer seiner erinnert haben, mag er diesem enfant gâté auch nur flüchtig begegnet sein, diesem Snob des Fin de siècle, dem Dandy und Abenteurer auf den Gesellschaften im Faubourg Saint-Germain, dem reichen Müßiggänger in den Cafés von Paris. Vor fünf Jahrzehnten stand er im Mittelpunkt der aristokratischen Salons der Madame de Noailles, der Fürstin Bibesco und auch der Prinzessin de Chimay, vor drei Jahrzehnten im Mittelpunkt der französischen Kritik — jetzt erst rückt er bei uns in den Mittelpunkt des literarischen Gesprächs. Das Verdienst gebührt nicht zuletzt seinem deutschen Verleger Peter Suhrkamp und der kongenialen Übersetzerin Eva Rechel-Mertens.

1871: Im Januar hatte die Seine-Stadt vor den anstürmenden deutschen Truppen kapitulieren müssen; ein halbes Jahr darauf wurde Marcel Proust geboren. Seine Kindheit wurde ihm zum unvergeßlichen, liebevoll gehegten Garten. Bis zu seinem letzten Tage ist er in ihm gewandelt, hat er ihn beschrieben und immer wieder neu erlebt. Dort war er stets „auf der Suche nach der verlorenen Zeit“^{*)}. Dort wußte sich der sensitive Marcel von der zärtlichen, großbürgerlichen, vermögenden Mutter und seinem Vater, dem Internisten und späteren hohen Staatsbeamten, vor der Schönheit der Weißdornhecken außerhalb des Gartens geschützt — er, der sich selbst als empfindliche Blüte der „Noli me tangere“ empfand.

Im zehnten Lebensjahr wurde Marcel Proust krank. Er ist nie wieder gesund geworden. Es schien keinen Blütenstaub zu geben, der nicht zu ihm drängte. Nur geschlossene Fenster konnten vorübergehend seinem Heuschnupfen Einhalt gebieten. Seinem Asthma jedoch blieb die väterliche Kunst unterlegen — und auch die Kunst der Lungenspezialisten. Marcel durfte nicht verreisen, nur selten im Freien spielen — die Natur wurde ihm zu einem einzigen Schild: Défendu! Aus der Not machte er schon frühzeitig eine Tugend: er beobachtete. Aus der Tugend wurde eine Leidenschaft; von den Freunden oft als penetrant empfunden, von seinem Leid als Trost geachtet, von seinem Genie als Schlüssel zur Dichtung erkannt. — Als Sigmund Freud in Wien die ersten Steine zum vielräumigen Gebäude der Psychoanalyse zusammentrug, war Marcel Proust ihm schon um viele Tagwerke voraus. Die Krankheit hatte ihn „auf sich selbst geworfen“; er zergliederte sich und

^{*)} Marcel Proust: „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“. Band I: „In Swanns Welt“. 629 S. DM 19,80. Band II: „Im Schatten junger Mädchenblüte“. 766 S. DM 21.- Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M.

ein Jedes und ward zum ersten Analytiker seiner Zeit. Aber er wußte auch um den Wert des unermüdlischen Auslotens. Kein Brunnen war ihm zu tief. Im bisher noch nicht ins Deutsche übertragenen Band „Le Temps retrouvé“ schrieb er: „Die glanz- und jammervolle Familie der Nervösen, sie ist das Salz der Erde. Sie und nicht die anderen haben Religionen gegründet und Meisterwerke geschaffen...“

Asketisches Leiden in verhangenen dunklen Zimmern. Wollüstiges Schwelgen in einer Welt der Luxusgeschöpfe. Ein Elegant, den als *homme de lettres* niemand beachtete — ein „Vogelschauer aus alter Zeit“, der das Gestern beschwor und das Morgen gewann. Idee und Wirklichkeit stehen sich widerspruchsvoll gegenüber — scheinbar widerspruchsvoll: Marcel Proust lebt die Wirklichkeit, und er lebt die Idee. Ein Mensch als Paradoxon. Doch gerade das sich in seinem zweidimensionalen Spiegelbild Widersprechende ist für die Dichtung Marcel Prousts entscheidend. Denn Wirklichkeit — für ihn das Außen, die Eindrücke, Empfindungen, die optischen und akustischen Erlebnisse und Beobachtungen — und Idee — das Innen, das Gestaltende, das Demiurgische — verzahnen sich bei Marcel Proust unlöslich ab dem Tage, wo er zu schreiben beginnt. Die Idee ist ihm nicht Entwurf, ästhetische *Maxime* oder gestalteter Gedanke, sondern bewußt und unbewußt geschaffene Gegenkraft, mit der er sich vor allem schützt, was ihn von außen bestürmt. Aus dieser Gegenkraft entstand sein Werk, das Werk einer perfekten Kunst, die das „Außen“ mißachtet, es nur als Erinnerungsbild anerkennt, als schöpferischen Anreiz zur Totalisierung der Poesie.

1903 stirbt der Vater; 1905 die geliebte Mutter. Ihr Tod ward zur Geburt: „*A la recherche du temps perdu*.“ Aus dem Leid wächst das Große, wächst das geniale Werk Marcel Prousts. Der Flaneur hat sich fast über Nacht in einen Scriptomanen verwandelt. Sein Schlafzimmer in der Wohnung am Boulevard Haussmann gleicht einem einzigen Zettelkasten. Auf unzähligen Blättern macht er sich Notizen, auf unzähligen Bogen, die später 13 Bände füllten, registriert er das minütliche Ergebnis seiner „Suche nach der verlorenen Zeit“. Der Raum des Sich-Erinnerns ist hermetisch abgeschlossen: Korkplatten schützen die Ohren vor störendem Lärm, die Fenster sind verriegelt und abgedunkelt. Marcel Proust, jede Zeile im Bett schreibend, macht den Tag zur Nacht. Die Krankheit schüttelt in Krämpfen den ewig frierenden Körper. Die klammen Finger vermögen selbst in Handschuhen kaum den Bleistift zu halten. Doch Marcel Proust schreibt — schreibt pausenlos. Erst wenn die Nacht in die Straßen flutet, läßt sich der Einsame mit dem Fiaker ins Ritz bringen, in dieses Luxushotel, das einmal zu seiner Welt gehörte. Aber die Stunden im Frack sind nichts anderes als ein Aufatmen inmitten des erbarmungslosen Strudels: „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit.“

Sieben Jahre, nachdem er seinen Romanzyklus begonnen hatte, glaubt er, das letzte Wort geschrieben zu haben. Über ein Jahr vergeht, ehe ein mutiger Verleger sich des Mammut-Manuskriptes annimmt. 1913 erscheint der erste Band; ehe er einen größeren Leserkreis finden kann, bricht der Erste Weltkrieg aus. Längst schon hat der Tod seine Schatten über den ewig Fiebernden geworfen. Mühsam schleppt er sich aus seiner Grabkammer ins mondäne Ritz, um dort die Korrekturen zu lesen, Szenen zu überarbeiten, zu erweitern — und zu beobachten. Und beobachtend verfolgt er den Tod, der jetzt nicht mehr von seinem mit Manuskriptblättern übersäten Bett weicht. Keine Sekunde läßt Proust ihn unbeachtet, denn noch sterbend will er das Sterben festhalten, will es ins Wort bannen, will es in Kunst verwandeln.

Am 18. November 1922 siegte der Tod über den Leib Marcel Prousts. Es war ein schlechter Sieg. Marcel Proust hat ihn furchtlos hingenommen und noch mit starrer, eisiger Hand Stichworte für einen neuen Band niedergeschrieben — für einen neuen Morgen.

Sein Leben ist Krankheit gewesen. Und seine Gestalten wurden zu fleckenlosen Spiegeln dieses Lebens. Überall ist Dahinwelken. Hinter funkelnden Diamanten verbirgt sich das Krebsgeschwür der Prinzessin d'Orvilliers, Fieber beherrscht Auftreten und Blick des Galants Swann, beherrscht seinen Gang und die Wahl seiner Worte. Krankheit als Chiffre des Zerfalls, der Vergänglichkeit — Krankheit als literarisches Mittel der Desillusionierung. Was als das Besondere der Figuren Marcel Prousts gilt — ihr physisches und ihr psychisches Leiden, ihr Sein in der Krankheit und in der Liebe — ist die Sublimierung des Allgemeingültigen. Nur darum entsteht immer wieder der Eindruck, man kenne die eine oder andere Figur des Dichters genau so gut wie er; man findet sich im Wesen der anderen eingeboren.

Es ist oft ein erschreckendes Sich-Wiederfinden, ist ein Erkennen ewiger Don Quijoterie im Irrgarten des Eros. Wir sind Swann, und wir sind die bisexuelle Odette de Crecy. Wir sind einander gut, solange wir den andern nicht in Liebe verwandeln; ihn nicht als unseren Gedanken, als unseren Wunsch sehen. Hat erst Eros unser Ich auf das Gegenüber projiziert, so muß das „geliebte“ Gegenüber entweder etwas darstellen, was es nicht ist, oder es bleibt sich treu, ohne deswegen den anderen daran hindern zu können, weiterhin das Schein-Bild zu lieben. Beide Male muß eines Tages die Liebe als Illusion erkannt werden. Denn Eros geht — im Aspekt Marcel Prousts — über schwebende Brücken. Ihr Einsturz ist unvermeidlich. Grausame Desillusionierung eines Mannes, der nie wieder so lieben konnte wie als Kind die Mutter. Verwundert es, daß Rainer Maria Rilke zu den „Entdeckern“ Marcel Prousts gehört?

Es wird hie und da behauptet, Marcel Proust habe ein riesiges Gemälde seiner Zeit malen wollen, das Gesellschaftsbild des Fin de siècle. Eine solche These ließe sich nicht einmal verfechten, würde man nur die vordergründige Handlung dieses Romanzyklus berücksichtigen. Denn das soziale Moment wird zu Recht völlig außer acht gelassen. Marcel Proust geht es nicht um das Nebeneinander verschiedener Klassen und Gruppen, sondern um das Nebeneinander der Individuen, um ihre soziologische Stellung. Die „Gesellschaft“ bleibt ausschließlich farbiger Hintergrund. Wie könnte dies auch anders sein, da man weiß, daß Marcel Proust nie ein Oeuvre seiner Zeit zu schaffen beabsichtige, sondern schrieb — weil er schreiben mußte, weil die Erinnerung in ihm von ihrem Objekt abgerückt und zur selbständigen Kraft geworden war. Diese Kraft, Sprache werden zu lassen, das war das einzige, was Marcel Proust wollte: das Wort als reine Poesie.

„Der Regen, der zu fallen begann, ein durchbrechender Sonnenstrahl genügten, um ihm regentrübe Herbst, sonnenhelle Zimmer, ganze Gezeiten seines Lebens in Erinnerung zu bringen, dunkle Stunden der Seele, die sich alsdann sanft erhellten — um ihn trunken zu machen von Gedenken und Zauber...“ schreibt Proust über einen Schriftsteller, dessen Figur in dem erst im vergangenen Jahr bei Gallimard veröffentlichten nachgelassenen Roman „Jean Santeuil“ zweifellos ein Selbstporträt des Dichters ersetzen sollte. Und in einem seiner unzähligen Notizbücher liest man die für seinen

Stil erhellende Bemerkung: „Eine Stunde ist nicht bloß eine Stunde; sie ist ein Gefäß, angefüllt mit Düften, Klängen, Plänen und Witterungen. Was wir Wirklichkeit nennen, ist ein gewisses Zueinander von Sinneseindrücken und Erinnerungen — jenes Zueinander, das der Schriftsteller wieder aufspüren und für immer festhalten muß in seinem Satz. Die Wahrheit beginnt erst in dem Augenblick, wo man zwei verschiedene Dinge hernimmt, ihre Beziehungen zueinander festlegt und beide dann in einem schönen Satz zusammenfaßt...“ Damit ist nicht nur jedem Objekt das an ihm haftende Zufällige genommen und ein Jedes personal neugeordnet, sondern auch der Zeit ihr Uhrenzeiger abgelistet. Mensch und Ding werden durch Proust, durch das schöpferische Wort dieses Genies, in ihr zeitloses Sein zurückgeführt.

Seelische Landschaften, wie Marcel Proust sie zeichnet — man muß sie erst sehen, erst nacherleben lernen. Doch heute wird dies leichter gelingen als vor etwa dreißig Jahren, als man das erste Mal versuchte, den deutschen Leser für Marcel Proust zu gewinnen. Die vergangenen drei Dezennien waren breite, bequeme Stufen — Stufen des assoziativen und des analytischen Stils — zu dem hohen, einsamen Gipfel: Marcel Proust. Mag auch der erste Anstieg leicht sein — wer weiter hinauf will, wird seine Sprache immer wieder neu erfahren und seinen Blick in die Welt ertragen lernen müssen. Denn sehr zu Recht schrieb Rainer Maria Rilke (1922): „Es ist gar nicht abzusehen, was alles mit diesen Büchern uns und den Künftigen eröffnet ist...“

Helmut M. Braem

Du birgst der Unschuld letzte Süße...

heißt es vom „Chor der Knabenstimmen in den Kirchen“; eines der vielen erinnernd aneinandergereihten Bilder in den „*Frühen Kantilenen*“ von J. F. Fuchs (Wien, Amandus-Verlag, 99 S.). Unschuld und Erneuerung der Unschuld heißt für den Dichter Erneuerung der Sprache. Die Lyrik bringt der Dichtkunst immer wieder die Lossprechung von den Abirrungen und poetischen Sünden der Zeit, sie ist immer ernsthaft, auch wo sie sich heiter gibt. Sie ist immer human und ordnend: auch wo sie sich chaotischer Formen bedient, geschieht es, um Chaotisches zu ordnen, anzueignen. — Der angeführte Band steht nicht absichtslos an der Spitze einer langen Reihe. Der Dukтус der Verse ist einfach, bewegt und schön. Im Gefühl ergänzen sich Distanz und Sehnsucht zu einer verhaltenen Spannung, gereifter Kindersinn bereist eine Landschaft der Erinnerung, in der eine Vielzahl von farbensatten Dingen durch den Abstand süß gedämpft und ineinander verwoben sind.

Diesem Dichter ist R. Lorenzer verwandt, reicher noch an mythologischen Anklängen, die Süße, aber mehr noch die Herrlichkeit der Natur in den Mittelpunkt rückend. Richard Billinger hat das Bändchen „*Gedichte*“ (Salzburg. Stifterbibliothek, 59 S. DM 2,—) eingeleitet. Daß dem Herrlichen, Prächtigen eine große Innigkeit innewohnt, haben die Epigonen der ichbesessenen Bekenntnisdichtung weithin vergessen. Lorenzer aber erinnert daran, prächtig und innig zugleich ist sein Gesang, wie Musik von Händel.

Die der Lyrik wesenhafte Ernsthaftigkeit bedeutet nicht, daß die Verse gravitatisch einherschreiten müssen. Bei R. M. Tscherpels „*Gedichte*“ (Privatdruck, 45 S.) kritisieren wir, daß wohlbekannte Gefühle leicht ins „Schreiten“, ins „Priesterliche“ oder ins „Lodern“ erhoben werden, daß die Bebilderung es oft zu genau nimmt, daß man Schwerpunkte vermißt und daß der Verfasser die Lektüre von Hölderlin und Goethe nicht recht vergessen konnte. Aber indem wir den Zeigefinger heben, stoßen wir wieder auf Lieder,

in denen das Gedankliche eingeschmolzen ist, und denen die weiche Reimung wohl ansteht, so daß Anmut und Gefälligkeit zurückbleiben.

Freilich, wer singt schon Lieder? Die Musikausübung wird heute zunehmend mechanisiert, so daß auch Hermann Sendelbachs „Erdgeschwister“ (Regensburg. Verlag Habbel. 56 S.) kaum ihren Hugo Wolf finden werden. Von Storm ist etwas in Sendelbachs Versen, von südlicher Frömmigkeit, von innigem Behagen, einfacher Landkost; nach altdeutscher Art sind sie, oft idyllisch und aus der Fraktur gesetzt, in der alten Bischofsstadt Regensburg erschienen und vom Regensburger Dichter Georg Britting willkommen geheißen. — Vom Mondaufgang heißt es:

Bevor er kam, war schon sein sanftes Licht
Weit über Wald und Wiesen ausgegossen,
Bevor er hob sein ewiges Gesicht,
War zart der Hügel schon von Glanz
umflossen.

Dann stieg er auf und war so heilig groß
Und eine Andacht strömte durch die
Weiten.
Er aber rang sich von der Erde los,
Um voller noch sein Licht auf sie zu
breiten.

Aufatmend ging ein Wehen durch das
Land,
Als könne nun kein Nachtgespenst mehr
schrecken. —
Er stieg und stieg und schwebte unverwandt
Und streute Glanz auf Dorf und Flur und
Hecken.

Die neuen Gedichte von Gerhard Schumann sind kunstvoll und zugleich einfach. Aber das Einfache steht dem Vereinfachten gefährlich nahe. Die Grundhaltung ist Tapferkeit, Lächeln unter Tränen, Stolz der Entsagung. „Die große Prüfung“ (Mannheim, Kessler-Verlag. 132 S.), nämlich das Lager nach 1945, entläßt einen geläuterten, wenn auch keinen gewandelten Nationalsozialisten. Von Gott ist viel die Rede in diesen gekonnten Versen und von gefalteten Händen. Aber der Gott schmeckt nach dem Gott der „Deutschen Christen“ — weniger Frömmigkeit wäre mehr gewesen.

Bereits in zweiter Auflage erscheinen die Gedichte von Max Geilinger „Der Weg ins Weite“ (Zürich, Rascher. 61 S.). Sie kreisen um die schönen und heroischen Aspekte der Natur. Im Rhythmus und in der Wort-

wahl erweist sich Geilinger als Hymniker. Freilich fügt er der Tradition der großen deutschen Hymniker kaum einen neuen Ton hinzu; gemessen an den Themen scheinen uns die Worte und Prädikate oft zu überschwenglich. Als Stilbruch empfindet man die Reimung, die zu dem großen Atem der Gefühle im Widerspruch steht und ihn verniedlicht.

Dem Menschen wohnt der Drang inne, seine edelsten Gefühle bei Gott niederzulegen, zurückzugeben an den, der sie durch die Werke seiner Schöpfung in ihm erweckt hat. In diesem Sinn ist Ingeborg Teuffenbachs Lyrik letztlich auf Gott hin bezogen „Der große Gesang“ (Leinfelden, Engelhornverlag. 65 S.). Das zentrale Erleben der Liebe — der geistigen, sinnlichen, erfüllten und verschmähten — wird dadurch geadelt und gedelt, verliert freilich manchmal an Farbe und wird leicht ins Konventionelle abgedrängt. Die elegische Folie ist der Wehmuth der Erinnerung angemessen; sinnemächtiges, aber entschwundenes Erleben soll durch Wohlklang und Harmonie stellvertretend noch einmal beschworen werden. Aber es bleibt in all den gelungenen Assonanzen, Stab- und Binnenreimen ein Nacherleben.

Der zivilisierte Mensch auf der Suche nach der verlorengegangenen Urtümlichkeit stößt immer wieder auf den Neger. Auch der Neger in der Zivilisation, etwa in den USA, lebt noch aus den alten Bindungen seiner Rasse. Wolfgang Weyrauch dichtet als formkühner Rhapsode „Die Minute des Negers“ (Hamburg, Rowohlt. 84 S.), der im Flugzeug sitzt und weiß, daß es seine letzte Minute ist, weil das Flugzeug dem tödlichen Anprall an das plötzlich aus den Wolken aufgetauchte Gebirge nicht mehr entkommen kann. Die Zusammenballung von Erinnerungen, die Verdichtung von Gefühlen in einer solchen Todesminute läßt Weyrauch in der adäquaten Grausamkeit des tempo piano abrollen.

Aber auch eine kleine Anthologie mit Originalproben von Gedichten amerikanischer Neger liegt vor („Meine dunklen Hände“. München, Nymphenburger Verlagshandlung. 92 S.), synoptisch angeordnet in eng-

lischer und deutscher Sprache. Hier spürt man überzeugender als in der Nachempfindung des Weißen den elementaren, friedlichen Aufbruch einer Rasse aus dem Ghetto. Es ist erschreckend fast, rührend und beschämend, mit welcher religiösen Inbrunst einige der vertretenen Negerdichter das Christentum aufgreifen und erleben. Aber auch die „weltlichen“ Gedichte sind oft von einer ergreifenden, kindlichen Ernsthaftigkeit geprägt. Duftend und strömend wie dickflüssige, edle Öle, in vielem den Gedichten eines F. G. Lorca verwandt sind etwa die „Nachtstücke“ von Frank Marshall Davis (geboren 1905), von denen eines lautet:

Hausierend
Von Tür zu Tür,
Verkauft die Nacht
Schwarze Säcke mit Pfefferminzsternen
Und häuft Mondhörnchen aus Vanille
drauf,
Bis ihr die Ware ausgeht,
Dann schlurft sie heim
Und klinkert mit den kleinen
Kupferstücken
Morgenrot.

Ganz anders die Nächte in den neuen Versen von *Heinz Pointek* „Die Rauchfahne“ (Esslingen, Bechtle):

Die Nächte tropfen mir
den messinfarbenen Sterntau
in den Nacken . . .

heißt es da. Voll und übertoll von Beobachtung sind seine Gedichte insgesamt, und man darf nicht zuviel auf einmal lesen, wenn man sich nicht übernehmen will. Pointek zählt mit Recht zu den besten deutschen Lyrikern der Gegenwart. Oft geht es dem Leser seiner Gedichte wie einem, der durch eine überscharfe Brille sieht, die Welt des Sichtbaren ist wie von einem betörenden und bestechenden (vielleicht auf die Dauer stechenden) Schmelz übergossen. Der eine oder andere sehnt sich dann vielleicht nach der dünneren, flockigeren Glättung des Atmosphärischen, Dunstigen zurück. Pointek malt kristallklare Panoramen, und wir wünschen nicht, daß er impressionistische Sizilianen daraus mache. Aber auf halbem Wege wünschen wir ihm Einkehr: wo die Fülle der Sinneseindrücke stärker akzentuiert wird, wo die Fülle nicht betört und überwältigt, sondern wählt.

Herbert Zands Gedichte „Die Glas-kugel“ (Wien, Donau-Verlag. 94 S.) gehören ebenfalls zu den bedeutenden Neuerscheinungen auf dem Gebiet der Lyrik. Sie neigen zu der oft verführerischen Geste des Verzichts, der Selbstbescheidung, des Genügens am Wenigen — eine achtenswerte, aber auch gefährdete Qualität, die in der Fülle des Lebens nicht immer Orientierung gibt. Die heidnisch gefärbte Traurigkeit der Menschen bei Zand geht uns nahe, aber sie ergreift uns nicht. Überzeugender klingt dieser Grundton an, wenn der Autor den Dingen der Natur selbst Sprache verleiht. So gehören zu seinen gelungensten Gedichten die „Selbstzeugnisse“ des Brachfelds vor allem, des Sumpfs, der Halde.

Daß auch der Schalk in dieser ernstzunehmenden Runde nicht fehle und wir wieder zum Alltag zurückfinden, nennen wir noch ein Bändchen mit lustigen Versen und Bildern von *Jan Gol*: „*Fabularium*“ (Mainz, Mikrokopie-Verlag). So führt er sich gleich im ersten Gedicht ein, psychoanalytisch fundiert und Neugierde auf das Nachfolgende erweckend:

Seitdem mir das Schweigen glückte
nach manch peinlichem Verdruß,
rächt sich nun das Unterdrückte
damit, daß ich schreiben muß.

Heinz Gültig

Allerlei erzählende Prosa

Gleich zwei neue Bücher sind von *Lin Yutang* in deutscher Sprache erschienen: ein Roman und eine Sammlung von Erzählungen. Der Roman „*Leb wohl Sunganor*“ (Frankfurt/M., G. B. Fischer. 498 S. DM 9,80) ist, ähnlich wie „Blatt im Sturm“, eine Geschichte aus dem China der dreißiger Jahre, spannend zu lesen und von einer Schreibgewandtheit zeugend, die in manchem an Somerset Maugham erinnert. — Die Sammlung „*Die Botschaft des Fremden*“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 340 S. DM 11,80) enthält chinesische short stories — so bezeichnet Lin Yutang sie selbst — aus anderthalb Jahrtausenden in einer für den westlichen Leser bestimmten freien Bearbeitung, keineswegs in exakter

Übersetzung. Aber könnte es jemanden geben, der den westlichen Leser besser zur chinesischen Literatur hinzuführen vermöchte als der englisch schreibende Chinese Lin Yutang?

Der von *Elisabeth Schnack* in ein flüssiges Deutsch übertragene Roman von *Evelyn Waugh* „*Die große Meldung*“ (München, Nymphenburger Verlagshandlung, 267 S. DM 12,80) karikiert in amüsanter Weise am Beispiel eines afrikanischen Phantasie-Staates, der am Rande des Bürgerkrieges zu stehen scheint, die englische Presse und ihre Methoden: eine hübsche Unterhaltungslektüre, aber doch wohl ein Nebenwerk des Autors, und die deutsche Ausgabe erscheint nicht eben zwingend notwendig.

Mehr als Handbuch für Auswanderer denn als Roman wirkt das Buch von *Friedrich Heydenau* „*Auf und Ab*“ (Innsbruck, Österr. Verlagsanstalt, 405 Seiten) — durch keine stilistischen oder handlungsmäßigen Besonderheiten ausgezeichnet, aber immerhin eine gute Warnung für diejenigen, die immer noch glauben, in den USA „das Geld auf der Straße suchen“ zu können.

Vincent Sheean, nicht nur durch sein Buch über Gandhi auch bei uns bekannt geworden, hat mit „*Sanfelice*“ (Frankfurt a. M., G. B. Fischer, 525 S. DM 9,80) einen Roman aus dem ausgehenden 18. Jahrhundert geschrieben, der um die Beziehung von Nelson zu Lady Hamilton kreist, wenn auch die Titelheldin Luise Sanfelice eine verarmte neapolitanische Adlige ist. Sheean demonstriert hier aufs beste seine große Gabe, Historisches und Erfundenes zu einer mitreißenden Handlung und einem bunten Zeitbild zu vereinen.

Wahres und Erdachtes verbindet auch der Fontanepreisträger *Kurt Ihlenfeld* in seinem neuen Roman „*Kommt wieder, Menschenkinder*“ (Witten/Berlin, Eckart Verlag, 677 S. DM 14,80). Hier aber bleiben die Nahtstellen sichtbar. Ihlenfeld hat sich den Unglücksfall zum Thema genommen, der sich vor einigen Jahren in Berlin-Wedding abgespielt hat: ein Junge war in einen alten, vergessenen und überdeckten Brun-

nenschacht gestürzt und ums Leben gekommen. Trotz Ihlenfelds geschliffenem Stil und den manchmal überpointierten Dialogen vermögen die weitreichenden Konsequenzen, die er, nach vielseitigen Meditationen, aus diesem Unglück auf einem Schulhof zu ziehen versucht, nicht recht zu überzeugen.

Überzeugend in jeder Phase der Handlung wie in der Form der Darstellung ist der neue Roman von *Hugo Hartung* „*Gewiegt von Regen und Wind*“ (München-Pasing, Bergstadtverlag, 328 S. DM 10,80). Hartung stellt eine Brücke über die Neße in den Mittelpunkt des Geschehens, das in den Hochsommertagen des Jahres 1945 spielt, als Gerüchte über eine mögliche Rückwanderung in die alte Heimat Zehntausende unmittelbar westlich der Neße festhielten. Wie hier Gleichartigkeit und Unterschied menschlicher Charaktere und Schicksale zum Ausdruck kommen; wie der Einzelne in der Masse untergeht und wieder aus ihr auftaucht, als die Frage der persönlichen Bewährung an ihn gestellt wird — das hat Hartung in diesem Werk, seinem stärksten Roman seit „*Der Himmel war unten*“, in schlechthin meisterlicher Form dargestellt.

Ernst Kreuders jüngstes Buch „*Herein ohne anzuklopfen*“ (Hamburg, Rowohlt, 252 Seiten) ist ein überraschender Versuch, Metaphysisches real darzustellen. Es ist nicht mehr der Kreuder der „Unauffindbaren“, sondern ein Autor, der sich an einer Modernisierung der Prosa erprobt — wobei sich auch einige Elemente der Schreibweise Arno Schmidts finden. Die Handlung ist demzufolge auch das wenigst Entscheidende an diesem eigenwilligen Buch, vielmehr sind es die gelegentlich über Gebühr ausgedehnten philosophischen Exkurse und Gespräche, welche wiederum — jedenfalls soweit sie die zentrale Frage der Aufgabe der Eigenpersönlichkeit betreffen — an ihrem Ausgangspunkt enden. Die Erzählung ist ein interessantes Experiment, ohne aber die Grenzen des Experimentierens zu überschreiten.

Ganz realitätsverhaftet ist die kleine Erzählung von Gerd Schimansky „Die Nacht wird nicht dunkel bleiben“ (Witten/Ruhr, Luther-Verlag. 100 S. DM 3,50), die, gewandt, aber ohne tiefere Bedeutung geschrieben, am Hof des ersten Preußenkönigs spielt: ein Hofmaler wird durch das Verleugnen seiner einfachen Herkunft auf einen künstlerisch falschen Weg geführt, aber der dekuvierende Tod seines Vaters führt zur menschlichen und künstlerischen Selbstbesinnung.

Ein wenig erinnernd an „Im Dutzend billiger“ hat Christian Ryke die Geschichte einer märkischen Pfarrersfamilie geschrieben, die immerhin elf Kinder hat: „Wie die Orgelpfeifen“ (Heilbronn, Eugen Salzer. 191 S. DM 8,20). Das autobiographische Büchlein ist heiterbesinnlich, ein hübsches Geschenkbändchen.

Franz Tumler: „Das Hochzeitsbild (Salzburg, Pilgram Verlag. 84 S.) ist eine Erzählung aus der Zeit kurz nach dem letzten Krieg. Die angestrebte Novellenform dieser kleinen Liebesgeschichte ist nicht ganz erreicht, und der antiquierte Stil wirkt ein wenig manieriert.

Von bedrückender Gegenwartsnähe ist das Prosastück von Günther Ghirardini „Der Traum“ (München, „Die Überflüssigen“-Hefte, 22 S. DM 1,—). Hier versucht sich ein junger Autor an einem großen Stoff: der Geschichte einer durch Zwangsarbeitslager Geschleppten, die den Weg ins normale Leben nicht findet — und wenn er ihn auch noch nicht vollkommen meistert, so kündigt sich hier doch ein vielversprechendes Talent an.

„Die Teufelsfalle“ heißt nach der Titelgeschichte eine kleine Erzählungssammlung im Luther-Verlag, Witten (79 S. DM 1,—), in der Beiträge verschiedener Autoren mit recht unterschiedlichem Niveau zusammengefaßt sind.

Das „Tagebuch einer Kriegskameradschaft“ von Josef Mühlberger: „Die schwarze Perle“ (Eßlingen, Bechtle. 94 S. DM 2,80) ist nicht eigentlich eine Erzählung, sondern vielmehr eine Aufzeichnung von Kriegserlebnissen, mit deren Nie-

derschrift, wie eine Vorbemerkung ausweist, bereits 1942 begonnen wurde. Dieses Tagebuch ist gesinnungsmäßig wie stilistisch sauber und den besten Kriegsbüchern an die Seite zu stellen. D. R.

Null-Acht Fünfzehn

Der große Absatz-Erfolg des Buches von Hans-Hellmut Kirst „Null-Acht Fünfzehn“ (München, Kurt Desch. 398 S. DM 9,80) erklärt sich aus der allgemeinen Hysterie, die gegenwärtig aus verständlichen Gründen in Deutschland herrscht. Im Grunde rennt Kirst offene Türen ein, denn es gibt keinen verständigen Menschen, der eine Wiedereinführung des verhaßten Drills nicht ablehnt. Zugegeben hat es Typen, wie er sie schildert, im deutschen Heere gegeben. Eine Verallgemeinerung aber ist ebenso unangebracht wie tendenziös. Zur unfreiwilligen Reklame für das Buch haben in erster Linie Bonner Kreise, darunter ein Abgeordneter, erheblich beigetragen. Die Gefahr einer schärfstens abzulehnenden Zensur wurde wiederum sichtbar. Das Buch ist stilistisch unter dem Niveau, das eine literarische Würdigung rechtfertigen könnte. Mit dem amerikanischen Buch „Verdammt in alle Ewigkeit“ läßt es sich überhaupt nicht vergleichen. Die Älteren von uns erinnern sich noch sehr genau eines literarisch ebenso wertlosen Buches wie des Romans von Kirst, nämlich Bilses „Aus einer kleinen Garnison“ aus dem Anfang unseres Jahrhunderts. Auch Bilse schilderte, allerdings in Form des Klatsches und persönlicher Ranküne, bestehende unerfreuliche Zustände, ohne daß dadurch ein gültiges Urteil über die deutsche Armee abgegeben wurde. Gegen Soldaten-Mißhandlungen durch übertriebenen Drill und Kasernenhofen kann man mit andern ressentimentfreien Mitteln sehr viel wirksamer vorgehen. Dazu muß man freilich besser legitimiert sein als Kirst mit seiner fragwürdigen Haltung im Dritten Reich, die ihm Zurückhaltung hätte auferlegen sollen. R. P.

Politische Erziehung

Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Vertreter der Wissenschaft von

der Politik an unseren Hochschulen einen schweren Stand haben. Einer der Gründe dafür liegt in der geringen Abgrenzbarkeit des Stoffes, ein anderer in der Tatsache, daß den Vertretern anderer Disziplinen ihre Fächer leider nicht mehr so fragwürdig sind wie den „Politikern“ das ihre und — wie es im Interesse der Erkenntnis läge. Das hat schon jetzt dazu geführt, daß Lehrstuhl-aspiranten aus dem Gebiet der Political Science den Weg des geringeren Widerstandes wählen und sich unter herkömmlichen Rubriken habilitieren. Um so erfreulicher sind die zahlreichen ernsthaften Bemühungen, außerhalb der Hochschule Wege zu finden, um den in den Volks- und Oberschulen vorhandenen Bedarf an Lehrkräften der Sozial- oder Gemeinschaftskunde zu befriedigen. Seit v. Eckardts unübertroffenem „Politischen Lesebuch“ (1948) erschienen gut 100 selbständige Schriften, die Hilfen zur Durchführung des politischen Unterrichts geben wollen. Die vorliegende Schrift der Autorengemeinschaft *Binder-Frede-Kollnig-Messerschmid „Politische Bildung und Erziehung“* (Stuttgart 1953, Ernst Klett Verlag. 160 S. Ln. DM 6,80) entstand unter dem Gesichtspunkt der Methodik. Es will den Lehrern des neuen Faches die bisherigen Ansätze zu einem festumrissenen Begriff der politischen Bildung verarbeiten und damit einen Leitfaden für die Praxis geben. Das gelingt vortrefflich. Nach einer kurzen historischen Einleitung, in der leider der törichte Jahn mit seiner nationalistisch-antisemitischen Turnarretei überschätzt wird, folgen viele nützliche und verdienstvolle Hinweise auf Themengruppen und Unterrichtsentwürfe. Der Dokumentenanhang bringt Erklärungen der Menschenrechte, die Bibliographie auch zahlreiche Zeitschriftenaufsätze. Das Ganze verrät solide Arbeit und lange Jahre praktischer Schulerfahrung. *Harry Pross*

Eine Freundesgabe

Ein feinsinniges Geschenk hat *Hermann Uhde-Bernays* seinen Schweizer Freunden zugeeignet, denen er sich in Dankbarkeit verbunden

fühlt: „*Mein weißes Haus*“ (Zürich-Erlenbach, Eugen Rentsch. 164 S. DM 9,50). Zugleich ist es auch ein willkommenes Geschenk für seine anderen Freunde. Hier sind Aufsätze allgemeiner und persönlicher Art vereinigt, entstanden in den Jahren 1928—1935, während des Krieges und nach dem Zusammenbruch. Wie so manche seiner aufrechten Art unterlag auch er, der die Mitgliedschaft in der nationalsozialistischen Reichsschrifttumskammer verweigerte, während der deutschen Schreckenszeit einer Einschränkung seiner publizistischen Arbeit. Aber er wollte auch nicht unter diesem Regime, das er haßte, überhaupt an die Öffentlichkeit treten. Was ihm am Herzen lag und niedergeschrieben wurde, blieb in der Schreibtischlade. Nun hören wir von seinem Refugium, dem weißen Haus, von deutschen Städten und Landschaften, von italienischen, Schweizer und österreichischen Stadtjuwelen, von seiner Bibliothek, seinem Erleben. Ein prächtiger Aufsatz über Cyrano de Bergerac ist gleichfalls aufgenommen. Aus allen Aufsätzen spricht ein Mann feinsten Kulturs, aufrechten Charakters und ein echter Europäer von vorbildlicher Weltoffenheit. Vor der Veröffentlichung hat er noch eine letzte Hand an die Überarbeitung gelegt, so daß dieses so reife Buch inhaltlich wie stilistisch ein kleines Meisterwerk ist. Seine Freunde wissen ihm, der zu den so selten gewordenen Männern gehört, in denen eine umfassende Bildung mit persönlichem Mut und festem Charakter vereint ist, Dank dafür. *R. P.*

Neue und neuartige Nachschlagwerke

Mit der beim Verlag Herder gewohnten Pünktlichkeit ist der *Band IV* des „*Großen Herder*“ erschienen, der die Stichworte von „*Georg bis Italien*“ enthält (VIII S. u. 1520 Sp. 64 Tafel- u. Kartens. Preis während der Subskriptionszeit DM 39,—). Der Band schließt sich würdig den bisher erschienenen Bänden des Lexikons an. Wie sie zeichnet er sich durch knappe und überzeugende Formulierungen aus, durch hervorragende Abbildungen und Reproduktionen,

durch eine klare Stellungnahme in politischer und weltanschaulicher Hinsicht und ausführliche Artikel zu wichtigen Stichwörtern wie etwa den Ländern (Großbritannien, Japan, Indien, Italien). Auch dieser Band steht auf der Stufe vollkommener Aktualität, was die politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen angeht. „Der Große Herder“ liegt damit zur Hälfte vor, da außer den Bänden I—IV auch der Abschlußband X „Der Mensch in seiner Welt“ (vgl. D. R. Heft 8/1953) bereits erschienen ist. Die noch fehlenden fünf Bände sollen im Laufe von zwei Jahren fertig werden.

Auch vom „*Lexikon der Pädagogik*“ des Verlages Herder ist ein weiterer Band erschienen: *Band III „Klugheit — Schizophrenie“* (XXIV S. u. 1222 Sp. DM 56,—), der vorletzte Band des Gesamtwerks. Stärker noch als in den beiden ersten Bänden dokumentiert sich in diesem dritten, daß das Werk sich keineswegs ausschließlich an den Pädagogen richtet. Die ausführlich behandelten Themen der Philosophie, die sich in diesem Bande finden; die Stichwörter Psychoanalyse und Psychotherapie ebenso wie etwa Kriegsdienstverweigerung und Kritik — sie sind keineswegs nur für den Pädagogen von Bedeutung, auch wenn sie hier ausdrücklich für ihn verfaßt sind. Aber manche dieser Probleme sind noch an keiner anderen Stelle so präzise, knapp und einleuchtend dargelegt worden wie hier, so daß nicht nur für den Fachmann, sondern für jeden Allgemein-Interessierten das Lexikon der Pädagogik ein Nachschlagwerk von großem praktischem Wert bedeuten dürfte.

Ein anderes Handbuch von Rang legt seinen Abschlußband vor: „*Der Romanführer*“, hrsg. von *Johannes Beer* unter Mitwirkung von *Wilhelm Olbrich* und *Karl Weitzel*. Teil 3: *Nabl — Zweig* (Stuttgart, Hiersemann Verlag. DM 26,—). Auf die beiden ersten Teile haben wir (D. R. Heft 7/1953 und 11/1953) ausführlich hingewiesen. Nur bei wenigen der aufgenommenen Autoren vor allem der jüngeren Generation erscheint die Entscheidung der Herausgeber nicht völlig überzeugend — im ganzen ist, mit klaren, gelegentlich

reichlich ausführlichen Inhaltsangaben, hier ein Werk abgeschlossen worden, für das jeder, der mit Büchern zu tun hat, dankbar sein kann.

Die Synopse, die Betrachtung historischer und kultureller Ereignisse auf ihren zeitlichen Zusammenhang hin, hat sich in den letzten Jahren immer mehr durchgesetzt — man denke nur an die umstrittene „Synchronoptische Weltgeschichte“ oder an Burgers „Annalen der deutschen Literatur“. Einen Gipfelpunkt dieser Methode, ein Meisterwerk dieser Art ist der „*Kulturfahrplan*“ von *Werner Stein* (Berlin, F. A. Herbig. 1309 S. DM 14,80). Das ist ein Nachschlagwerk, von dem man sich gewaltsam losreißen muß, wenn man einmal angefangen hat, darin zu lesen.

Ein halbes Dutzend Spalten enthält für jedes Jahr (oder, in der Frühzeit, für jeden Zeitabschnitt) die wichtigsten Ereignisse — in Politik, Dichtung und Schauspiel, Religion und Philosophie, Bildender Kunst, Musik, Wissenschaft und Technik, Wirtschaft und Täglichem Leben. Da treten denn die überraschendsten und auch wiederum aufschlußreichsten Dinge zutage — wie etwa bei dem Jahre 1857, in dem Baudelaires „Blumen des Bösen“, Stifters „Nachsommer“, Flauberts „Madame Bovary“ und Dickens' „Klein Dorrit“ erscheinen, Eichendorff und Alfred de Musset sterben, Hermann Sudermann und Joseph Conrad geboren werden; in Indien bricht in diesem Jahr der Sepoy-Aufstand aus, in Preußen übernimmt Wilhelm I. die Vertretung seines kranken Bruders — und auf den Gebieten der Wissenschaft und Wirtschaft sind nicht minder bemerkenswerte Daten zu verzeichnen. Welches Jahr man auch aufschlägt: immer ist man überrascht von der neuartigen Schau, welche die Gleichzeitigkeit der Geschehnisse vermittelt. Das Werk ist ein Gewinn und eine Freude. Schade nur, daß es so unhandlich ist; vielleicht entschließt sich der Verlag für eine Neuausgabe doch, dünneres Papier zu wählen oder aber es in zwei Bände aufzuteilen.

Bietet der „Kulturfahrplan“ die Welt der Vergangenheit dar, so zeigt das „Jahrbuch der Welt 1954“ (Hrsg. von Dr. Karl Wagner. München, Paul List. 1247 S. DM 39,80) die Welt von heute auf. Dieses Werk ist eine deutsche Bearbeitung von „The Statesman's Year-Book“ und enthält die wichtigsten Daten und Angaben über alle Staaten der Erde: erschöpfende Zahlen über Bevölkerung, Wirtschaft und Handel, Schulwesen, Rüstung usw., historische Abrisse und ausführliche Angaben über die gegenwärtige Regierung. Dieses Nachschlagewerk, das seit 1945 in Deutschland gefehlt hat, wird für Politiker, Journalisten bald wieder unentbehrlich sein und gehört selbstverständlich in jede Bibliothek.

Das gilt auch für das „Handbuch des Deutschen Bundestages“ (Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 493 S. DM 9,80), das, herausgegeben von Fritz Sänger, jetzt von Siegfried Sänger für den 2. Deutschen Bundestag bearbeitet worden ist. Neben den biographischen Angaben über jeden einzelnen Abgeordneten und einem Bild jedes Parlamentsmitgliedes enthält der Band den Wortlaut des Grundgesetzes, des Wahlgesetzes und der Geschäftsordnung des Bundestags und die Ergebnisse der Bundestagswahlen vom 6. September 1953, außerdem eine Reihe von Statistiken und wissenswerten Angaben. Es ist ein zuverlässiges Handbuch, dessen Neubearbeitung aufs wärmste zu begrüßen ist.

Lange hat Hugo Wehrles „Deutscher Wortschatz“ auf dem Büchermarkt gefehlt. Der Klett-Verlag in Stuttgart legt ihn jetzt als im wesentlichen unveränderten Nachdruck der letzten, von dem 1951 verstorbenen Hugo Wehrle selber bearbeiteten Ausgabe in 11. Auflage wieder vor (544 S. DM 19,60). Obwohl, wie der Verlag versichert, eine Vollständigkeit nicht einmal angestrebt wurde, findet sich in diesem handlichen Synonymen-Lexikon, das nach Sachgruppen geordnet ist, aber ein alphabetisches Register von 210 Seiten aufweist, doch eine verblüffende Fülle von Ausdrücken. Für jeden, der seine Sprache liebt und sich mit ihr beschäftigt, bietet

der „Wehrle“ eine köstliche und kostbare, nahezu unerschöpfliche Fundgrube. D. Rg.

Menschliche Beziehungen

In einer Zeit, da mangelndes Vertrauen alle menschlichen Beziehungen zu sprengen droht, sind wir dankbar für jedes mutige Bekenntnis zur „Liebe, welche die Furcht überwindet“. „Der leuchtende Berg“ Heinz von Homeyers (Hamburg 1954, Marion von Schröder Verlag. 312 S. DM 10,80) enthüllt das Schicksal zweier Russen, die, auf ständiger Flucht vor den Bolschewisten, dennoch den Haß überwinden und erkennen, wie sie selbst und wie jeder von uns mitschuldig ist an jenem furchtbaren „Aufstand gegen Gott“. — Eine andere Anklage gegen unsere beschränkte Selbstgefälligkeit ist der Roman „Sieben Steine“ (ebenda. Deutsche Übersetzung von Ernst Sander. 336 S. DM 10,80). Meisterhaft gestaltet John Hampson den verzweifelten Versuch eines jungen Menschen, sich gegen den verständnislosen Vater zu behaupten und durchzusetzen. Jahre hindurch spielt der Sohn mit seinem Haß, wieder und wieder vollzieht er in Wahnträumen den befreienden Mord. Endlich scheint er dieser Zwangsvorstellung Herr und innerlich gesundet zu sein — da gewinnen seine Träume ein letztes Mal Gewalt über ihn. Dieses Buch erschüttert durch seine Wahrhaftigkeit; nichts daran ist unecht, kein Detail überflüssig — alles fügt sich notwendig der straff zusammengefaßten Handlung ein. — Im selben Verlag erschien George Saiko, „Auf dem Floß“ (672 S. DM 18,—) — ein Werk von epischer Breite, das sich besonders durch die Fülle seiner Gestalten, Tiefe der Probleme und überlegene Darstellungskunst auszeichnet. H.

Wichtige Neuerscheinungen

Es ist sehr zu begrüßen, daß das ungemein wichtige Buch von M. Graf Yorck von Wartenburg „Weltgeschichte in Umrissen“ eine Neuauflage erfahren hat (Frankfurt, G. B. Fischer & Co. 424 S. 216 Kunstdruck-

tafeln. DM 9,80). Das Buch, das dem Rezensenten seit seinem Erscheinen ein treuer Begleiter gewesen ist, gehört in den Rang von Jacob Burckhardts „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ und hat jedem Politiker wegen seiner weltumspannenden Konzeption auch gerade heute sehr viel zu sagen. Graf Yorck von Wartenburg stand in enger Verbindung mit so hellen Geistern wie Dilthey und gehörte zu den in Deutschland so spärlich vorhandenen echten konservativen Geistern, denen ihre innere Haltung ein klares und überzeugendes Urteil über das große Weltgeschehen ermöglicht. Erfreulich ist auch die Ankündigung des Verlags, daß diesem Bande in einer „Bibliothek der Weltgeschichte“, herausgegeben von Hans Eberhard Friedrich, weitere Bände folgen sollen: so Jacob Burckhardt „Die Zeit Constantins des Großen“; Leopold von Ranke „Gestalten der Geschichte“; Hippolyte Taine „Die Entstehung des modernen Frankreichs“; Thomas Carlyle „Friedrich der Große“; John Robert Seeley „Die Ausbreitung Englands“. Diese Ankündigung verspricht wesentliche Beiträge zur Erweiterung der so eng begrenzten politisch-historischen Kenntnisse.

Begrüßenswert ist auch die Neuauflage von A. R. Lesage „Der hinkende Teufel“ (deutsch von Erich Bertleff. Wien-Berlin-Stuttgart, Paul Neff Verlag. 277 S. DM 4,80). Wir wünschten, daß ein Autor von dem Rang Lesages heute wiederum einen Asmodé erstehen ließe, der die Dächer der Häuser abheben und alle die Fehler und den menschlichen Unrat unter ihnen offenbar machte.

Eine Prachtausgabe von Theodor Storms berühmter Novelle „Der Schimmelreiter“ ist im Christian Wolff Verlag in Flensburg in meisterhafter Ausstattung erschienen und beweist, daß zum mindesten einige Novellen von Theodor Storm nicht in eine verstaubte Ecke des Bücherschranks gehören. Sehr lebendig und dem Geist der Novelle ganz konform sind die vierzig Radierungen von U. Eckener. Ein schönes Geschenk-buch.

Die erste Auflage des Buches „Österreich. Landschaft, Mensch und Kultur“ (Frankfurt, Umschau Verlag. 150 ganzseitige Bilder. 112 S. Leinen DM 14,80) ist in der Deutschen Rundschau lebhaft gewürdigt worden. Jetzt liegt das schöne Buch in zweiter Auflage vor. Der Einführungstext von Karl Heinrich Waggerl sowie die geographischen und kulturgeschichtlichen Erläuterungen von Eduard Widmoser sind geblieben. Das Buch ist in hohem Grade geeignet, in den glänzenden Aufnahmen die unerschöpflichen Schönheiten der österreichischen Landschaft und seiner Kultur jedem eindringlich nahe zu bringen. D. R.

Verlags-Almanache

Außer dem Verlag R. Piper & Co., auf dessen 50jähriges Bestehen wir an anderer Stelle hingewiesen haben (D. R. Heft 7/1954, S. 751/52), feiert noch ein weiterer Verlag dieses Jahr ein Jubiläum: der Paul List Verlag, der aus diesem Anlaß einen Almanach von 340 S. Umfang herausgegeben hat: „List-Almanach. 60 Jahre Paul List Verlag“. Der weit, gelegentlich allzu weit gespannte Rahmen, der das Schaffen des List-Verlags umschließt, wird hier in zahlreichen Abdrucken aus Verlagswerken erkennbar, und ein Verzeichnis aller seit 1919 erschienenen Werke erinnert daran, daß ebenso Stefan Andres wie Franz von Papen, Hans Blüher wie Wilhelm von Scholz, Kipling, Carl Hauptmann, Borchardt wie Karl Benno von Mechow zu den Verlagsautoren von Paul List gehören oder gehörten.

Der Almanach des S. Fischer Verlags „Das siebenundsechzigste Jahr“ ist wieder besonders inhaltreich und erfreulich mit seinen Auszügen aus den neuerschiedenen Büchern dieses einst ersten deutschen Verlages. Das Bändchen enthält ein schönes „Gedenkblatt“ mit Gedichten und Autoren-Briefen an die verstorbene Frau Hedwig Fischer, die Frau des Verlagsgründers S. Fischer. Nach demselben Muster aufgemacht ist der „Almanach 1954“ der Fischer-Bücherei, der gleichfalls Auszüge aus zahlreichen Fischer-Büchern gibt: der erste Jahres-Almanach dieser

Reihe, dem Albrecht Goes ein freundliches Vorwort „Über die Lust, ein Taschenbuch zu lesen“ vorangestellt hat.

Der Suhrkamp Verlag hat sich erst spät entschlossen, die Mode der Jahresalmanache mitzumachen, und seine Jahresschauen „*Dichten und Trachten*“ II und III wahren, dem Charakter des Verlages und wohl insonderheit seines Leiters entsprechend, eine durchaus eigene Note. Denn neben den obligaten Werk-Auszügen finden sich hier auch Abbildungen der Autoren und Bilder aus den Verlags-Büchern sowie nicht zuletzt Kritiken und Bemerkungen über die Publikationen des Suhrkamp Verlags: ein Vorgehen, das anderen Verlagen zur Anregung dienen könnte.

Bei dieser Gelegenheit sei noch auf den beachtenswerten „*Almanach 1954*“ der *Librairie Martin Flinker* in Paris hingewiesen, der außer einem erstaunlich umfänglichen Verzeichnis deutscher Literatur nach Sachgebieten mehrere eigens für diesen Almanach geschriebene Äußerungen namhafter Autoren über ihre Werke bringt. Die Librairie Flinker leistet wie mit ihrer sonstigen Arbeit, so auch mit diesem Jahresalmanach einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur französisch-deutschen Geistesverständigung.

D. R.

Exhibitionismus

Nachdem der Absatz des „Fragebogens“ in letzter Zeit wohl etwas nachgelassen hat, hielt Herr Rowohlt anscheinend die Zeit für gekommen, den deutschen Buchmarkt mit einem weiteren Erzeugnis dieses Genres zu bereichern. Um an dem Gebotenen von vornherein keinen Zweifel aufkommen zu lassen, machte er aus der Variation ein Thema und einen Titel: „*Arnold Bronnen gibt zu Protokoll*“ (Hamburg 1954, Rowohlt-Verlag. 494 Seiten. DM 12,80). Die Originalität wird zur Manieriertheit, und die politische Aussage sinkt nun völlig auf das Niveau von schlechten Illustrierten. Über Herrn Bronnen senkte sich 1945 der Schleier des Vergessens. Er wäre besser nicht zerrissen worden, aber schlechte Vorbilder verderben nun mal selbst da

noch Sitten, wo ohnehin kaum mehr welche zu finden sind. Als Herr Bronnen nach dem Ersten Weltkrieg gleich seinem sehr viel erfolgreichen Braunauer Landsmann von Wien nach Deutschland übersiedelte, stellte man seine Werke in die Reihe der Brecht, Kaiser, Toller und Hasenclever. Er brachte eine überaus starke Erkenntnis- und Erlebnisfähigkeit für seine Aufgabe mit. Aber fehlten ihm zum Dichter das Ideal und der Charakter, so zum Zeitkritiker der politische Verstand. So gerät er vom Extrem der Linken in das der Rechten — im Grunde ein völlig ahnungsloser politischer Dilettant, der an den treibenden Kräften vorbeisieht und höchst verwundert ist, welche Konsequenzen die Parteipolitik aus seinen Stücken zieht. So landet er auch sehr folgerichtig bei den Nationalsozialisten, und Goebbels nutzt seinen neuen Freund weidlich aus, um den 30. Januar 1933 vorzubereiten. Als man Bronnen dann nicht mehr braucht, setzt man ihn mit einem Tritt vor die Tür. Aber Herrn Bronnens Charakterverfall hat inzwischen schon reißen die Fortschritte gemacht. Die Nazis brauchen nur mit ein paar Hundertmarkscheinen zu winken, und schon ist er wieder da. Man wirft ihn laufend raus — aus dem Rundfunk, aus der Reichskulturkammer, aus dem Fernsehen; aber Bronnen verliert die Hoffnung nicht. Und da der Bedarf an Gesinnungslumpen groß ist, findet man auch immer wieder eine kleine Beschäftigung für ihn: während des Krieges darf er dann unter englisch oder schwedisch klingenden Namen für das Propagandaministerium oder das Auswärtige Amt Broschüren verfassen, etwa darüber, wie wirkungslos die Bombenangriffe auf deutsche Städte seien. Im Grunde seines Herzens aber fühlt er sich schon lange als Widerstandskämpfer, denn „was mich von den Juni-Schlächtern (1934. D. R.) trennte, waren Fragen der Taktik und der Methoden“. Immerhin. Und als er dann gar noch im Herbst 1944 ein paar Monate brummen muß, weil er einen Fritzsche-Kommentar als Blödsinn bezeichnet hatte, da ist sein Konzept vom braven Mann wieder abgerun-

det. Wertvoll — aber von ihm nicht beabsichtigt — sind seine Mitteilungen über die zahlreichen personellen Verbindungen, die Kenntnis von Fäden vermitteln, die bei richtiger Auswertung bestimmte, auch heute sehr interessante Zusammenhänge aufhellen können, vielleicht sogar auch für den Fall John.

Man weiß nicht recht, wofür man sich als Deutscher mehr schämen soll: für die eiskalte, zynische Offenheit, mit der Herr Bronnen seinen Werdegang schildert, nichts auslassend, weder seine sexuellen (unter Bloßstellung seiner Partnerinnen) noch seine politischen Exzesse (ganz zu schweigen von seiner Arisierung durch behaupteten Ehebruch seiner Mutter) oder für die ebenso skrupellose Geschäftigkeit des Herrn Rowohlt, der von der ihm früher zugebilligten Narrenfreiheit zu reichlich Gebrauch gemacht hat. Wir sind immerhin neugierig, wer — etwa unter dem Titel „Der Verteidiger hat das Wort“ — als nächster der Rowohlt-Jünger an der Reihe ist.

Hans-Joachim Netzer

Weltgeschichte der Gegenwart

Diese „Weltgeschichte der Gegenwart in Dokumenten“, herausgegeben von Professor Dr. Michael Freund („Geschichte des Zweiten Weltkrieges in Dokumenten. Band I: Der Weg zum Kriege 1938—1939“, Freiburg 1953, Verlag Herder, 486 Seiten. Normalpreis: in Leinen 28,— DM, Subskriptionspreis: in Leinen 25,— DM), ist keine Dokumenten-Sammlung und kein „Politisches Archiv“ herkömmlicher Art, sondern eine neue, höchst lebendige Geschichtsform, welche die Dokumente selbst sprechen läßt und sie nur durch Zwischentexte verbindet. Durch diese Art der Darstellung wird der „Weg zum Kriege“ in dem Jahr vom März 1938 bis zur Errichtung des Protektorats Böhmen und Mähren am 15. März 1939 zu einer dramatischen Handlung gestaltet, deren Spannung uns um so mehr erregt, als wir selbst dieses Geschehen miterlebt haben. Ein solches zusammenfassendes Geschichtswerk war notwendig, weil die Epoche der Memoiren heute zu Ende ist und uns Einzeldarstellungen nicht mehr befriedigen können.

Daß aber die Zusammenfassung gerade in dieser glücklichen Form in die Öffentlichkeit tritt, ist als Tat des Herausgebers wie des Verlages hoch zu bewerten. Dem Vorwort ist zu entnehmen, daß dem I. Band die politische Darstellung des Zweiten Weltkriegs folgen wird bis zur Entstehung des „Kalten Krieges“. Denn der Zweite Weltkrieg wird schon überlagert durch die Auseinandersetzung zwischen Ost und West um den Preis des Sieges und um die Weltherrschaft. Der Prozeß dieses inneren Werdegangs soll sichtbar gemacht werden an den Versuchen, das Schicksal der Welt vorzuformen (z. B. Atlantic-Charta), oder an den großen Konferenzen in Kairo, Teheran, Jalta und Potsdam. Dann aber tritt das Werk in die Gegenwart ein, um — wie es der Titel verspricht — die „Weltgeschichte der Gegenwart in Dokumenten“ laufend darzustellen. Ein großartiger Plan, auf dessen rasche Verwirklichung, soweit es sich um die Vergangenheit handelt, wir hoffen, damit dann die Gegenwart zu ihrem Rechte kommen kann.

Wir wissen, daß die politische Bildung des Staatsbürgers die Grundlage einer echten Demokratie ist. Wir wissen aber auch, daß die Vermittlung dieser politischen Bildung an die Jugend eine der schwierigsten Aufgaben ist, die sich dem Erzieher stellt. Die Gefahr besteht immer, daß die politische Bildung in einem trocknen, langweiligen staatsbürgerlichen Unterricht verodet. Aber an der Hand einer solchen Geschichte in Dokumenten müßte auch einem nüchternen jungen Menschen der Sinn für Geschichte und für Politik aufgehen. Wer z. B. das Protokoll über die Unterredung zwischen Hitler und dem tschechischen Staatspräsidenten Hacha in der Nacht vom 14./15. März 1939 liest, die das Ende der Tschechoslowakei bedeutet, der spürt schon in dieser Schicksalsstunde den heißen Hauch des kommenden Krieges voraus.

Robert Knauss

Apollon

Meditationen über Gegenstände der Altertumswissenschaft nennt Karl Kerényi, der große Gelehrte und bedeutendste Erforscher der an-

tiken Religion und Mythologie, eine Sammlung seiner Aufsätze, die unter dem Titel „Apollon“ im Eugen Diederichs-Verlag erschienen ist. Aber diese Studien über antike Religion und Religionspsychologie, über den Geist der griechischen Landschaft, über Catull, den Hellenismus oder das Geheimnis der Pythia sind weit mehr als nur wissenschaftlich-künstlerische Essays. Sie bieten Aspekte eines neuen Humanismus, der die Gestalthaftigkeit und Wirklichkeitsnähe der antiken Götterwelt als einen Weg menschlichen Sich-Selbstverstehens in tiefer Ergriffenheit darstellt, ja darlebt. In Apollon erschien für die Griechen die Wirklichkeit des Geistes und der Klarheit. Seine Gestalt wahrhaft zu erblicken, hingebend zu erleben, kann uns die eigene Existenz auch heute verständlicher machen, wie jedes Kunstwerk dies vermag, in welchem der antike Lebensstil, die antike Seinsform voll erscheint. Dichtung, Religion und Kunst des Altertums umfaßten noch die ganze Fülle, Vielheit und Dichte der Welt, drückten sie in nie mehr wiederholten Formen aus. Nichts könnte für den rationalen und abstrakten Menschen der Neuzeit nötiger sein, als die Welt, die zu zerstören er sich anschickt, in scheuer Ehrfurcht wieder zu entdecken und damit sich selbst, auf dem Wege über die Antike, unsere Urheimat, die immer, wenn der abendländische Mensch bedroht ist, ihre heilenden Kräfte zu spenden beginnt. Wie seine „Antike Religion“ oder „Die Mythologie der Griechen“ ist auch das Apollonbuch Kerényis ein neuer Beweis der verwandelnden und erweckenden Kraft, die von einem Humanismus ausgehen kann, der in einer götterlos gewordenen Welt die Götter wieder beschwört und feiert.

Joachim Bodamer

Die italienische Romantik

Hat uns die italienische Romantik noch etwas zu sagen? Reicht unser Interesse über die rein ästhetischen Bezirke und die beiden großen Dichter Manzoni und Leopardi hinaus? Gewiß sollte es das. Die italienische Romantik begann — das Datum ist genau festzustellen — fünfzehn

Preuves

Monatshefte

herausgegeben vom **Kongreß
für die Freiheit der Kultur,**
Paris 8e, 104 Boulevard Haussmann

Aus dem Inhalt
des September-Heftes

IGNAZIO SILONE
Le choix des camerades

ROGER CAILLOIS
Un officier progressiste
sous Louis XVI

ERNST JÜNGER
La part à Dieu

BERTRAND RUSSELL
Souvenirs sur D. H. Lawrence

F. BORKENAU
Un acte de naissance
de l'Occident

Zu beziehen durch:
„Kongreß für die Freiheit der Kultur“
Berlin-Zehlendorf, Schmarjestraße 4
Probenummern kostenlos!
Jahresabonnement: DM 8,—

Jahre, nachdem die deutsche mit Novalis ihre sublimste Erscheinung verloren hatte: 1816 kritisierte Madame de Staël nicht ungerechtfertigt die Stagnation des geistigen Lebens in Italien. Da erhoben sich die Alten und die Jungen; die Alten, um die klassische Tradition zu verteidigen, die Jungen, um einer neuen Lebensauffassung, konform den Bewegungen in anderen Ländern, Bahn zu brechen. Es entbrannte ein geistiger Kampf von beispielloser Härte, der — und das ist das Bezeichnende an der Entwicklung — die damals Modernen, die Romantiker, bestimmte, dem nationalen Gedanken Geltung und Deutung zu verschaffen. Damit nahmen sie den traditionsgebundenen Klassikern den Wind aus den Segeln, sie wurden die Fürsprecher der Einheit Italiens, als Befruchter des öffentlichen Lebens auch Politiker. Es wäre aber falsch, sie nach dem Erfolg des Risorgimento in erster Linie als Politiker zu betrachten. Geistige, kulturelle, politische Elemente hielten sich in ihnen die Waage. Sie machten am nationalen Gedanken nicht Halt, er

war für sie ein Moment der Entwicklung. „Es hieße den tiefsten Sinn, die letzten Absichten der Romantik und des Risorgimento verkennen, wenn man nicht berücksichtigt, daß die Idee des Nationalen eingegliedert wurde in die umfassendere Idee eines kosmopolitischen Gefüges.“ Daß Italien heute, allen Parteistreitereien zum Trotz, europäisch fühlt, darf die Romantik als späte, aber schöne Frucht ihres Bemühens ansehen.

Diese Gedankengänge, ausgehend von dem Wiedererscheinen romantischer Dokumente, verfolgt eine Studie „*Die italienische Romantik*“, ihre Auseinandersetzung mit der Tradition“, die *Giuseppe Zamboni* in den Schriften des Petrarca-Instituts, Köln, veröffentlicht hat (Krefeld, Scherpe-Verlag), in einem ausgezeichneten Deutsch, das den polyglotten Florentiner Gelehrten, heute Professor an der Universität Basel, ehrt und der Idee „Europa“ eine schöne Bestätigung gibt. *Max Krell*

Handbuch des Opernrepertoires

Intendanten, Regisseure, Musikverleger und Opernsänger werden das Handbuch des Opernrepertoires von *G. E. Lessing* (London/Bonn 1953, Boosey & Hawkes. 393 S.) ebenso lebhaft begrüßen wie jeder Orchestermusiker und Opernfreund. Der aus der Opernpraxis kommende Herausgeber wünscht vor allem wichtige praktische Hinweise über rund 350 Opern aus dem Zeitraum von Monteverdi bis in die eingehend berücksichtigte Moderne zu geben: Daten der Komponisten, Uraufführungen, Bühnenbild, Libretti, Übersetzer, Besetzungen, Verlage, Personen der Opern und andere nützliche Angaben, die man sich bisher jedesmal mühselig zusammensuchen mußte.

Wir regen an, das Repertoire in einer Neuauflage zu erweitern — z. B. um Berlioz' Troyens, weitere Opern von Braunsfels u. a. m. *Hans Kühner*

Mitarbeiter dieses Heftes u. a.:

Von **Alfred Frisch** brachten wir in Heft 5/1954 einen Aufsatz über den französischen Katholizismus. — **Prof. Dr. Hans von Eckardt** ist der Leiter des Instituts für Publizistik an der Universität Heidelberg. — Das letzte Buch von **Dr. Walther Tritesch** „Europa und die Nationen“ wurde in Heft 5/1953 besprochen. — **Dietrich Koch** (32 Jahre), Hamburg, wurde nach Entlassung aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft 1948 durch ein sowjetisches Militärgericht zu 10 Jahren Zwangsarbeit verurteilt und bis Januar 1954 durch verschiedene KZ-Lager und Zuchthäuser der Sowjetzone geschleppt. — Von **Dr. Alfred Mohrhenn**, Berlin, brachte die D. R. in Heft 10/1953 den Essay „Hamlet und die Verzweiflung“. — Von **Prof. Dr. Eduard Lachmann**, Innsbruck, erscheint im Herbst eine Studie über Georg Trakl im Verlag Otto Müller, Salzburg. — **Dr. Irmgard Kern**, geb. 1907 in Berlin, hat in Heidelberg, Frankfurt a. M. und Boston Philosophie, Psychologie, Soziologie studiert. Sie lebt heute als freie Schriftstellerin und Journalistin in Frankfurt.

In den nächsten Heften der Deutschen Rundschau lesen Sie u. a.:

Georg Stadtmüller	Deutsch-polnische Nachbarschaft
Eugen Kalkschmidt	Über die Ähnlichkeit im Bilde
Wolfdietrich Schnurre	Der Grabstein (Erzählung)
Moritz Lederer	Saisonbeginn vor 50 Jahren
Beat Bäschlin	Jeremias Gotthelf und der politische Radikalismus

Auslieferungsstellen der DEUTSCHEN RUNDSCHAU

Im Saargebiet: Buchhandlung Bock & Seip, Saarbrücken, Bahnhofstraße 98. —
 Im Ausland: *Argentinien*: Knüll & Wetzler, Estomba 1783, Buenos Aires. —
Bolivien: Das Echo, Cochabamba, Casilla 748. — *Dänemark*: Pressa AG, Blegdamsvej 26,
 Kopenhagen N. — *Finnland*: Akateeminen Kirjakauppa, 2 Keskuskatu, Helsinki. —
Frankreich: Librairie Martin Flinker, 68 Quai des Orfèvres, Paris 1er. — *Griechenland*:
 Georg Mazarakis & Co, Patissonstr. 9, Athen. — *Großbritannien*: Interbook, 12 Fitzroy
 Street, London. — *Israel*: Dr. Alfred Allerhand, 8 Adam Macohen Street, Tel Aviv. —
Italien: Libreria Sansoni, Via Capponi 26, Firenze. — *Libanon*: The Levant Distributors
 Co., P.O.B. 1181, Beirut. — *Luxemburg*: Messageries Paul Kraus, 27 rue Joseph Junck,
 Luxembourg. — *Niederlande*: Meulenhoff & Co., NV, Amsterdam, Beulingstraat 2. —
Norwegen: A. S. Narvesens Kioskkompani, Stortingsgata 2, Oslo. — *Österreich*: K. Lintl
 (W. Ennsthaler), Steyr, Grünmarkt 7. — *Portugal*: Alvaro Goncalves Pereira, Restaura-
 dores 12, Lissabon. — *Schweiz*: Azud AG., Basel, Dornacherstr. 60–62; Schweizerisches
 Vereinssortiment, Olten. — *Spanien*: Atheneum, Barcelona, Pasaje Marimon, 23. —
Türkei: Türk-Alman Kitapevi, Beyoglu, Kumbaraci Yokuxu 12.

FORVM

Österreichische Monatsblätter für kulturelle Freiheit

Redaktion: Friedrich Hansen-Loeve
 Felix Hubalek — Alexander Lernet-
 Holenia — Friedrich Torberg

DOPPELNUMMER JULI/AUG. 1954

E. K. Winter / Klaus Dohrn
Atombombe und Bergpredigt
 Eine „Pro und Contra“-Diskussion
 Friedr. Abendroth / Bened. Kautsky
 Zum 20. Juli 1954

Salzburger Festspiele
Hochschulwochen in Alpbach
 (Mit Beiträgen prominenter Persön-
 lichkeiten beider Veranstaltungen)

Was ist Bildung?

Eine Umfrage

unter Wissenschaftlern

Alexander Lernet-Holenia:

Über moderne Lyrik

Friedrich Torberg:

Der wartende Godot (Eine Parodie)

FORVM, Wien VII, Museumstr. 5

Deutschland:

Pressevertrieb, Frankfurt/Main
 Mainzer Landstraße 225

Ppreis des Doppelheftes:

S 5,—, DM 1,20, Sfrs 1,20

HORTULUS

Vierteljahrsschrift
 für neue Dichtung

Herausgegeben

von Hans Rudolf Hilty

Die literarische Zeitschrift, die vor
 allem verheißungsvollen jungen
 Dichtern den Weg an die Öffent-
 lichkeit erleichtern will und in
 den vier Jahren ihres Bestehens
 schon einen erstaunlichen Weg
 aufwärts zurückgelegt hat.

TSCHUDY-VERLAG
 ST. GALLEN/SCHWEIZ

Auslieferung für Deutschland:
 THORBEKE-VERLAG, LINDAU

Jahresabonnement: DM / Sfr. 3.—

SIGISMUND v. RADECKI

Nebenbei bemerkt

17.—20. Tausend. 446 Seiten.

Leinen DM 15,50

„Radeckis Essaybücher gehören längst zur besten deutschen Literatur. Wer auch nur eines davon besitzt, kann sich glücklich schätzen. Es ist Zwiesprache mit einem überlegenen, lächelnden Weisen, der spielerisch die Dinge des Alltags in die Hand nimmt, und siehe: sie werden leuchtend und transparent und offenbaren Wirklichkeiten, die wir uns nicht träumen ließen. Eine Stunde bei Radecki zu Gast ist ein heiterer und nachdenklicher Abend mit Freunden.“
„*Saat auf Hoffnung*“, Wien — „Die Bücher von Sigismund v. Radecki sind echte Begleiter; man soll sie nicht lesen, man soll mit ihnen sprechen; und es wird sich zeigen, daß man dieses Begleiters niemals überdrüssig wird.“ *Reinhold Schneider*

✱

Der Glockenturm

Russische Verse und Prosa

Gr. 8°. 388 Seiten.

Leinen DM 17,50

„Eine Auswahl russischer Dichtung: Gedichte, dramatische Szenen und Prosa von Puschkin, Gogol, Gontscharow, Solowjew und anderen. Die Vieltimmigkeit hat dem Buch den Namen gegeben. Eine Fundgrube erstaunlicher Lebensweisheit ist die angefügte Sprichwörtersammlung. Ein Stück Weltliteratur ist hier für uns gerettet, zugleich erhalten wir ein reineres Bild eines großen und grundguten Volkes, das heute durch die Politik diffamiert ist.“
„*Saat auf Hoffnung*“, Wien. — „Die Übersetzungen sind Bestleistungen, und die Auswahl aus dem Schatzkästlein enthält Ewigkeitswerte der Weltliteratur.“ „*Die Zeit*“, Hamburg

KÖSEL-VERLAG, MÜNCHEN

Institut für Auslandsbeziehungen

MITTEILUNGEN

des

Instituts für Auslandsbeziehungen

Die einzige Zeitschrift Deutschlands, die sich mit den kulturellen Beziehungen zu allen Völkern der Welt befaßt und in diesem Zusammenhang auch über die kulturelle Arbeit der im Ausland lebenden Deutschen berichtet.

Bisher wurden in besonderen Ländernummern unter anderem bearbeitet:

FRANKREICH
SPANIEN
URUGUAY
AUSTRALIEN

Die Mitteilungen erscheinen monatlich oder in Doppelheften zweimonatlich

Preis für den Jahrgang: 15,— DM
Einzelheft 1,25, Doppelheft 2,50 DM

Probenummern durch das
Institut für Auslandsbeziehungen
Stuttgart, Charlottenplatz 17

DAS KULTURWORT

Zeitschrift für Kultur und Wissen

Juli 1954

Die Frau in Spanien
Verbrecher mit gutem Gewissen
Hat es Amazonen gegeben?
Explodierende Atome
Die Göttin aus dem Meer

August 1954

Geistiger Nachwuchs
Aristophanes und der Friede
Aristophanes und Malaparte
Uhrenpest
Der Buddhismus heute

Sie erhalten

DAS ÖSTERREICHISCHE KULTURWORT in jeder guten Buchhandlung. Bitte fordern Sie kostenlose Probehefte an.

DAS ÖSTERREICHISCHE KULTURWORT

Dr. Walter Seibert, Ludwigshafen
a./Rh., Sperlinggasse 7

Dr. JOHANNES NEUMANN

Der nervöse Charakter und seine Heilung

296 Seiten, engl. brosch.

DM 13,50, Gln. DM 16,50

Anhand eines reichen Anschauungsmaterials aus seiner psychotherapeutischen Praxis schildert der Verfasser Mittel und Wege einer Heilung der Neurose. Ein interessantes Lehrbuch der Seelenheilkunde, das sich an Lehrer und Erzieher wendet und in Lebensschwierigkeiten weiterhilft.

HIPPOKRATES-VERLAG, STUTTGART

THE WESTERN POLITICAL QUARTERLY

A national professional journal
published in March, June, September, December
by the University of Utah.

Approximately 900 pages. Four dollars per volume (\$5.00 abroad).

Some leading articles of recent date are:

What Ails the Anti-Communist Coalition?	James P. Warburg
Central Africa's First Federal Election: Background and Issues	Eugene P. Dvorin
Stalinism and the Pattern of Colonial Revolt	Roy C. Macridis
Recent Trends in Soviet Agriculture	Carl J. Schneider and Roy D. Laird
Left-Wing Trade Unionism:	
The Matrix of Communist Power in Italy	Joseph G. LaPalombara
Neutralism and Neutrality in Scandinavia	I. William Zartman
The Revisionist Feudalism of Sir Thomas Craig	Harvey Wheeler
Political Science and the Study of Groups	Phillip Monypenny
The Career System Revisited	Louis L. Friedland
The Development of Urban Planning in America	P. A. Pfretzschner

Send orders to F. B. Schick, Editor

THE WESTERN POLITICAL QUARTERLY

University of Utah, Salt Lake City, Utah, U. S. A.

HORST FUHRMANS

Schellings Philosophie der Weltalter

Schellings Philosophie in den Jahren 1806 bis 1821

Zum Problem des Schellingschen Theismus

469 Seiten, Englische Broschur 27,50 DM, Leinenband 30,— DM

Schellings Philosophie ist seit ihrer Wende ins Christliche (um 1806) weithin unbeachtet geblieben und hat nie auch nur annähernd jenes Maß von Aufmerksamkeit erweckt, das seinem früheren Philosophieren in so großem Maß zuteil geworden ist.

Nach seinem 1940 erschienenen Werk über Schellings Spätphilosophie, das in den Kreisen der Forschung große Beachtung fand, war es das Anliegen Horst Fuhrmans', den Beweis zu erbringen, daß der Entwurf einer „christlichen Philosophie“ aus den Jahren 1827 ff. im gesamten Denken Schellings weit zurückreichende Wurzeln hat. Dabei kam dem Verfasser die 1939 von ihm angebaute Wiedererschließung des bis dahin kaum beachteten Schelling-Nachlasses sehr zustatten. Auf Grund dieser Anregung veröffentlichte Manfred Schröter 1946 die vorhandenen „Weltalter“-Entwürfe und legte so das inzwischen durch Kriegseinwirkung verlorengegangene Material bereit, das Fuhrmans eine neue Deutung der mittleren philosophischen Phase Schellings ermöglichte. Diese Philosophie in den Jahren 1806–1821 zeigt sich so als der große christliche Gegenwurf gegen die idealistischen Systeme der Entwicklung aus dem Absoluten.

**L. SCHWANN VERLAG DÜSSELDORF**

Fortschrittliche u. freiheitsbewußte
Europäer lesen und verbreiten

DAS FREIE WORT

die beliebte deutsche Wochenzeitung mit dem dreisprachigen „Europäischen Forum“, mit der „Sozialen Beilage“ und den Rubriken „Junge Welt — junges Europa“, „Europa — unsere Heimat — schönes, weites Abendland“, „Unsere Frauen — unser Leben“ und nicht zuletzt mit dem hochaktuellen politischen Teil, der an keine Partei gebunden ist und

**immer Neues, Besonderes und
Interessantes**

bietet. „Das freie Wort“ steht an der Spitze aller europäischen Wochenzeitungen in seinem Eintreten

**für Freiheit, Recht und
Menschenwürde.**

Monatlich durch die Post bezogen
nur 1,22 DM. — Erfolgreiches In-
sertionsorgan. Probenummern gra-
tis durch den Verlag „Das freie
Wort“ in Düsseldorf, Kasernen-
straße 51.

Der *Monat*

Eine internationale Zeitschrift
herausgegeben von Melvin Lasky

Heft 71 • August 1954

Aus dem Inhalt:

James Boswell

Tagebuch der Großen Reise
I. In Berlin und Potsdam

H. Stuart Hughes / Agnes Headlam-
Morley

Versailles nach 35 Jahren

Hans Schwab-Felisch

„Die letzte Brücke“

Die Entstehungsgeschichte eines
Films

Luigi Barzini jr.

Kommunisten in Italien

Berlin-Dahlem

Saargemünder Straße 25

Einzelheft DM 1,—

Deutsche Zeitung

und Wirtschafts Zeitung

DAS DEUTSCHE BLATT FÜR SERIÖSE PUBLIZISTIK

Es gibt nur wenige Zeitungen auf der Welt, die einem anspruchsvollen Informationsbegriff wirklich gerecht werden. Unter ihnen nimmt die „Deutsche Zeitung und Wirtschafts Zeitung“ einen besonderen Rang ein. Sie unterhält einen Stab hochqualifizierter Mitarbeiter und verbürgt ein Höchstmaß an Zuverlässigkeit und Objektivität. Der festumrissene Standpunkt ist unabhängig von Gruppen oder Parteien.

Schreiben Sie uns bitte - wir liefern
Ihnen gern einige Ansichtsexemplare

Deutsche Zeitung und Wirtschafts Zeitung

Stuttgart - Silberburgstraße 193

Etudes Germaniques

Allemagne - Autriche - Suisse
Pays scandinaves et néerlandais

Vierteljahrsschrift der Gesellschaft
für germanistische Studien

Herausgegeben von

Maurice Colleville *Professor a. d. Sorbonne*
und

Fernand Mossé *Professor am Collège de France*

Die Zeitschrift *Etudes Germaniques* ist das wesentliche Organ der wissenschaftlichen Veröffentlichungen französischer Germanisten. Sie ist die einzige französische Zeitschrift, die sich mit den Ländern germanischer Sprache - Englisch ausgenommen - beschäftigt: Deutschland, Österreich, Schweiz, die Niederlande u. die skandinavischen Länder. Sie veröffentlicht Beiträge in Französisch, Deutsch und Englisch. Sie stellt ein unentbehrliches Hilfsmittel all denjenigen zur Verfügung, die sich an der Arbeit französischer Germanisten interessieren.

Jahrgangspreis (Vier Hefte mit einem Gesamtumfang v. mindest. 20 Bogen): 1.200 Fr.; Einzelheft: 300 Fr.

Annahme von Abonnements: Editions de Lyon I.A.C.
58 Rue Victor-Lagrange, Lyon (Rhône)

Postcheckkonto: Lyon 232-03 Probeheft kostenlos

*Beiträge zur bayerischen Frage
in der Zeit von 1918 - 1933*

BAYERN **zwischen Monarchie** **und Diktatur**

von Karl Schwend, Ministerial-
direktor, Leiter der Bayer. Staats-
kanzlei. 610 Seiten, 28 Bilder, Zeit-
tafel und biographisches Register.

Leinen DM 24, —

„Kein Politiker und kein Pu-
blizist, der künftig etwas Verbind-
liches über die deutschen und die
bayerischen Dinge sagen will, wird
um das Studium dieses Buches
herumkommen.“ (Helmut Ibach in
„Neues Abendland“)



Richard Pflaum Verlag
München

Ist Ihnen schon bekannt, daß die

WISSENSCHAFTLICHE BUCHGEMEINSCHAFT E. V.

nicht nur das im engeren Sinn wissenschaftliche Buch pflegt, son-
dern auch bedeutende Klassiker-Ausgaben?

Zur Zeit stehen im Programm:

ADALBERT STIFTER, Gesammelte Werke, neu — auf Grund der
Handschriften — herausgegeben von Dr. Max Stefl,

8 Bände, davon 2 Doppelbände (davon 4 Bände bereits erschienen).

HÖLDERLIN, Sämtliche Werke, herausgegeben von Professor Fried-
rich Beissner, 6 Bände, Kleine Stuttgarter Ausgabe (davon 3 Bände
bereits erschienen).

EICHENDORFF, Gesammelte Werke in 2 Dünndruck-Bänden (bereits
erschienen).

SCHILLER, Ausgewählte Werke, 6 Bände, herausgegeben von
E. Müller (2 Bände erschienen).

NOVALIS, Werke, herausgegeben von Professor Paul Kluckhohn,
4 Bände.

*Erbitten Sie die Vorzugspreise für Mitglieder durch Anforderung des
Jahresprospektes 1954*

WISSENSCHAFTL. BUCHGEMEINSCHAFT E. V., Darmstadt II, Schöfferstraße 15

Du

Monatsschrift für Freunde guter Literatur und Kunst

Erscheint am 1. jeden Monats

Herausgeber:

Conzett & Huber, Druckerei & Verlag, Zürich 4

*

Allem Schönen und Guten verhaftet
und weltoffen in seiner Haltung, bringt
die großformatige Kulturzeitschrift

Du

in Wort und Bild lebensnahe Themen
des täglichen Daseins zur Darstellung.
Erlesene Aufnahmen erster Photographen
aller Welt und herrliche Farb-
produktionen alter und neuer Meister
vollenden jedes Heft zum beglückenden
Ganzen. Wahrlich, eine Fundgrube für
Freunde guter Literatur und Kunst.

*

Einzelheft DM 3.50 Jahresabonnement DM 39. — durch:
Auslands-Zeitungshandel W. E. Saabach, Gereonstrasse 25 — 29,
Postfach Köln 1, und Kurt Saucke & Co. Paulstrasse 6, Hamburg

Entbehrliche Neuigkeiten . . .

Ein Mensch, der Zeitung liest, erfährt:

» die Lage völlig ungeklärt. «

Weil dies seit Adam so gewesen,

Wozu denn da noch Zeitung lesen? *)

*) Als Eugen Roth diesen heiteren Vers in seinem liebenswerten Buch „Ein Mensch“ veröffentlichte, kannte er die FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG noch nicht. Sie wird nämlich heute von seinen Freunden und Lesern in mehr als 100 000 Exemplaren täglich in 2 900 Orten des Bundesgebietes von der Nordsee bis zu den Alpen, und in 78 Ländern der Erde gelesen.



BÜRGERS TASCHENBÜCHER

Moderne Autoren schreiben für moderne Leser

JEDER BAND DM 1.90

- | | |
|--|---|
| 1 ALFRED NEUMANN
Der Teufel | 16 ERNST WEISS
Arzt und Mörder |
| 2 M. Y. BEN-GAVRIEL
Frieden und Krieg
des Bürgers Mahaschavi | 17 GRAHAM GREENE
Jagd im Nebel |
| 3 GEORGE ORWELL
1984 | 18 ANDRÉ GIDE
Dostojewski |
| 4 A. I. CRONIN
Die Dame mit den Nelken | 19 C. V. GHEORGHIU
25 Uhr |
| 5 ARTHUR KOESTLER
Sonnenfinsternis | 20 WILLIAM SAROYAN
Der waghalsige junge Mann
auf dem fliegenden Trapez |
| 6 EDOUARD ESTAUNIE
Der Fall Clapain | 21 FRANÇOIS MAURIAC
Die Tat der Thérèse
Desqueyroux |
| 7/8 H. MORTON ROBINSON
Der Kardinal (Doppelband) | 22 CARLO LEVI
Christus kam nur bis Eboli |
| 9 REINHOLD SCHNEIDER
Las Casas vor Karl V. | 23 LOUIS BROMFIELD
New Yorker Legende |
| 10 LUIGI BARTOLINI
Fahrraddiebe | 24 OTTO ROMBACH
Adrian der Tulpendieb |
| 11 LION FEUCHTWANGER
Jud Süß | 25 HORST LANGE
Die Leuchtkugeln |
| 12 SOSTSCHENKO
Schlaf' schneller, Genosse! | 26 LOUIS FISCHER
Mahatma Gandhi, sein Leben
und seine Botschaft an die Welt |
| 13 ROLAND DORGELES
Geschichten vom Montmartre | 27 VERN SNEIDER
Die Geishas des Captain Fisby |
| 14 PEARL S. BUCK
Das geteilte Haus | 28 CESBRON
Die Heiligen gehen in die Hölle |
| 15 JEAN-PAUL SARTRE
Im Räderwerk | |

In allen Buchhandlungen



BÜRGERS TASCHENBÜCHER

VERLAG DAS GOLDENE VLIES, DARMSTADT